Zwölf

Berlinische Geschichten

aus den Jahren

1551–1816

*

E. T. A. Hoffmann.

Indirekte Wiedergabe des ähnlichsten Selbstporträts, einer Kreidezeichnung in Lebensgröße.

Zwölf
Berlinische Geschichten

aus den Jahren 1551—1816

Erzählt von E. T. A. Hoffmann

***

Nach der Folge der Handlung
zusammengestellt und erläutert von
Hans von Müller

* *
*

Mit zehn Bildbeigaben

München * Bei Georg Müller Verlag * 1921

Otto Pniower

zur Erinnerung

an den 8. April 1907

*

Inhalts-Übersicht.

* Auf S. 3 versehentlich ganz ins Jahr 1551 gelegt. S. aber S. 337 sub 4).

Zweites Buch:

Sechs Begebenheiten

aus der Zeit vom September 1814 bis zum September 1816.

Das Titelbildnis ist wiedergegeben nach dem stark verkleinernden Stich, den Ludwig Buchhorn (1770–1856, seit 1814 Professor der Kupferstechkunst an der Akademie zu Berlin) 1823 für Hitzigs Buch ‚Aus Hoffmann's Leben und Nachlass' angefertigt hatte.

Einleitung.

Die bisherigen Urteile über Hoffmanns Berlinische Geschichten, bes. von Rodenberg, Wildenbruch und Pniower. — Das ‚Gluck'=Problem im zwanzigsten Jahrhundert. — Holtzes Plan einer Gesamtausgabe der Berlinischen Geschichten; Gründe dagegen und dafür. Zwei Teilsammlungen zu drei Texten (Holtze=Müller und Leppmann). Die Entstehung der vorliegenden Sammlung in vier Etappen, 1910—14—16—20.

1. Vor Rodenberg.

Schon in den ersten fünfzig Jahren nach Hoffmanns Tode ist hin und wieder darauf hingewiesen worden, daß Hoffmann mit Vorliebe und mit Glück Berliner Lokalitäten und Persönlichkeiten geschildert hat*.

* Die Tagebuchaufzeichnung Hebbels vom 8. Juli 1854, die Pniower heranzieht, möchte ich kaum verwerten. Es ist mir nicht sicher, ob sie ganz ernst gemeint ist; jedenfalls bezieht sie sich zunächst nur auf eine Figur Hoffmanns, u. z. auf eine, die tatsächlich weder in Berlin geschaffen ist, noch auch nur vermutungsweise auf ein Berliner Modell zurückgeführt werden kann. Hebbel schildert einen geschmacklosen aber gutmütigen Berliner Parvenü, den Juwelier G. Hoffauer [Kronenstraße 28], der sich ihm in Marienbad genähert hatte; er macht sich über die Zudringlichkeit und den Jargon des Mannes (telegraphisch statt photographisch u. dgl.) lustig. Dabei sagt er [Werners Lesung „Pater" berichtige ich in „Peter"]:

> Possierlicher Mensch, der an Hoffmanns Peter Schönfeld erinnert und beweist, daß der phantastischste unserer Novellisten, wenn auch nicht aus der Welt, so doch wenigstens aus Berlin geschöpft hat.

Hebbel meint also, daß es solche Narren, wie der Barbier Peter Schönfeld in den ‚Elixieren des Teufels' einer ist, in der ganzen Welt nicht gebe außer in Berlin und daß Hoffmann mithin das Modell zu diesem nur in Berlin gefunden haben könne. Hebbel hat dabei vermutlich nicht bedacht, daß Hoffmann die Figur des Peter Schönfeld in Leipzig konzipiert und ausgestaltet hatte und daß es nicht seine Schuld gewesen war, wenn er erst in Berlin einen Verleger für die ‚Elixiere' gefunden hatte.

Freilich machte ihm Wilibald Alexis, für den ein Berlinischer Stoff nur Würde hatte, wenn er aus dem Mittelalter stammte, einen Vorwurf daraus; er schrieb 1822 in seiner langatmigen Zugabe zu Hitzigs Biographie (2, 353, Z. 2–5): um ein Liebling des Lesepublikums zu bleiben, habe Hoffmann sich genötigt gesehen, „dem immer schlechter werdenden Geschmacke in unserer Novellenliteratur zu frönen und endlich sogar Lokalstücke, welche die Menge mit Gier aufgriff, zu dichten".

Wenn aber Balzac, der gewaltige Schilderer des zeitgenössischen Pariser Lebens, nicht müde ward, bewundernd den conteur berlinois zu zitieren, so wollte er damit wohl nicht nur den in Berlin wohnenden, sondern insbesondere auch den seine Stadt schildernden Schriftsteller loben, den Dichter, der Berlin zum Schauplatz vieler in ganz Europa mit Entzücken gelesenen Erzählungen gemacht hat.

2. Rodenberg. I: 1883–85.

Nachdem das Berlin Friedrich Wilhelms III. historisch geworden war, fing man an, Hoffmanns Schilderungen eben der Sorgfalt ihres Lokalkolorits wegen als kulturhistorische Dokumente zu schätzen.

a) Gegen Weihnachten 1875 begann Julius Rodenberg, der Herausgeber der ‚Deutschen Rundschau', „den Veränderungen nachzugehen, unter denen das alte Berlin", das er seit seiner Studentenzeit gekannt, „in das neue sich verwandelte". Den ersten Aufsatz dieser Art, ‚Die letzte Pappel', veröffentlichte er jedoch erst um Weihnachten 1878. Im Juni 1880 beschrieb er in demselben Geiste einen ‚Sonntag vor dem Landsberger Tor'; die Schilderung erschien im September des Jahres. Im August 1882 schrieb Rodenberg als drittes dieser ‚Bilder aus dem Berliner Leben' den Aufsatz ‚In den Zelten', der im Oktober 1883 erschien, in dem (Quartals-)Band 37 auf S. 96–116. Wir lesen hier S. 113f:

Ein fashionabler Platz war damals [in den 1820er Jahren] der „Hofjäger", welchen die Älteren der gegenwärtigen Generation noch gekannt und mit seinen weiten Wald- und Wiesengründen unter ihrem Blick gleichsam haben hinschwinden sehen, bis Häuser und Straßen [insbes. die Friedrich-Wilhelm-Straße] daraus geworden ... Hier, auf der Landseite des Tiergartens, und in den Zelten, auf der Wasserseite desselben, war man sicher, zu der Zeit, wo ... E. T. A. Hoffmann seine „Serapions-Brüder" schrieb, in den Nachmittagsstunden stets eine auserlesene Gesellschaft zu finden. Namentlich die Zelte scheint der Verfasser der wundersamen „Phantasiestücke in Callots Manier" geliebt zu haben. Zwei seiner Novellen läßt er hier beginnen, aus deren einer – „Fragment aus dem Leben dreier Freunde" – hervorgeht, daß man damals noch „hinten heraus auf dem Platz am Wasser" sitzen konnte, wo jetzt nur altes Gerümpel liegt und Hühner in unzähligen Scharen spazieren gehen; während die andre – „Ritter Gluck" – mit einer anschaulichen Schilderung des Anblicks eröffnet, wie er sich dem Beschauer in jenen Jahren bot.

Es folgt der Anfang des ‚Ritters Gluck' und eine Angabe über den Platz des darin erwähnten Orchesters (s. Register); später (S. 115f) spricht Rodenberg kurz von den einzelnen Zelten, insbesondere dem Weberschen (s. gleichfalls im Register).

Das Wort ‚Cigarros' in demselben Zitat bringt ihn auf die ‚Brautwahl' und ihren Helden Edmund Lehsen. Leider zitiert er hier recht liederlich, obwohl er die Textstellen selbst richtig aus dem vor ihm liegenden Buche abschreibt. Wir lesen auf derselben Seite 114:

... der Maler Eduard Lassen sagt in einer anderen von Hoffmanns Novellen – „Die Brautnacht" – daß er für die Güte

... der Zigarren einstehe ... Ein „Glimmstengel oder Tabaksröhrlein, wie die Puristen den Cigarro benannt haben wollen,“ vermittelt „an einem schönen Sommerabende“ die Bekanntschaft zwischen dem jungen Maler und dem Kommissionsrat Herrn Melchior Voßwinkel; und da besagter Kommissionsrat eine Tochter besitzt, welche die „Jugend, Anmut, der Liebreiz selbst“ ist, so kann man sich das Weitere denken. –

Ob dem Zitator der ‚Brautnacht‘ „das Weitere“, insbesondere der negative Schluß der Geschichte, wirklich ganz gegenwärtig war, darf allerdings bezweifelt werden.

b) Nachdem noch zwei weitere Aufsätze gefolgt, vereinigte Rodenberg 1885 alle fünf in Buchform: ‚Bilder aus dem Berliner Leben‘ (sie erschienen bei den Verlegern der ‚Deutschen Rundschau‘, den Gebrüdern Paetel in Berlin). Der Aufsatz ‚In den Zelten‘ füllt hier, bei dem kleinen Format, die 54 Seiten von 67–120. Die beiden unter a wiedergegebenen Stellen finden wir hier auf S. 113–15, u. z. buchstäblich so wie in der ‚Rundschau‘, woraus sich ergibt, daß nicht ein einziger von den Tausenden von Lesern dieses Blattes in den Jahren 1883–1885 den Herausgeber über Eduard Lassen und dessen Brautnacht aufgeklärt hatte. Die Hempelsche Gesamtausgabe von Hoffmanns Dichtungen (1879/83) und Munckers ausführlicher Artikel in der ‚Allgemeinen Deutschen Biographie‘ (1880) hatten eben nicht ausgereicht, um Hoffmann wieder von den Toten zu erwecken.

3. Rodenberg. II: 1887–88.

a) In den nächsten Monaten setzte Rodenberg in seiner Monatsschrift die ‚Bilder aus dem Berliner Leben‘ fort, und 1887 konnte er die neuen Aufsätze in einem zweiten und letzten Bande sammeln.

b) Als Nachtrag begann er aber noch im selben Jahre eine neue Reihe ‚Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben.' Der zweite dieser Aufsätze erschien im Januar 1888 in Bd. 54 auf S. 86–106; er schildert die Beziehungen älterer Dichter zu Berlin. Der dritte Aufsatz bespricht im Rahmen eine Wanderung durch die älteren Konditoreien Berlins die Beziehungen neuerer Schriftsteller zur Stadt; er handelt namentlich von Rodenbergs eigenen literarischen Bekanntschaften der 50er Jahre, in erster Linie von Gottfried Keller.

c) Der zweite, im Januar erschienene Aufsatz, der uns hier speziell angeht, ist durch Trennungslinien deutlich in drei Hauptabschnitte zerlegt.

Der erste dieser Abschnitte handelt vorwiegend von Schillers Aufenthalt in Berlin im Mai 1804. Schon hier, auf S. 91, gedenkt Rodenberg Hoffmanns mit Anerkennung. Er berichtet, daß man erst 1859 aus Akten des Staatsarchivs festgestellt habe, wie kühl Iffland dem Plan gegenübergestanden habe, Schiller nach Berlin zu ziehen; er bemerkt, diese Funde bestätigten „in merkwürdiger Weise die Worte E. T. A. Hoffmanns, eines feinen Beobachters, der den Personen und Dingen zeitlich noch nahe gestanden" und zitiert dazu Otmars sarkastische Darlegungen in der siebenten Serapions-Sitzung, wonach Schillers Trauerspiele Ifflanden „eigentlich in tiefster Seele ein Greuel waren" und auch publizistisch von diesem, wenn auch in versteckter Form, bekämpft worden seien.

Der zweite Abschnitt des Januar-Aufsatzes beschäftigt sich größtenteils mit Heine.

Es war leicht, durch Zitate aus den ‚Briefen aus Berlin' von Heine auf Hoffmann überzuleiten. Diesem ist der letzte Abschnitt, S. 100 unten bis 106 Mitte, ausschließlich gewidmet. Ich setze ihn zu einem großen Teile wörtlich hierher; nur einige nicht unbedingt

notwendige Stellen habe ich erkennbar gestrichen und zwei Belegnoten stillschweigend weggelassen.

Nachdem Rodenberg dargelegt, wie nahe der junge Heine innerlich dem älteren Dichter gestanden hat, fährt er fort:

„Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben," sagt Heine von den Schriften Hoffmanns. Für uns Berliner haben sie noch eine andre Bedeutung: das alte Berlin lebt in ihren Blättern. Nicht das des nüchternen Alltags, sondern eines, das unheimlich phosphoresziert, von seltsamen Gestalten erfüllt und dennoch wirklich ist in all' seiner Unwirklichkeit; so wie er selber, der ... Musikdirektor an Wanderbühnen war, ein Komponist, ein Schriftsteller, ein Maler ... und dennoch, trotz der Legende, die sich um sein abenteuerliches Leben gewoben, zuletzt ein guter Berliner Kammergerichtsrat geworden und als solcher verstorben ist. ... Er ist ein Stück jenes Berlins, welches nunmehr fast ganz dahingegangen; aber wir brauchen nur an ihn zu denken, so steht es wieder vor uns, wie er es gesehen hat mit dem gespenstisch blickenden Auge, welchem dennoch keine von den gewöhnlichen Realitäten entging, nur daß eine jede von seinem Licht etwas annahm. [Es folgt die irrtümliche Angabe, Hoffmann habe] in dem Hause der Charlottenstraße Nr. 50, Ecke der Französischen Straße gewohnt, gerade gegenüber der Weinstube von Lutter und Wegener[; diesem Hause habe] Hoffmann in „Des Vetters Eckfenster" ein literarisches Denkmal gesetzt ... [Jetzt stehe dort ein Neubau] mit ... Läden und dem „Löwenbräu" ... Stiller war es hier und traulicher, als der Vetter noch dort oben hauste[. Es folgt ein längeres Zitat aus der Einleitung von ‚Des Vetters Eckfenster' („der Vetter war Hoffmann selbst"), in dem zum Schluß] „das kolossal und genial gedachte Theatergebäude"

[genannt und des] „grandiosen Platzes“ [gedacht wird. Dann fährt Rodenberg fort:] Der Platz ist der Gendarmenmarkt und das Theatergebäude das Königliche Schauspielhaus; und nun beschreibt Hoffmann das bunte Treiben eines Markttages, mit seinen Buden und Ständen, Verkäufern und Verkäuferinnen, Köchinnen und Damen, so wie wir es alle noch gekannt, bevor die Markthallen es in sich aufgenommen und zum besten Teil unsrer Beobachtung entzogen haben. Aber der Vetter ist nicht mehr derselbe: die Krankheit, von der er nicht genesen wird, fesselt ihn an das Eckfenster. [Es folgt ein weiteres Zitat aus der Einleitung und sodann zwei Zitate aus dem Schluß.]

War er ein andrer, oder nicht vielmehr in seinem innersten Wesen und einigermaßen in seinem Äußern derselbe schon, als er sich noch unter diese Menschen mischte? Denn nicht menschenscheu war er, im Gegenteil; aber eine Mitternachtsnatur, die bei den Freunden, in den frohen Gesellschaften und nicht selten im Rausch eine Zuflucht sucht, wie geängstete Kinder, die den Kopf im Schoße der Mutter bergen. Ein leidender, schmerzhaft gespannter Zug ist in seinem Gesicht . . . Hoffmann selber bestätigt . . . dicht vor seinem frühen Tode [wo?], daß er unter der Last seiner Einbildungskraft zusammengebrochen sei. So genau kennt er sich, daß es oft ist, als ob er Furcht vor sich selber habe. Den Schatten, den sein eignes Ich wirft, bringt er gleichsam zum Leben und betrachtet ihn mit einer grausamen Kälte. Mit einem gewissen bittren Humor spricht er [in der Einleitung zum ‚Öden Hause‘*] von dem „sechsten Sinne“, der ihm verliehen worden, von der Gabe nämlich, „an jeder Erscheinung, sei es Person, Tat oder Begebenheit, sogleich dasjenige Exzentrische zu schauen, zu dem wir in unsrem gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden.“ . . . Für ihn ist immer Geister-

* Bei uns im Nachwort (Bd. 2).

stunde. Mit scharfem Blick dringt er in das, was dem blöderen Auge dunkel ist, und bemerkt an jeder Kreatur den Fleck, wo das Spiel des Dämonischen, das Unerklärte, das Unerklärliche beginnt, auch in dem allertrivialsten Dasein.

Seine Leidenschaft ist es, allein durch die Straßen zu wandeln, die begegnenden Gestalten zu betrachten, „ja wohl manchem in Gedanken das Horoskop zu stellen". Tagelang läuft er hinter ihm unbekannten Personen her, „die irgend etwas Verwunderliches im [st. in] Gang, Kleidung, Ton, Blick haben". [Beides aus dem ‚Öden Hause': jenes in unserem ersten Kapitel, dieses in der Einleitung.] Er fühlt sich im beständigen Rapport mit dem Übersinnlichen, dem geheimnisvollen Walten von Naturkräften, die wir nur unvollkommen erkennen, und mehr noch als er die Geisterwelt, verfolgt die Geisterwelt ihn. Sie quält, foltert und neckt ihn, sie macht ihn abwechselnd selig und . . . physisch krank. Sie vertritt ihm den Weg am hellen Mittag* in diesem vernünftigen Hegelschen Berlin; sie geht ihm nach [in der ‚Brautwahl'] durch den Lärm der Königstraße zu den wenigen noch übrigen Resten des Mittelalters in der Gegend des zerfallenden Rathauses; sie läßt ihn [in den ‚Drei Freunden'] in der Grünstraße – „ich sage in der Grünstraße" – einen geheimnisvollen Rosen- und Nelkenduft verspüren und verhext ihm [wieder im ‚Öden Hause'] den fashionablen Sammelplatz „des höheren Publikums", die Linden.

Man könnte Hoffmann den Vater des „Berliner Romans" nennen, dessen Spur später, als man Berlin „die Hauptstadt," den Tiergarten „den Park," die Spree „den Fluß"

* Anscheinend Reminiszenz an Heines Brief an Detmold vom 28 Juli 1827: „Lassen Sie Hoffmann und seine Gespenster, die um so entsetzlicher sind, da sie am hellen Mittag auf dem Markte spazieren gehen" (vgl. Uhlendahl [s. S. 332 oben] S. 57/58).

und die Regentenstraße (nach einer darin befindlichen Fontäne) „die Springbrunnenstraße" nannte, sich in Allgemeinheiten verlor, bis er in unseren Tagen wieder aufgelebt ist – freilich in Anlehnung eher an französische Vorbilder, als an diesen echt deutschen Schriftsteller, welcher . . . heute noch von den Franzosen . . . mehr gelesen wird als von seinen eigenen Landsleuten. „Du hattest", läßt er einen der Erzähler im [vielmehr: einen der Serapions-Brüder im Anschluß an das] „Fragment aus dem Leben dreier Freunde" sagen, „bestimmten Anlaß, die Szene nach Berlin zu verlegen und Straßen und Plätze zu nennen. Im allgemeinen ist es aber auch meines Bedünkens gar nicht übel, den Schauplatz genau zu bezeichnen. Außerdem, daß das Ganze dadurch einen Schein von historischer Wahrheit erhält, der einer trägen Phantasie aufhilft, so gewinnt es auch, zumal für den, der mit dem als Schauplatz genannten Orte bekannt ist, ungemein an Lebendigkeit und Frische." Mit diesen Worten spricht Hoffmann deutlich die Theorie seines Romans aus, die ganz ebenso den neuesten Erzeugnissen dieser Gattung wieder zu Grunde liegt. Der Berliner Roman ist damit auf den richtigen Weg zurückgekehrt, den ihm, vor zwei Menschenaltern schon, Hoffmann gewiesen.

Aber wie sehr ist dieser seinen Nachfolgern in der Kunst der Lokalschilderung überlegen! Er bezeichnet nicht nur, er zeichnet und trifft mit unfehlbarer Treue. Visionär, hat er doch für die Bestimmtheit der Dinge den sichersten Griff und Ausdruck; er überzeugt durch den Gegensatz: von der Festigkeit des Hintergrundes borgt die Magie seiner ruhelosen Erfindung den Schein einer Existenz, welche der gemeinen Wirklichkeit widerspricht und doch untrennbar mit ihr verknüpft ist.

Nirgends, in keiner seiner Erzählungen, zeigt diese Kunst, durch

die Behandlung des Gegenständlichen das Wesenlose körperhaft zu machen, sich bewunderungswürdiger, als in der Geschichte des „öden Hauses" unter den Linden. Er nennt diesmal die Linden nicht mit Namen, noch gibt er (aus naheliegenden Gründen) die Nummer des Hauses an. Aber unverkennbar trotzdem ist sie, „die mit herrlichen Prachtgebäuden eingeschlossene Allee, welche nach dem ***er Thore führt"; und ebenso das Haus. [Es folgen Angaben über das Haus und über die Konditorei im Nebenhause; wir haben sie teilweise in unserm St. 11 selbst (S. 273 Z. 9 v. u., S. 276 Z. 11f), in den Anmerkungen (S. 407 zu b) und im Register (unter „Fuchs") benutzt.]

Rodenberg nimmt also, um das hier zusammenzufassen, diesmal seine Belege aus vier von Hoffmanns Berlinischen Geschichten. Wie 1882 zitiert er die ‚Drei Freunde' und die ‚Brautwahl'; vom ‚Ritter Gluck' sieht er diesmal ab, statt dessen behandelt er ausführlich ‚Des Vetters Eckfenster' und – dieses mit besonderem Glück – das ‚Öde Haus'.

d) In dem dritten Aufsatz der Serie ‚Unter den Linden' führt Rodenberg, wie schon gesagt, den Leser durch die älteren Konditoreien Berlins. Auch hier erwähnt er, wenn auch flüchtig, wiederholt Hoffmann: „denn wo könnte man im ehemaligen Berlin gehen, ohne seinem Schatten zu begegnen?"

In schneller Folge erschienen dann sechs weitere Aufsätze.

e) Noch im selben Jahre 1888 gab Rodenberg die neue Reihe als Buch heraus (Obertitel: Unter den Linden, Untertitel: Neue Folge der Bilder aus dem Berliner Leben). Von den unter c erwähnten drei Stellen steht die über Ifflands Verhältnis zu Schiller auf S. 72/73, der große Hoffmann-Abschnitt auf S. 95–116 (u. z. die von uns wörtlich zitierten Stellen S. 96 unten und 97, 105 unten

bis 106 oben, 107 oben bis 110 unten), der Satz aus dem dritten Aufsatz S. 133 unten.

Während 1883/85 sich niemand gefunden hatte, der „Eduard Lassen" und seine ‚Brautnacht' beseitigte, war Rodenberg jetzt darauf aufmerksam gemacht worden, daß er die Wohnung Hoffmanns an einer falschen Stelle gesucht hatte. Man hatte ihm das bekannte Blatt gezeigt, auf dem Hoffmann am 18. Juli 1815 für seine Bamberger Freunde die neue Wohnung samt Umgegend skizziert hatte,* und Rodenberg berichtet nun S. 97 unten bis S. 105 oben über Hoffmanns wirkliches Wohnhaus und dessen Umgebung. Seine Ausführungen bestehen zum größeren Teil, nämlich von S. 99 oben bis 104 oben, aus einem vortrefflichen Kommentar zu jenem Blatte, der am Anfang und am Schluß an Rellstabs novellistische Erläuterung von 1839** anknüpft. U. a. macht Rodenberg darin Angaben über die Wein- und Delikatessen-Handlung von Thiermann, die sowohl in der ‚Silvesternacht' wie in der ‚Brautwahl' eine Rolle spielt; wir haben diese Notizen für das Register vorgemerkt.

Im übrigen ist in den unter c zitierten Sätzen kein Wort geändert.

4. Rodenberg. III: Würdigung.

Ich könnte sagen, daß Rodenbergs Ausführungen von 1888 der Text sind, zu der meine Sammlung die Belege zusammenträgt. Zum mindesten ist zu sagen, daß sie das notwendige Vorwort zu einer Sammlung von Hoffmanns Berlinischen Geschichten sind: ich hätte sie plagiieren müssen, wenn ich sie nicht zitieren wollte. Ich habe aber in diesem Falle um so lieber der Wahrheit die Ehre gegeben, als ich sie damit auch ein wenig meinem alten Gönner geben konnte, der an der gleichen Stelle (nachdem dort 1906 Ellingers inhaltsreicher Knarr-

* Im Briefwechsel zu S. 241.

** S. Briefwechsel S. 663, Note 31.

panti-Aufsatz erschienen war) 1908 die Mitteilungen über Hoffmanns Brautstand mit Minna Doerffer, 1910 Hoffmanns ‚Briefe aus den Bergen‘ und in den letzten von ihm zusammengestellten Heften um die Jahreswende 1913/14 die Darstellung von Hoffmanns Leben in Plock gebracht hat.

Um Rodenbergs Leistung richtig einzuschätzen, muß man sich gegenwärtig halten, daß diese Würdigung aus den achtziger Jahren stammt – einer Zeit also, in der kein Hund ein Stück Brot von Hoffmann nahm. In diesem Jahrzehnt ist das heitere Meisterwerk des Komponisten Hoffmann, die Partitur der ‚Lustigen Musikanten‘, von Berlin nach Paris verkauft, weil kein Mensch in Deutschland sich dafür interessierte*; in diesem Jahrzehnt bezeichnete Goedeke als die allein angemessene Aufgabe einer Monographie über den Dichter Hoffmann, „die Mittel, mit denen er wirkt, [gemeint ist: die Mätzchen] auszusondern und [nach deren Subtraktion] der Gebrechlichkeit seiner Erfindungen, der Armut seiner gestaltenden Ideen, der Verschrobenheit seiner erzeugenden Einfälle nachzugehen“ (Grundriß 3, 413 Mitte).

Im Gegensatz zu diesem für die Zeit durchaus typischen Verdikt hat Rodenberg Hoffmann als Freund des Übersinnlichen und als Künstler mit einem Verständnis erfaßt und mit einer Eindringlichkeit charakterisiert, wie ich sie erst zwölf Jahre später bei Ricarda Huch (im ‚Ver sacrum‘ vom November 1899) wiederzufinden vermag. Und als Schilderer Berlins vollends ist Hoffmann durch Rodenberg überhaupt erst entdeckt; Rodenbergs Urteil darüber ist bis heute nicht übertroffen.

---

* Der Schlußchor des Textes, den ich als Geschenk meines Freundes Paul Wallich besitze, endet mit den jetzt wie bitterer Hohn klingenden Worten:

Heil dem Volke,
Das die Künste ehret!

5. 1890–96.

Aus den 90er Jahren können wir nur ein paar flüchtige Andeutungen zu unserem Thema verzeichnen:

a) Der ‚Daheim'-Redakteur Robert Koenig, dessen Urteilsfähigkeit sich zu der Rodenbergs so verhielt wie sein Familienblatt zur ‚Deutschen Rundschau', hatte seit 1850 an einem Werke für sein Stammpublikum gearbeitet, das die deutsche Literatur auf Grund ihrer Unterhaltsamkeit und ihrer didaktischen Nützlichkeit wertete. 1878 erblickte das Opus endlich das Licht der Welt und hatte den ungeheuren Erfolg, den solche Bücher in Deutschland zu haben pflegen. Bei einem Neudruck, wohl um 1890*, hängte Koenig, vermutlich durch Rodenbergs Aufsatz veranlaßt, der Besprechung der ‚Serapions-Brüder' die Bemerkung an, „daß Hoffmann, obwohl ein Ostpreuße, doch der erste Berliner Dichter [gemeint ist: der erste dichterische Schilderer Berlins] genannt werden darf"; die Physiognomie der Stadt habe er „treu . . . geschildert . . . und einzelne Typen aus der Berliner Gesellschaft . . . mit realistischer Naturwahrheit gezeichnet." Koenig exemplifiziert dabei auf die ‚Brautwahl' und ‚Des Vetters Eckfenster'.

b) Im Juni 1892 schrieb Heinrich Pröhle (in Westermanns Monatsheften, S. 320 f) in einem Aufsatz über „E. T. W. Hoffmann (Callot-Hofmann [sic])", dieser habe seine Erzählungen gern genau lokalisiert; „So hat er . . . dem Gendarmenmarkte eine Novellette gewidmet . . . Er betitelt diese Skizze: ‚Des Vetters Eckfenster' . . . Auch eine musikalische Novelle hat Hoffmann der Stadt Berlin gewidmet. Sie führt den Titel ‚Ritter Gluck'."

---

* Die Bemerkung steht noch nicht in der 9. Aufl. von 1881 (S. 560), wohl aber in der 23. von 1893 (Bd. 2, S. 183/84). Die dazwischenliegenden Auflagen des Buches hat nicht einmal der eigene Verlag aufgehoben, geschweige denn eine wissenschaftliche Bibliothek.

c) 1894 schrieb Georg Ellinger in seiner Hoffmann-Biographie (s. u., S. 330) auf S. 111, Hoffmann habe das Berlin seiner Zeit mit herzlicher Wärme in der Dichtung festgehalten;

Darum fühlt sich der Freund Hoffmanns auch im heutigen Berlin noch überall an den Dichter gemahnt: wenn er abends die Königsstraße nach dem Alexanderplatz zugeht, wandelt Leonhard Thurneyssers unheimliche Gestalt [aus der ‚Brautwahl'] neben ihm, um ihm am Rathause die Braut zu zeigen und ihn dann in die Gesellschaft des Kanzleisekretärs Tusmann und des alten Lippold einzuführen; auf dem Gendarmenmarkt sieht er rechts Hoffmanns Wohn- und Sterbehaus, links aber schaut er auf die französische Kirche, über deren Turm Chamisso-Schlemihl [in den ‚Abenteuern der Silvesternacht'] mit Siebenmeilenstiefeln hinwegschreitet; die Linden und die Zelte sind erfüllt von den phantastischen Gestalten, mit denen Hoffmanns Einbildungskraft sie bevölkert hat.

d) In seinem durch Ellingers Buch veranlaßten Aufsatz über Hoffmann (National-Zeitung, Nr. 544) schrieb Ludwig Geiger im selben Jahr von den Novellen der Serapions-Brüder: „Einige spielen in Berlin, sowohl dem des 19. als dem des 16. Jahrhunderts, und wissen in sehr geschickter Weise Straßen und Plätze, die Altstadt und den Tiergarten zu beleben . . . Unter diesen Novellen befinden sich Hoffmanns meistgelesene . . . neben anderen, weniger bekannten Meisterstücken[, nämlich]: ‚Aus dem Leben dreier Freunde' (eine[r] echt Berlinischen[n] Geschichte jener Zeit), ‚Die Brautwahl' . . . [es] erscheinen Spukgestalten und Gespenster; Träume und Erscheinungen kommen häufig vor . . . gelegentlich [insbesondere im ‚Bekannten Mann'] spielt der Teufel persönlich eine Rolle."

e) Im Dezember 1896 zitierte Felix Poppenberg in einem Auf-

satz ‚Berliner Suite' (Neue Deutsche Rundschau, der Freien Bühne Jg. 7 [Heft 12] S. 1232–34) ‚Die Brautwahl,' ‚Das öde Haus' und ‚Des Vetters Eckfenster'.

6. 1901–03.

a) Am 26. Juni 1901 vollendete Rodenberg das 70. Lebensjahr. In der Festschrift, die bei diesem Anlaß erschien, (Julius Rodenberg. 26. Juni 1831–1901. Berlin, Gebr. Paetel, 1901) feierte Ernst von Wildenbruch (S. 63–83) „Julius Rodenberg als Berlin-Bummler". Er kleidete diese Würdigung ein in einen Disput mit einem Literarhistoriker, der ihn fortwährend mißversteht und durch blödsinnige Einwürfe das Gespräch in Gang erhält. Wildenbruch kündigt nach einer einleitenden längeren Plänkelei an (S. 70), er wolle „von der intimen Seite" über Berlin sprechen. Der andere fragt: „Hat denn – dieses Berlin überhaupt etwas Intimes?"* – Wildenbruch erwidert mit der Gegenfrage, ob der andere Hoffmann gelesen habe. Der Literarhistoriker nennt, antwortend, Hoffmann „einen der ersten Erzähler, den [!] die deutsche Literatur besessen hat". Wildenbruch gerät über dieses Klischee in ein „Übermaß des Entzückens" und sprudelt nun eine nicht endenwollende Reihe weiterer Fragen, rhetorischen Charakters, heraus, von denen wir eine Auswahl hersetzen**:

Aber nun sagen Sie, wenn Sie diesen herrlichen Kerl gelesen haben, diesen „goldenen Topf" voll Erfindung, diesen Spukgeist im

* Beide Herren gehen also von der Voraussetzung aus, daß das „Intime" eine objektive Eigenschaft ist — während Wildenbruch doch offenbar unter einer „intimen" Umgebung eine solche versteht, die ihm behagt, in der er sich wohl fühlt. Es ist die Psychologie des Urmenschen, der das „gut" nennt, was ihm gut schmeckt.

** Die Interpunktion ist in diesem Auszuge vereinfacht, insbesondere sind zahlreiche überflüssige Anführungszeichen gestrichen. Ferner haben wir die lange Rede in Absätze geteilt.

Grausen der Nacht und Schilderer zugleich des lebendigen Lebens, wie es um uns her liegt im Mittagssonnenschein des Alltags, brummelnd und brodelnd mit allen kleinen Tönen der Wirklichkeit, wie ein großer Kessel, in dem ein guter . . . Hauskaffee gekocht wird, wie ist es dann möglich, daß Sie fragen, ob Berlin etwas Intimes besitzt? Können Sie durch die Straßen Berlins, können Sie durch den Tiergarten gehen, ohne auf Schritt [und Tritt] daran denken zu müssen: hier ist er seiner Zeit gegangen, der sonderbare, tolle, geniale Kammergerichtsrat? Ist es nicht, als wären Goldtupfen über die ganze große Stadt verstreut? Alle die Punkte, die Straßen, die Restaurations- und Wein- und Kaffeehäuser, die er in seinen Berliner Erzählungen mit Namen genannt und uns erhalten hat?

Können Sie vor dem Hause an der Ecke der Tauben- und Charlottenstraße stehen, ohne nach dem Eckfenster zu blicken, aus dem seiner Zeit der Vetter auf das Marktgewühl des Gendarmenmarktes hinuntergesehen hat? Wacht nicht der ganze einstige Markt mit seinen Figuranten und Figurantinnen wieder vor Ihnen auf? ... Ein Stilleben, wie von einem niederländischen Meister gemalt; und die Stadt, wo es sich abgespielt hat und, indem wir es lesen, wieder abspielt, als wäre es der heutige Tag – die Stadt hätte nichts Intimes besessen, besäße es nicht noch?

Sind Sie jemals durch die Jägerstraße geschlendert, ohne im Stillen umherzuschauen und zu fragen, wo er wohl gelegen haben mag, der Thiermannsche Laden, in dem in jener abenteuerreichen Silvesternacht die freundlichen Lichter brannten? Oder der Keller, in welchem der Erzähler schließlich endet, um bei einer Flasche guten englischen* Biers nebst einer Pfeife guten Tabaks

---

* So in der Fassung von 1818: s. S. 392 Mitte.

mit Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hatte, und dem Manne zusammenzutreffen, der sein Spiegelbild eingebüßt hatte?

Oder sind Sie je bei den Zelten vorbeigegangen, ohne daß Ihnen die sonderbare Erzählung eingefallen wäre, wie dort, im Jahre 1809 [vielmehr 1807], mitten unter dem Berliner Kaffeepublikum der . . . Ritter von Gluck erscheint, der dann [im folgenden Jahre!] sich über die schlechte Musik [im Opernhause!] ärgert und mit dem Erzähler tief in der Nacht [nein: früh am Abend] nach Haus geht, um ihm, in dem er einen Geistesverwandten erkennt, auf einsamer Stube seine ‚Armida‘ vorzuspielen? Ist es Ihnen nicht, wenn Sie in den Zelten die heutigen Menschen zusammengepfropft sitzen sehen, als tauchte dahinter, von dem alten spukhaften Kammergerichtsrat hervorgerufen, das einstige Berliner Publikum vom Jahre 1809 wieder auf? . . .

Sitzt nicht an jenem Tische dort [wie in den ‚Drei Freunden‘] der geheime Rat Asling mit seinem reizenden Töchterchen Pauline, mit der er, wenn sie mit Kaffeetrinken fertig, nach der Stadt zurückgehen wird, nach der Neuen Grünstraße? Nach der Neuen Grünstraße, in welcher auch das Haus der alten Erbtante liegt, die der junge Alexander, ihr Neffe, beerbt hat? . . .

Dieses ganze alte Berlin, die versunkene Welt, kommt Sie Ihnen nicht wieder? Ist sie nicht wieder da, festgehalten und wie in einem Kristall aufbewahrt in der Phantasie eines wundersam und wunderbar erzählenden Dichters?

Soweit kann man sich die wohlfeile, aber dank der Einprägsamkeit der von Hoffmann geschaffenen Figuren wirkungsvolle Aufzählung gefallen lassen; dankenswert ist insbesondere der Hinweis auf die schönen ‚Abenteuer der Silvesternacht‘, die, wenn man von

Ellingers Andeutung (s. o., 5 c) absieht, seltsamerweise niemand vorher oder nachher unter Hoffmanns Berlinischen Geschichten angeführt hat.

Aber diese Liste ist – man erinnere sich des Einganges – nicht Selbstzweck. Sie soll etwas beweisen, und zwar nicht etwa für Hoffmann, sondern für Berlin. Unser Wildenbruch bläst in seine mit Recht berühmte Trompete; er fährt siegesgewiß fort:

> Und hätte der Dichter diese Stadt, dieses Berlin, so wiedergeben, so aufbewahren können, wenn es wirklich das wäre, was seine Feinde ihm nachsagen, ein kalter, nüchterner, stimmungs- und poesieloser Ort?
>
> Diese ganze Fülle von seltsamen Käuzen, die in seinen Erzählungen an uns vorüberwandeln, von steif krawattierten Justizräten, tollen Musikanten, sehnsüchtig schmachtenden Studenten und romantisch seufzenden Demoisellen, sollten sie ihm nicht wirklich begegnet sein in den Berliner Straßen? Sollten sie nicht in Wirklichkeit bei „Singe-Tees" Arm in Arm neben dem Herrn Kammergerichtsrat Hoffmann gesessen haben? Sollte es nicht an dem sein, daß dieses angeblich so kalte, so nüchterne, so gar nicht intime Berlin in Wahrheit wie die Höhle Ali-Babas ist, die dem Unkundigen wie taubes Gestein erscheint, dem Sehenden aber Schätze und Reichtum erschließt?

Die Naivität dieser Schlußfolgerung ist so verblüffend, daß man vergebens nach angemessenen Worten sucht. Der Humor davon ist aber, daß eben diese Darlegungen niedergeschrieben und veröffentlicht wurden zu Ehren Julius Rodenbergs, von dem das Klügste stammte, was im ganzen neunzehnten Jahrhundert über Hoffmanns Berlinische Geschichten gesagt worden war. Allerdings scheint es, daß Rodenbergs Lobredner gerade dessen Ausführungen über Hoff-

mann gar nicht gelesen oder wieder vergessen hatte, da er das ‚Öde Haus', Rodenbergs Lieblingsstück, übergeht.

b) Im selben Jahre hatte ich begonnen, Hoffmanns Briefwechsel systematisch zusammenzustellen. Im Oktober fand ich in der von Rudolf Brockhaus hinterlassenen Autographensammlung den Brief, mit dem Hoffmann am 12. Januar 1809 den ‚Ritter Gluck' an Rochlitz gesandt hat und in dem er sich, um den ungewöhnlichen Gegenstand zu entschuldigen, einerseits auf eine wirkliche Begebenheit in Berlin, andrerseits auf bereits veröffentlichte Nachrichten von dem wunderbaren Klavierspiel eines Wahnsinnigen beruft. Damit war endlich der wahre Sinn der rätselhaften Erzählung gefunden*.

c) Ich wollte die Entdeckung erst in der Gesamtausgabe des Briefwechsels bekannt geben, die ich für 1902 erhoffte. Da der Druck jedoch in diesem Jahre noch nicht begann, wies ich im November 1902 in der Einleitung zum Kreislerbuch S. XIV kurz auf die entscheidende Briefstelle hin, daß dem ‚Ritter Gluck' „eine wirkliche Begebenheit in Berlin zum Grunde liegt", und druckte dann in der ‚Neuen Deutschen Rundschau' vom Januar 1903 S. 35f den ganzen Brief ab. Ich enthielt mich jedes Zusatzes, da ich glaubte, daß ein solcher Hoffmanns eigenes Zeugnis nur abschwächen könne.

d) In derselben Zeit, im Dezember 1902, schloß der Irrenarzt Otto Klinke in Brieg sein S. 345 Note zitiertes Werk ab, in dem über zwölf Seiten lang, von S 65 unten bis S. 78 oben, über den ‚Ritter Gluck' gehandelt wird. Klinke wittert, daß der Fall in sein Fach schlägt; aber es geht ihm wie jenem Zahnarzt, der einen

* Die weitere Entwicklung dieses Problems deute ich im folgenden an (in kurzen Einschüben ohne eigene Nummern; auf Einzelheiten gehe ich dabei nicht ein, insbesondere nicht auf die zahlreichen Deutungen des famosen „Euphons" (eines weitläufigen Verwandten von Maupassants „Horla"), den leider auch Černy ernstgenommen hat.

gesunden Zahn auszog und den kranken daneben stehen ließ. Er stellt nämlich fest, daß nicht der Unbekannte, sondern der Erzähler selbst gestörten Geistes ist und an Gesichts- und Gehörshalluzinationen leidet.

7. Am 8. April 1907.

Am 8. April 1907 veranstaltete die ‚Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatskunde der Provinz Brandenburg' einen Hoffmann-Abend im Bürgersaal des Berliner Rathauses.

Zunächst sprach Otto Pniower, Mitglied des Vorstandes der ‚Brandenburgia', über „Hoffmanns Berlinische Erzählungen". Er machte diese dadurch zum ersten Male zum Gegenstande einer selbständigen, in sich abgeschlossenen Darlegung, und aus diesem Grunde habe ich ihn gebeten, den vorliegenden Band unter sein Protektorat zu nehmen.

Nachdem Pniower den Berlinischen Rahmen der ‚Fermate' (s. Bd. 2) erwähnt, behandelte er eingehend den ‚Bekannten Mann' und die fünf von Rodenberg genannten Erzählungen: Gluck, Drei Freunde, Ödes Haus, Brautwahl, Eckfenster. Von jedem Stück gab der Vortragende den Inhalt an, wies auf die historischen Modelle hin und würdigte die künstlerische Leistung Hoffmanns. Zur Illustration seiner Ausführungen hatte er Steindrucke ausgestellt, die (für das ‚Öde Haus') die „Linden" um das Jahr 1820 und (für die ‚Brautwahl') das alte Rathaus darstellten.

Was den ‚Ritter Gluck' betrifft, so stellte Pniower fest, daß die Geschichte nicht an einem Tage spielt (wie Wildenbruch meinte) oder innerhalb weniger Tage (wie Ellinger und Klinke angeben), sondern an zwei durch Monate getrennten Tagen. Den Unbekannten selbst faßte er unter dem Einflusse des (soeben, unter 6d, erwähnten) Gutachtens des Fachmannes Klinke als eine Vision des Erzählers

auf (s. aber unten, sub 8a). Auf sein Urteil über die ‚Drei Freunde' kommen wir S. 369 oben zurück, auf seine Darlegungen über das ‚Öde Haus' S. 408 sub 2b und S. 411 Mitte. (Die Ausführungen zum ‚Bekannten Mann' hat Pniower 1908 ergänzt [s. 8 d], die zur ‚Brautwahl' 1912 [s. 13b].)

Nach Pniowers Vortrag las ich die auf Berliner Erlebnisse bezüglichen Stellen aus Hoffmanns fingiertem Brief an die Frau von B. vor, den ich 1905 im ‚Freimütigen' gefunden hatte.

8. 1907–08.

a) In den nächsten Wochen überarbeitete und erweiterte Pniower das Manuskript seines Vortrags für einen Abdruck im ‚Archiv' der Gesellschaft. Zu meiner Freude gelang es mir während dieser Zeit, den Gelehrten von der Deutung des ‚Ritters Gluck' zu überzeugen, die ich aus Hoffmanns Brief an Rochlitz vom 12. Januar 1809 gewonnen hatte; Pniower trägt sie unter Berufung auf diesen Brief und speziell auf die 1902 im Kreislerbuch zitierte Stelle vor. Sein Aufsatz schließt mit der Feststellung, daß das zeitgenössische, empirische Berlin dem Erzähler alles in allem nicht viel Anregung gegeben habe;

> um der Stadt die ihm interessante Seite abzugewinnen, sie sich gleichsam mundgerecht zu machen, geht er in den beiden berlinischen Haupterzählungen* . . . weit in ihre Vergangenheit zurück. In einem Zauberspiegel fängt er die Stadt auf, die aus ihm seltsam genug zurückstrahlt. Spukhafte Gestalten huschen vorbei. Die Erscheinungen der Wirklichkeit sind grotesk verzerrt und von einem phantastischen Humor umwittert. Alles ist ins Exzentrische gesteigert. Es ist nicht das wirkliche, es ist das romantische, wenn man will das

* Gemeint sind die ‚Brautwahl' und der ‚Bekannte Mann'. Pniowers Bewunderung dieser Erzählung teile ich allerdings ganz und gar nicht: s. S. 339f unter III.

dämonische Berlin, wie es nur das innere Auge eines einzig originellen Dichters schauen konnte.

Möglich, daß Pniower hier, um sich vor Überschätzung seines Stoffes zu hüten, einen Schritt zu weit geht: jedenfalls steht sein männlich-nüchternes Urteil in einem wahrhaft erquickenden Gegensatz zu den backfischhaften Tiraden, in die Wildenbruchs Charakteristik von Hoffmanns Berlinischen Geschichten ausläuft.

Die Arbeit erschien im Oktober 1907 a. a. O., Bd. 12, T. 1, S. 6–25; nachträglich wurden auf S. 242/44 noch Reproduktionen der beim Vortrage ausgestellten Steindrucke beigegeben. Für Freunde des Verfassers wurde ein Sonderabdruck von 20 + 3 Seiten hergestellt.

b) Im Januar 1908 gab ich in einem Aufsatz über ‚Hoffmann als Musikschriftsteller' in den ‚Süddeutschen Monatsheften' meinerseits einige Darlegungen über den ‚Ritter Gluck'. S. 34 wurde auf die realistischen Züge in der Schilderung des Unbekannten und seiner Wohnung hingewiesen, die jeden Gedanken an ein Gespenst ausschließen; verglichen wurden andere bei Hoffmann auftretende Künstler, die die fixe Idee haben, mit einem großen Manne der Vergangenheit (dem Maler Berklinger, dem Märtyrer Serapion) identisch zu sein, die aber trotz dieses Defektes imstande sind, über das Wesen ihrer Kunst die tiefsten Aufschlüsse zu geben. S. 63 f (Note 6) wurden als die beiden Zeitpunkte der Handlung der Herbst 1807 und der Februar 1808 festgestellt.

In demselben Aufsatz (S. 57) veröffentlichte ich den Brief, mit dem Hoffmann das Manuskript des ‚Barons von B.', genau zehn Jahre nach dem des ‚Ritters Gluck', nach Leipzig gesandt hat und aus dem sich die Namen Bagge und Möser ergeben. Ich fügte (S. 58) hinzu: „Hoffmann ließ nichts wieder von sich hören. Der

alte Berliner, der die fixe Idee hat, Gluck zu sein, war der Held seines ersten Beitrages zur A. M. Z. gewesen; der alte Berliner, der die fixe Idee hat, der letzte große Violinspieler zu sein, blieb der Held des letzten Beitrages." (Bagge war freilich nur vorübergehend ein „Berliner"; im übrigen halte ich die Parallele aufrecht.)

c) Der Aufsatz wurde im April d. J. wiederholt in dem Privatdruck ‚Hoffmann und Härtel'. Die zitierten Stellen stehen hier S. 21 und 50f (Note 6) bzw. S. 44 und 45; der Vergleich des falschen Gluck mit dem falschen Berklinger ist etwas erweitert.

d) Inzwischen hatte Pniower seine populären Darlegungen ergänzt durch eine philologisch-ästhetische Untersuchung über die Komposition des ‚Bekannten Mannes'; diese Arbeit erschien Anfang Mai 1908 im ‚Euphorion' (s. S. 336 oben. 337f. 340).

e) Anfang Juni erschien meine (Ellinger gewidmete) Ausgabe des ‚Meisters Floh'. S. 243 besprach ich von neuem Hoffmanns „partiell-wahnsinnige" Künstler, deren Intellekt, abgesehn von der fixen Idee, sich hoch über den Alltagsverstand erhebt; ich nannte als Beispiele wiederum Gluck, Berklinger und Serapion und wies in einer Note darauf hin, daß der wahnsinnige Musiker, dessen ‚Lichte Stunden' Hoffmann seit 1812 herausgeben wollte, dem vermeintlichen Gluck mindestens nahesteht*.

9. 1909.

a) Am 9. Mai 1909 veröffentlichte Bodo Wildberg in Nr. 281 des Berliner Lokal-Anzeigers das dritte Stück einer Aufsatzfolge

* Die neue Figur ist kombiniert aus dem Wahnsinnigen von 1808 und dem (noch durchaus verständigen) Kreisler von 1810, der seine musikalischen Leiden galgenhumoristisch zu Papier bringt: beide fließen 1812 zusammen zu dem wahnsinnigen Kreisler, der in lichten Stunden mystische Aufzeichnungen über musikalische Probleme macht.

‚Berlinische Romantik‘, das eine empfindsame Reise durch Berlin auf Hoffmanns Spuren darstellt. Im Laufe der Wanderung werden von Hoffmanns Berlinischen Geschichten folgende mehr oder weniger leicht gestreift: der ‚Ritter Gluck‘, die ‚Drei Freunde‘, das ‚Öde Haus‘, der ‚Phantast‘* die ‚Brautwahl‘ und ‚Des Vetters Eckfenster‘, sowie die fünfte und sechste Zusammenkunft der Serapions-Brüder, die Wildberg in die ‚Zelte‘ verlegt. Das Temperament des Aufsatzes ist mehr jeanpaulisch als hoffmännisch.

b) Im selben Jahre erschien Carl Schaeffers S. 405 Note genannte Schrift, die (S. 108, 137/38, 144) in der Auffassung des ‚Ritters Gluck‘ den Darlegungen in den ‚Süddeutschen Monatsheften‘ folgt.

10. 1910. I.

a) Der Jurist und Historiker Friedrich Holtze hatte schon 1904 im vierten und letzten Bande seines Hauptwerks, der Geschichte des Kammergerichts (S. 83 Note), mit Wärme auf die ‚Brautwahl‘ hingewiesen: „Gerade in Berlin hätte diese köstliche Erzählung nicht das Los verdient, wie die sonstigen literarischen Erzeugnisse Hoffmanns in fast völlige Vergessenheit zu gelangen.“ Im Jahre von Pniowers Vortrag, 1907, machte er wiederum (im Berliner Kalender für 1908) auf die ‚Brautwahl‘ aufmerksam.

Seit dieser Zeit ermunterte er mich, Hoffmanns Berlinische Geschichten kommentiert herauszugeben, eventuell als Publikation des Vereins für die Geschichte Berlins. Ich zögerte schon deswegen mit der Ausführung dieses Planes, weil die 1901 verheißene Drucklegung der Materialien zur Biographie Hoff-

* Unter diesem Titel fasse ich, wie in Bd. 2 zu begründen ist, die ‚Irrungen‘ und die ‚Geheimnisse‘ zusammen.

manns noch weit im Rückstande war: die von Hoffmanns Briefwechsel war erst halb beendet, die der Tagebücher war kaum begonnen.

Als 1910 der Verein beschloß, anläßlich der Hundertjahrfeier der Berliner Universität eine Festschrift herauszugeben, wurde die Frage praktisch. Auf Holtzes Veranlassung sah ich Hoffmanns Erzählungen auf Berliner Stoffe hin durch und kam dabei zu einer Liste, die erheblich umfangreicher ausfiel als die bisher aufgestellten. Mir wurde dabei sofort klar, daß eine solche Reihe von Erzählungen, die an einem Orte spielen und mehr oder weniger die Zeitgeschichte, das Leben und den Verkehr des Verfassers widerspiegeln, chronologisch nach dem Inhalt zu ordnen sei.

Ich suchte dann den Ersten Vorsitzenden des Vereins, den inzwischen verstorbenen Richard Béringuier, auf, um zu erkunden, wie die Vereinsleitung selbst über Holtzes Plan denke. Béringuier lehnte eine Publikation dieser Art aus zwei Gründen ab: erstens weil sie nicht in das Arbeitsgebiet eines Geschichtsvereins falle, und zweitens weil das Moment der Lokalisation zu wenig wesentlich sei, um als Prinzip für eine Auswahl von Erzählungen gewählt zu werden; mit einem Worte: eine Sammlung wie die geplante, würde weder eine historische Publikation sein noch ein künstlerisches Ganzes.

Beide Einwände hatte ich, wie ich Béringuier offen zugab, längst selbst im stillen gegen Holtzes Idee gemacht. Seit Mitte der 90er Jahre hatte es mir festgestanden, daß Hoffmanns Kreislerschriften innerlich ein Ganzes bilden, das nur darauf warte, mit Sorgfalt zusammengefügt zu werden; und ich hatte 1902 zwar mit Zweifeln an dem äußeren Erfolg, aber mit dem besten Gewissen von der Welt und in der Empfindung, Hoffmanns Testament zu vollstrecken, diese Einheit in Gestalt des Kreislerbuches herzustellen gesucht. Aber der

Plan, die in Berlin spielenden Erzählungen zusammenzustellen, war offenbar nie auch nur flüchtig von Hoffmann erwogen. Er schien mir auf einer Verwechslung der Gattungen zu beruhen, da er poetische Texte wie historische Urkunden behandelt und auf den vom Dichter benutzten fremden Stoff sieht statt auf die Erfindung, die Stimmung und die Form, die das Eigentum des Dichters sind. So war es mir nicht unlieb, daß der Plan nicht zur Ausführung kam.

b) Die Publikation, die der Verein nunmehr veranstaltete, brachte nur drei Berlinische Geschichten Hoffmanns; u. z. beschränkte ich mich auf die Wiedergabe der Texte, um mich von der Fortführung des ‚Briefwechsels' nicht allzusehr ablenken zu lassen, während Holtze auf meine Bitte die gesamte Erläuterung übernahm.

Ich reproduzierte Kreislers Brief an Wallborn in der ersten Gestalt und das ‚Sanctus' in einer Satzordnung, die die lange Einlage heraushob, sowie die ‚Brautwahl' in der bis dahin nicht beachteten ersten Fassung mit anderthalb später gestrichenen Seiten über allerhand Geschmacklosigkeiten des jungen Lehsen; die späteren Änderungen Hoffmanns waren in Fußnoten angegeben. Holtze untersuchte diese drei Stücke eingehend nach ihren historischen Elementen: Kreislers Brief auf S. 3–6, das ‚Sanctus' auf S. 7–9 (Betty Marcuse als Modell der Bettina) und namentlich auf den Seiten 46–72 die ‚Brautwahl': mit großem Glück wurden hier die Vorbilder des weinscheuen Tusmann (Gubitz) und des romantischen Malers Lehsen (Hensel) festgestellt. Anhangsweise deutete Holtze auch je eine Figur aus dem ‚Zusammenhang der Dinge' (S. 18) und aus ‚Des Vetters Eckfenster' (S. 18f).

Die Publikation, die die Vorläuferin der vorliegenden Sammlung ist, erschien rechtzeitig zum Universitätsjubiläum im August 1910 als Heft 43 der Schriften des Vereins.

11. 1910. II.

Im Dezember desselben Jahres gab ich unter Benutzung des Satzes in den ‚Schriften' die ‚Brautwahl' gesondert heraus; beigefügt waren u. a. vierzehn historische Illustrationen und, gegen meinen ursprünglichen Vorsatz, ein längeres Nachwort, das durch Holtzes Ermittlungen angeregt war und sich in wesentlichen Teilen auf sie stützte. Im lokalhistorischen Teil (S. XXXV–XLI) wurde je dreimal auf die ‚Drei Freunde' und die ‚Abenteuer der Silvesternacht', je einmal auf den ‚Ritter Gluck' und die Einleitung der ‚Fermate' Bezug genommen. Die Hälfte der Illustrationen und mehrere Daten zur Lokalgeschichte verdankte ich den Nachweisungen Pniowers, der inzwischen die Leitung des Märkischen Museums übernommen hatte. Den Dank, den ich meinen beiden Vorgängern und Gönnern schuldete, faßte ich am Schluß des Nachworts – ein Dieb gibt mehr als er hat – in Teildedikationen zusammen: ich widmete den literarhistorischen Teil des Nachwortes Holtze und den lokalhistorischen Pniower.

Zu meiner Freude gestattet mir die Zweiteiligkeit der vorliegenden Sammlung (s. u., S. xlv und xlvij), diesmal jedem der beiden Anreger und Förderer der Arbeit einzeln zu danken.

12. 1911.

1911 wiederholte Heinrich Spiero im ersten Teil seines ‚Poetischen Berlin' (München, Rentsch) S. 39–45 Wildenbruchs Ausführungen über Hoffmann, insbesondere also die Anspielungen auf den ‚Ritter Gluck', die ‚Drei Freunde', die ‚Abenteuer der Silvesternacht' und ‚Des Vetters Eckfenster'. Er selbst fügte Zitate aus dem ‚Bekannten Mann' und dem ‚Phantasten' sowie ein weiteres Zitat aus dem ‚Eckfenster' hinzu; der ‚Baron von B[agge]', das ‚Öde Haus' und die ‚Brautwahl' blieben ungenannt.

13. 1912–13.

a) Anfang September 1912 erschien Ellingers Hoffmann-Ausgabe (s. u. S. 330). Ich habe diese nicht genug zu preisende Arbeit (ebenso wie Maassens Ausgabe und Suchers Buch: s. S. 330 unten und S. 331/32) überaus häufig und meist zustimmend in den Anmerkungen zitiert; hier geht uns nur die Stellung zum ‚Gluck'-Problem an (das von Maassen und Sucher auffallenderweise vollkommen ignoriert wird). Ellinger läßt 15, 148 von seinen 1894 vorgetragenen Ansichten zwei fallen, nämlich daß die Handlung im Jahre 1809 spielt und daß sie nur wenige Tage umfaßt. Dagegen bleibt er um so bestimmter bei seiner alten Deutung der Hauptfigur. Aus dem entscheidenden Brief berücksichtigt er nicht die Anspielung auf das wunderbare Klavierspiel des Wahnsinnigen; er zitiert nur die Stelle von der wirklichen Begebenheit in Berlin, die der Fabel zugrunde liege. Ich schlösse daraus, referiert Ellinger, daß der Held der Erzählung ein Wahnsinniger sei, der sich für Gluck halte. „Allein", fährt er fort, „die obige Briefstelle zwingt zu einer derartigen Deutung keineswegs; und nach der ganzen Anlage der Dichtung erscheint eine solche Auffassung ausgeschlossen: man hat vielmehr anzunehmen, daß es der zur Erde zurückkehrende Gluck selbst ist, der dem Dichter erscheint." Man sieht, daß die Frage hier auf dem Wege des Dekretes gelöst wird.

b) Inzwischen hatte Pniower in seiner Sammlung ‚Dichtungen und Dichter' (Berlin, S. Fischer) S. 238–69 seine Ausführungen von 1907 in zum zweiten Male verbesserter und erweiterter Gestalt wiederholt. Die Darlegungen über die ‚Brautwahl' gehen nunmehr auf die erste Gestalt der Dichtung zurück und sind auch sonst wesentlich erweitert auf Grund der inzwischen erschienenen Arbeiten. Die Anzahl der untersuchten Erzählungen ist jedoch nicht vermehrt: der ‚Baron von B[agge]' (s. o., 8b), die ‚Abenteuer der Silvesternacht'

(s. o., 5c, 6a und 12) und der ‚Phantast' (s. o., 9a und 12) sind auch jetzt nicht berücksichtigt. – Das Buch erschien Mitte September.

c) Im Oktober veröffentlichte Johann Černy eine Sammlung von fünf Hoffmannschen „Kunstnovellen": die musikalischen Erzählungen ‚Ritter Gluck', Kreislers Leiden und ‚Don Juan', die Malernovelle ‚Der Artushof' und den Dichter-Dialog ‚Des Vetters Eckfenster'; eine inhaltreiche Einleitung und zahlreiche Einzelerläuterungen waren beigegeben. ‚Gluck' und ‚Eckfenster' sind hier also der darin behandelten Probleme halber zusammengestellt, nicht wegen ihrer Lokalisation in Berlin; die Publikation interessiert uns hier jedoch wegen der Ausführungen der Einleitung über den ‚Gluck'. Černy vergleicht S. X f im Anschluß an meine wiederholten Darlegungen den Helden der Erzählung mit dem Baron von Bagge einerseits, mit dem falschen Berklinger und dem falschen Serapion andrerseits; er nimmt in den Fällen Gluck, Bagge und Berklinger eine Seelenwanderung an oder vielmehr eine Art Besessenheit, indem die Seele des Meisters (bei Bagge die Tartinis) nachträglich von der Persönlichkeit eines Schülers oder Bewunderers Besitz ergriffen hat. Bei Gluck und Berklinger ist die Hypothese diskutabel, aber bei Bagge (der sich ja gar nicht für Tartini hält) völlig überflüssig.

d) Ellinger sah sich aber nunmehr doch veranlaßt, seine Auffassung des ‚Ritters Gluck' nachträglich zu begründen. Er tat das im März 1913 in einem Vortrage in der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin. Wenn ich mich recht erinnere, brachte er für seine Ansicht zwei Argumente vor: 1) führe Hoffmann nie einen Wahnsinnigen vor, ohne ihn als solchen zu bezeichnen; 2) würde die Erzählung keinen Eindruck auf den Hörer machen, wenn dieser wisse, daß der Held ein Narr ist*.

* Ich erwidere heute zu 1, daß Hoffmann den Unbekannten in der Tat durch eine große Anzahl von Einzelzügen unzweideutig als Kranken kennzeichnet; zu 2, daß die

Ich versuchte, als von Ellinger geladener Gast, demgegenüber einige Gesichtspunkte für meine Auffassung geltend zu machen. Die Hörer, die nicht vorbereitet waren, vermieden es Partei zu ergreifen, mit Ausnahme des Professors Gustav Markull, der aus Gefühlsgründen Ellinger beistimmte; Erich Schmidt, Richard M. Meyer und namentlich Pniower waren leider nicht anwesend.

14. 1914.

a) Im Juni 1914, als ich damit beschäftigt war, die Ausgabe der Tagebücher abzuschließen, sprach der Verleger Georg Müller brieflich den Wunsch aus, eine populäre Veröffentlichung von mir zu bringen.[1]

Ich ließ mir in den nächsten Wochen Holtzes Plan, Hoffmanns Berlinische Geschichten zu sammeln, wieder durch den Kopf gehn. Den 1910 verzeichneten Stücken fügte ich auf Grund einer Durchsicht von Hoffmanns Erzählungen einige kleinere ein, sowie die in Berlin spielenden Teile von einer Anzahl anderer Erzählungen Hoffmanns. Ende August lag die endgültige Liste vor. Sie enthielt außer den neun soeben (unter 12 und 13b) genannten Texten Kreislers Brief an Wallborn (s. o., 10b), Hoffmanns offenen Brief an Symanski (den ich 1904 zum ersten Male wiedergedruckt hatte) und die Anekdote des Sterbenden, ‚Naivität', sowie Fragmente aus acht anderen Schriften Hoffmanns. Näher eingehen auf Auswahl, Anordnung und Benennung der Texte möchte ich erst nach Vorlegung der acht noch ausstehenden Stücke (s. u., S. xlvij), in einem Nachwort.

Erzählung sich nicht an aufgeklärte Hörer wendet wie Nicolai und Goethe oder Georg Ellinger und Hans von Müller, sondern an ein romantisch denkendes Publikum, das wie die Serapions-Brüder in dem „Partiell-Wahnsinnigen" gläubig den Seher verehrt, der mit dem „inneren Sinn" in das Wesen der Dinge dringt und das Geschaute herrlicher verkündet, als es dem Gesunden möglich ist.

Bei dieser neuen Durcharbeitung des Stoffes, der ersten gründlicheren, ergab sich, daß die Erzählungen, trotz der fehlenden Einheit der Handlung, immerhin einander nahe verwandt sind und keineswegs nur durch die Einheit des Ortes zusammengehalten werden. Der größere Teil der Geschichten (St. 7–20) spielt sich in einem Zeitraum von weniger als acht Jahren ab, nämlich vom September 1814 bis zum Juni 1822; die meisten beschäftigen sich mit den Geheimnissen des Seelenlebens, mit psychopathischen Erscheinungen und anscheinend oder wirklich transzendenten Vorgängen; wichtige Personen, insbesondere die fingierten Erzähler oder Briefschreiber sind identisch oder eng miteinander verwandt. Auch über diese inneren Beziehungen, die unsere Texte verbinden, möchte ich erst sprechen, wenn alle zwanzig vorliegen*. Immerhin sei hier als Beispiel erwähnt, daß der reisende Enthusiast der Stücke 4, 8, 10 und 16 praktisch identisch ist mit dem Severin des St. 6 (wie er sich besonders auf S. 163 schildert), mit dem Theodor des St. 11 (vgl. u. a. S. 275, 1. Hälfte) und mit dem Cyprian des St. 15: alle vier sind Hoffmann der Occultist, wie der Kapellmeister Kreisler des St. 7 Hoffmann als Musiker und der Obergerichtsrat Droßelmeier des St. 9 Hoffmann als Dichter, Bezauberer der Kindesseele und manches andere darstellt. In St. 14 werden wir ihn, in der Maske eines Goldschmiedes und Alchymisten, als väterlichen Berater eines noch sehr grünen Künstlers finden. Damit ist schon angedeutet, daß diese Erzählungen nicht nur Hoffmann als Verfasser gemeinsam haben, sondern größtenteils auch Hoffmann als Modell; in unserem St. 12 tritt er sogar ohne jede Maske auf, und in den Stücken 15–20 (mit Ausnahme von St. 17) wird, wie hier schon verraten werden soll, unsere Reihe

* Die Verweisung S. 78 Note auf die Einleitung gilt tatsächlich dem Nachwort in Band 2.

auslaufen in eine nur leicht verhüllte fortlaufende Erzählung von Hoffmanns letzten Lebensjahren seit dem Herbst 1818.

Diese Beobachtungen besiegten meine Bedenken gegen Holtzes Plan. Hatte Hoffmann eine bunte Reihe von Dichtungen, die er in den Jahren 1808–14 in Berlin, Bamberg, Dresden, Leipzig und wieder in Berlin geschaffen, als ‚Phantasiestücke in Callots Manier' zusammendrucken lassen, hatte er sodann wiederum ganz heterogene Erzählungen, Märchen und Erörterungen aus den Jahren 1813–21 als Produkte der Serapions-Brüder vereinigt, so durften mit mindestens dem gleichen ästhetischen Recht die zwanzig Berlinischen Geschichten in Ein Buch gebracht werden.

b) Also stellte ich in den drei Monaten September bis November 1914 die Druckvorlage für Georg Müller zusammen. Sie begann mit den zwölf Texten der vorliegenden Sammlung; nur an der fünften Stelle standen statt eines Auszuges aus dem ‚Meister Floh' zwei Stellen aus der Biographie Kreislers, in denen geschildert wird, wie dieser (vor seiner Ernennung zum Kapellmeister) als Legationsrat „in der Residenz" mit der Benzon verkehrt. Bei jedem Stück war auf dem Schmutztitel kurz die Zeit der Entstehung und der Originaldrucke vermerkt; dem ‚Ritter Gluck' und den ‚Drei Freunden' war je ein längerer Exkurs beigegeben. Ich sandte das Manuskript in drei Lieferungen bis zum 22. November vollständig an den Verleger.

Da des Krieges wegen der Druck verschoben wurde, ließ ich mir Ende August 1915 die Druckvorlage zurücksenden, zunächst um eine Umstellung in den ‚Geheimnissen' vorzunehmen (s. Bd. 2).

15. Vom November 1915 bis zum Februar 1917.

a) Unter Hinweis auf die vorliegende Sammlung besprach ich im November 1915 kurz Aufbau und Entstehungszeit des ‚Ritters Gluck' in einem Aufsatz ‚Drei Arbeiten Hoffmanns aus den ersten

Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III.'. Der Aufsatz erschien in der ‚Deutschen Rundschau' vom Januar 1916; die Stelle über den ‚Ritter Gluck' befindet sich S. 80.

b) Im Januar 1916 beschloß Franz Leppmann, der bereits in seiner hübschen Arbeit über den ‚Kater Murr und seine Sippe' sich mit Hoffmann beschäftigt hatte, in Ullsteins Serie ‚Die fünfzig Bücher' ein Bändchen ‚Berliner Novellen von E. Th. A. Hoffmann' herauszugeben. Er wählte dazu dieselben drei Erzählungen, auf die vor zwanzig Jahren Poppenberg verfallen war: ‚Das öde Haus', ‚Die Brautwahl', ‚Des Vetters Eckfenster'.

Leppmann druckt diese Texte in der Reihenfolge Eckfenster, Brautwahl, Ödes Haus – also (sowohl der Entstehungszeit wie der Zeit der Handlung nach) von hinten nach vorn. In der Textgestaltung folgt der Druck einer der unkritischen Gesamtausgaben des vorigen Jahrhunderts; die ‚Brautwahl' wird also in der späteren, entberlinerten Fassung gegeben und das ‚Eckfenster' in der ihm von Hitzig gegebenen Gestalt, nicht nach dem 1901 von mir nachgewiesenen und 1912 von Ellinger reproduzierten Originaldruck.

Die Deutung der Erzählungen beruht zugegebenermaßen Satz für Satz auf Pniowers Aufsatz in der älteren Fassung von 1907 (die die ‚Brautwahl' gleichfalls nur in ihrer späteren Gestalt kannte und von Holtzes Gleichung Lehsen = Hensel noch nichts wußte); nur hält Leppmann irrtümlich das „öde Haus" für Nr. 8 der „Linden" und dementsprechend das Nachbargrundstück mit der Fuchsschen Konditorei für das Grundstück Nr. 9, über das jetzt die Kleine Mauerstraße führt.

Dagegen ist Leppmann sehr glücklich in dem, was er über Hoffmann und über dessen Berlinische Geschichten im allgemeinen sagt; er führt darin Rodenbergs Darlegungen weiter. Leppmann rühmt Hoffmann als unabhängigen Richter und fährt dann fort:

... dieser selbe Mensch und korrekte Beamte hatte eine Seele, die allen Giften, Räuschen und Maßlosigkeiten gefährlich geneigt, allen Abgründen zugewandt war, eine ahndevoll-musikalische, brünstig-metaphysische Seele und eine Neigung, das Leben ganz auf das Unkontrollierbare zu stellen. Mit dem Teufel ist er völlig auf Du und Du; Bilder werden lebendig; Spiegel zeigen ein anderes Antlitz als das, welches hineinschaut; alle entlegenen Gebiete, alle Nachtseiten des Bewußtseins sind ihm tief vertraut: Somnambulismus, Doppelgängertum, Magnetismus, geheimer Rapport, Geisteskrankheit und die dämmernde Stummheit der Tierseele ... Denn, wie er selbst zwei Menschen in sich barg, so sind auch die Gestalten, die er schuf, ihrer Identität nicht sicher, gleich als ob sie träumten: der Gürtel der Individuation ist gesprengt; sie sind sie selbst und sind es wieder nicht ...

Die ‚Brautwahl' spielt zwar, vom Standpunkt des Dichters aus gesehen, in der Gegenwart; aber diese Zeitlichkeit wird von jenem Lieblingsmotiv des doppelten Lebens durchbrochen. Zwei Figuren, der Goldschmied Leonhard und der Jude Manasse, haben schon einmal gelebt. Und so bekommen wir auch von dem alten Berlin des sechzehnten Jahrhunderts vieles zu erfahren ... Doch abgesehen von diesen historischen Einsprengseln wird in der ‚Brautwahl' das ganze Berlin der Hoffmannschen Zeiten lebendig. Er, der mitten im prosaischen Alltagsleben das Wunder glaubhaft erscheinen läßt, ist dieser seiner dichterischen Zauberkraft so unerhört sicher, daß er es als erster wagt, die Namen von Berliner Straßen und Plätzen, Häusern, Geschäften, Restaurants, Einrichtungen und Personen zu nennen – schon lange bevor der Zeitroman zu solchen naturalistischen „Kühnheiten" schritt. Noch bei Spielhagen heißt die Straße Unter den Linden: „Unter den Akazien" und die Tiergartenstraße: „Parkstraße". Und als dann lange, lange nach

Spielhagen Max Kretzer die Tiergartenstraße wirklich Tiergartenstraße nennen wollte, wurde ihm das von seinem Verleger verboten. Kretzer hätte sich zu seiner Verteidigung auf Hoffmanns ‚Brautwahl' berufen können.

Das Büchlein erschien im Mai 1916 als Band 4 der genannten Serie im Umfange von 200 Seiten Gr.-16°. Der violettrote Pappband, gezeichnet von Szafranski, nennt den Verfasser richtig E.T.A., Leppmann selbst schreibt leider auf dem Titel und in der Einleitung E. Th. A.

c) Inzwischen hatte ich, im März 1916, den sub a erwähnten ‚Rundschau'-Aufsatz auf das Doppelte erweitert; insbesondere war dabei die Entstehungszeit des ‚Ritters Gluck' unter neuen Gesichtspunkten untersucht und die Tendenz dieser Erzählung gegen den Kapellmeister Bernhard Anselm Weber im einzelnen festgestellt. Die Schrift erschien erst im September 1917 bei Georg Müller (s. u. S. 330 Mitte); die ‚Gluck'-Stelle befindet sich dort S. 49–52.

d) Gleichzeitig begann ich, die Druckvorlage zur vorliegenden Sammlung neu zu bearbeiten.

Im Einverständnis mit dem Verlag wurde beschlossen, zunächst die zwölf Geschichten aus den Jahren bis 1816 als besonderen Band zu bringen. Das Fragment aus der Biographie Kreislers (St. 5) wurde beseitigt, da es mindestens ebenso gut in Warschau (1807) zu lokalisieren ist; an seine Stelle trat die gleichfalls 1807/08 spielende Berliner Episode des ‚Meisters Floh', die ich 1914 übersehen hatte. Wie ich hier einen kurzen Bericht über die weiteren Schicksale der beiden Hauptpersonen beigab, so erweiterte ich nunmehr auch die Auszüge aus dem ‚Elementargeist' (St. 3) und dem Nußknacker-Märchen (St. 9). Der feinere Aufbau der zwölf Texte wurde festgestellt und angedeutet.

An Stelle der kurzen Vorbemerkungen zu jedem Stück arbeitete ich nach einem festen Schema (s. S. 329f) auf Grund einer Durchsicht der gesamten Literatur die Anmerkungen aus und stellte sie an den Schluß des Manuskripts*. Dabei wuchsen allerdings die 1914 schon umfangreichen Ausführungen über den ‚Ritter Gluck' zu sehr ins Breite; ich kam also im Dezember 1916 mit dem Verleger überein, die vollständige Abhandlung später einer Sonderausgabe des Textes beizugeben und in den Anmerkungen zum vierten Stück der vorliegenden Sammlung nur die Ergebnisse der Untersuchung mitzuteilen, ohne dort auf abweichende Meinungen einzugehen.

Im Februar 1917 wurde eine Probeseite aus dem ersten Stück des Bandes im Cicero-Grad einer alten Fraktur gesetzt. Dabei blieb es aber, da in dem für die Bilder erforderlichen Lexikon-Oktav kein Papier zu erhalten war.

16. 1919–20.

Durch Georg Müllers Tod 1918 wurde das Erscheinen der Sammlung völlig in Frage gestellt; erst Ende Oktober 1919 war der Druck des Buches gesichert.

Als Schrift wurde im November 1919 die Unger-Fraktur gewählt, die in Berlin entworfen und geschnitten ist und in der 1818 die zweite Auflage der ‚Phantasiestücke' (mit unseren Stücken 4, 7 und 8), 1819–21 die Berlinischen Taschenkalender auf 1820–22 (mit unseren Stücken 13, 14 und 18) und – nebenbei bemerkt – 1910 das Nachwort zur ‚Brautwahl' gedruckt sind. Sobald diese Schrift in der Druckerei frei war, Ende Januar 1920, begann der Satz. Über die Technik des Herausgebers, von der die folgenden

* In dem 1914 gedruckten Hinweis in Hoffmanns Tagebüchern Bd. I, S. CVI oben ist also statt „Vorbemerkung zum siebenten Stück" zu lesen: „Anmerkungen zu St. 7 (S. 384 Note)".

Bemerkungen handeln, werden die Meinungen geteilt sein; über die äußere Ausstattung der Sammlung wird es nur eine Stimme geben.

Wenn das Buch auch nur einige Freunde findet, so sollen im nächsten Jahre „Die Brautwahl und sieben andere Berlinische Geschichten aus den Jahren 1817–22" folgen. Den acht Texten der zweiten Reihe (die in der vorliegenden Sammlung öfter als „Band 2" zitiert ist) und den dazu gehörigen Anmerkungen und Bildern werden Aufsätze und Briefstellen Hoffmanns über Berliner Kunstereignisse und andere öffentliche Angelegenheiten angehängt und, außer einem Nachwort zur ganzen Sammlung, die drei auf S. lij unter f und g angekündigten Zutaten beigegeben.

Berlin W 30, Motz-Straße 31,
im Herbst 1916.
Durchgesehen und ergänzt
ebenda im Sommer 1920.

Hans von Müller.

Vorbemerkungen

über das Verfahren bei Abdruck und Erläuterung der Texte dieses Bandes.

1. Philologisches.

a) Das vorliegende Buch ist eine subjektive Auswahl Hoffmannscher Texte unter subjektiver Berücksichtigung ihrer verschiedenen Fassungen.

Der Text ist voller Namen und Zahlen und Überschriften, die nicht von Hoffmann herrühren.

Die Ausgabe verzichtet sowohl auf einen Lesarten-Apparat wie auf Quellen-Untersuchungen, also auf alle Zutaten, die sie als ein wissenschaftliches Unternehmen beglaubigen würden.

Dagegen stellt sie Erläuterungen gleich unter den Text, was im zwanzigsten Jahrhundert fast als eine Beschmutzung gilt.

So setze ich mit dieser Veröffentlichung ebenso wie vor achtzehn Jahren mit dem Kreislerbuch mein wissenschaftliches Renommee bewußt aufs Spiel.

Um so nachdrücklicher muß ich gleich hier betonen, daß das Buch trotz all der genannten Verstöße gegen die philologischen Sitten doch im strengsten Gehorsam gegen die philologischen Gesetze gearbeitet ist.

Um das per contrarium zu verdeutlichen: das Verfahren, das bei der Zusammenstellung dieses Buches beobachtet ist, ist das Gegenteil dessen, das in den beiden Sonderausgaben von Hoffmanns musikalischen Schriften (1899 und 1907) angewendet worden ist und das ich 1908 in der Schrift ‚Hoffmann und Härtel' (s. o., Einleitung 8c) gekennzeichnet habe. In den hier vorgelegten Texten steht erstens kein Satz, der nicht nachweislich von Hoffmann herrührt; und es ist zweitens nicht eine Silbe weggelassen oder geändert oder hinzugesetzt, ohne daß das — sei es durch „..." oder durch „[]"

im Text, sei es in den dazu gehörigen Anmerkungen* — unzweideutig angegeben worden ist.

b) Grundsätzliches. — Ich habe damit bereits angedeutet, was nach meiner Überzeugung einem Herausgeber (im weitesten Sinne) erlaubt und was ihm verboten ist. Ich möchte meine Anschauung darüber aber auch einmal grundsätzlich formulieren.

1. An sich ist dem Herausgeber alles erlaubt: er darf den Text verkürzen, verlängern, verdeutlichen, übersetzen, in Verse bringen, dramatisieren und sogar für Kinder bearbeiten — vorausgesetzt, daß er sich zu seinen Änderungen bekennt. Verboten ist ihm lediglich die Täuschung des Lesers: sowohl die wissentliche, die in der stillschweigenden Weglassung, Änderung oder Einschiebung auch nur eines Wortes besteht, wie die fahrlässige, die in der Aufnahme verfälschter oder gar apokrypher Texte liegt.
2. Bei Ausgaben im engeren Sinne (im Gegensatz zu Bearbeitungen und Übersetzungen) ist jede einzelne Änderung des Wortlauts kenntlich zu machen; liegen mehrere Originalfassungen vor, so ist anzugeben, welche die Ausgabe wiedergibt.
3. Bei der ersten Veröffentlichung einer Originalhandschrift empfiehlt sich buchstäbliche Wiedergabe unter Beibehaltung auch der Interpunktion und der Absatzbildung. Bei einem Autor, der sich feste Gesetze in der Schreibung und Interpunktion gebildet hat und diese streng beobachtet, wie Goethe in seiner Ausgabe letzter Hand und wie Schopenhauer in allen seinen Büchern, wird eine kritische Ausgabe gut tun, diese Gesetze zu respektieren und z. B. bei den genannten beiden Schriftstellern das Verbum seyn von dem Possessivum sein zu unterscheiden.

Den Grundsatz zu 3 habe ich z. B. in der Ausgabe von Hoffmanns Tagebüchern befolgt; ich werde ihn gleichfalls bei Wiedergabe von Hoffmanns literarischen Entwürfen (in dem zweiten Bande jener Publikation) innehalten. Hier ist er beobachtet in den Anmerkungen zu St. 1 bei der Wiedergabe der Hafftiz-Stellen. Der Grundsatz zu 1 gilt in der vorliegenden Ausgabe für die nur auszugsweise mitgeteilten Partien von St. 3, 5 u. a. Im übrigen beobachte ich hier das mittlere, unter 2 gekennzeichnete Verfahren.

c) Die Anwendung dieser Grundsätze. — Hoffmanns Text bringe ich daher grundsätzlich in dem Wortlaut, in dem ihn Hoffmann niedergeschrieben

---

* Ich verstehe darunter immer die Anmerkungen am Schluß des Bandes im Gegensatz zu den „Fußnoten".

hat, und lasse auch veraltete oder dialektische Formen stehen, wenn ihr Auftreten in den ersten Drucken mir beweist, daß Hoffmann mindestens bis 1818 so gesprochen hat. Ich behalte also bei: sprützt, spitzfündig, Hülfe, gescheut, Obrist, Ärme, unversehends, ahnden; ich konjugiere stark: frägt, frug, verhing (transitiv), aber schwach: erbleichte; ich dekliniere Adjektiva stark nach Prominibus und unbestimmten Zahlwörtern (ihre liebe Füße, alle weibliche Dienstboten); ich konserviere mit Hoffmann das e in der Konjugationsendung -et nach weichem Konsonanten (möget, genötiget, gereiset usw.), ich elidiere es aber mit ihm in Nominal- und Partizipialformen (Herrn, düstern, andern, äußern, innern, mehrern, tiefern, stechendern; nichts anders; hagrer; offnem, bescheidnes, eigne, belegne, gefallner, geborne, verlornen, Vorspieglung).

d) In der Schreibung folge ich dagegen der heute üblichen. Ich ändere also aü (so immer in Hoffmanns Handschrift) in äu, zt in tzt, Fantas- in Phantas- — erst recht natürlich die nicht Hoffmann eigentümlichen, sondern zu seiner Zeit allgemein üblichen Schreibungen eilf in elf, seyn in sein, thun in tun; oft ziehe ich zwei oder drei Wörter der Vorlage in eines zusammen wie „vor der Hand" in „vorderhand". — Über mein Verfahren in Interpunktion, Sperrung und Absatzbildung berichte ich unten, unter 3b.

e) In den Anmerkungen gebe ich an, wann Hoffmann den Text niedergeschrieben hat und wann und wo er ihn veröffentlicht hat.

f) Wenn Hoffmann einen Text für einen Neudruck umgearbeitet hat, bringe ich in der Regel gleichwohl die ältere Fassung als die individuellere, in der das stoffliche (autobiographische und lokalgeschichtliche) Element am urwüchsigsten hervortritt und in der Hoffmann redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Eine Dichtung wird durch ihre erste Veröffentlichung Gemeingut, und kein Autor kann verlangen, daß man seine nachträglichen Änderungen unbesehen hinnimmt. Natürlich trage ich aber umgekehrt kein Bedenken, rein stilistische Änderungen der späteren Fassung zu übernehmen, soweit sie entschiedene Verbesserungen des Ausdrucks bedeuten und sich nicht nur als Konzession an Prüderie, Schulregeln oder eine puristische Modeströmung erweisen.

g) In den Anmerkungen wird in diesen Fällen mitgeteilt, wann und in welchem Sinne Hoffmann die Neubearbeitung gemacht hat, wann und wo sie erschienen ist und nach welchen Grundsätzen hier jede der beiden Fassungen berücksichtigt ist. Ins Einzelne gehe ich dabei nur ausnahmsweise, insbesondere für St. 6, für das Maassens Lesartenapparat noch aussteht (S. 370 Mitte bis S. 374 oben), andeutungsweise auch für St. 8 (S. 392 f).

h) Meine eigenen redaktionellen Eingriffe — teils Kürzungen von nicht in Berlin spielenden Teilen größerer Texte, teils Änderungen von Überschriften — werden in jedem Falle (unter „III") in den Anmerkungen genau gekennzeichnet, soweit das nicht schon im Text geschehen konnte.

i) Die Ermittlung von unbekannten literarischen Quellen ist, wie bereits eingangs gesagt, von dieser Ausgabe grundsätzlich ausgeschlossen; Hoffmanns Vorlagen werden in den Anmerkungen höchstens dann erwähnt, wenn er selbst sie genannt hat, und auch nur in einem dieser Fälle (zu St. 1) wörtlich zitiert. Dagegen wird für jedes einzelne Stück angegeben, wo Quellen nachgewiesen werden, die Hoffmann ausnahmsweise nicht genannt hat: insbesondere bei Maassen, Ellinger und Sucher.

k) Zur Nachgeschichte der Texte kann ich in den Anmerkungen dank der Mitarbeit dreier ausländischen Freunde eine Anzahl von Übersetzungen und Bearbeitungen unserer Stücke nennen, die deren frühe Verbreitung in ganz Europa zeigen; auch die wenigen musikalischen Kompositionen und die Illustrationen zu unseren Texten führe ich ebenda auf. Dagegen verzeichne ich nicht die postumen Neudrucke der Originaltexte und die Neudrucke der Übersetzungen: beides überlasse ich einer internationalen Hoffmann-Bibliographie, für die Alfred Rosenbaum in bewunderungswürdiger Weise den Grund gelegt hat.

2. Historisches.

Wie in der Einleitung (besonders sub 10a) berichtet, geht die Sammlung in Auswahl, Anordnung und Erläuterung der Texte vom Stofflichen aus.

Die Geschichten werden, wie im Nachwort näher auszuführen ist, in Auswahl und Anordnung behandelt wie Urkunden zur Geschichte des Berliner Lebens und zur Geschichte Hoffmanns in Berlin. Dies ist die einzige Willkür — wenn man will, eine Gedankensünde und immanente Fälschung — die ich mir gestatte; ich habe das in der Einleitung (10a) schon angedeutet, doch ist ebenda (14a) auch bereits auf die „mildernden Umstände" hingewiesen, die sich für dieses Vergehen geltend machen lassen.

Die Sammlung sucht ferner durch Beigaben vor, in, unter und hinter den Texten das sachliche Verständnis des Inhalts zu fördern und insonderheit den lokalhistorischen und autobiographischen Stoff der Erzählung anschaulich zu machen — soweit das möglich ist, ohne die Aufmerksamkeit von der Erzählung selbst abzulenken. Denn diese Erläuterungen sollen nichts weniger sein als belehrender Selbstzweck: sie sollen lediglich die Er-

zählung illustrieren, anschaulich machen, und so die Tendenz verstärken, die Hoffmann seiner eigenen Angabe nach (s. Nachwort!) durch das Mittel der Lokalisierung verfolgte.

Wir bringen die historischen Erläuterungen an folgenden Stellen an:

a) Auf dem Schmutztitel jeder Geschichte wird die Zeit vermerkt, in der die Geschichte spielt.
b) Innerhalb des Textes werden Orts- und Personennamen, die Hoffmann abgekürzt oder in anderer Weise nur angedeutet hat, ergänzt.
c) In Fußnoten unter dem Text werden Anspielungen Hoffmanns auf Lokalitäten, Verhältnisse, Personen und Werke, die Hoffmann als dem Leser bekannt voraussetzt, in einer Zeile erläutert, soweit ihre Kenntnis heute auch bei einem gebildeten Leser nicht mehr vorausgesetzt werden kann und doch zum vollen Verständnis des Textes wünschenswert ist.
d) In den Anmerkungen zu jeder Geschichte (hinter der Gesamtheit der Texte des Bandes) werden an erster Stelle die Erlebnisse Hoffmanns nachgewiesen, die sich in den Erzählungen widerspiegeln, und zwar möglichst unter wörtlicher Anführung von Hoffmanns Tagebüchern, seinen Briefen und Mitteilungen von Zeitgenossen.
e) In einem Bilder-Anhang am Schlusse des Bandes werden im Text erwähnte Berliner Persönlichkeiten, Bau- und Bildwerke dargestellt.
f) Am Schlusse der ganzen Sammlung werden unter der Überschrift ‚Hoffmanns Leben im Spiegel seiner Berlinischen Geschichten' die autobiographischen Elemente der Erzählungen chronologisch zusammengestellt.
g) Ebenda werden in zwei Registern die sonstigen historischen Bewohner Berlins sowie die hiesigen Örtlichkeiten, die in einem der beiden Bände genannt sind, alphabetisch verzeichnet und die Hauptdaten über sie angegeben.

Wegen der fremden Personen (und Werke) muß ich jedoch auf die bereits vorliegenden Kommentare von Maassen und Ellinger verweisen, die ich keineswegs entbehrlich machen will: in den Anmerkungen zu jedem Stück, über das sie mehr bringen als die vorliegende Sammlung, werden sie nach Band und Seitenzahl zitiert.

3. Ästhetisches.

Ist mithin die Grundlage der Ausgabe eine stofflich-historische, so habe ich doch meine Hauptaufgabe darin gesehen, das so zusammengekommene Material ästhetisch zu durchdringen.

Durch die im Nachwort näher darzulegende Disposition des Gesamtstoffes (chronologische Anordnung der Texte, einheitliche Gestaltung der Titel, Zusammenfassung in fünf Bücher) habe ich mich bemüht, die Reihe bis zu einem gewissen Grade als ein Ganzes erscheinen zu lassen. Vor allem aber soll die künstlerische Leistung des Dichters in jedem einzelnen Stücke möglichst zur Geltung kommen, also eben das gezeigt werden, was man in Deutschland an Hoffmann immer wieder übersehen hat.* Das vorliegende Buch wendet sich nicht an ein Leihbibliotheks-Publikum, das in möglichst kurzer Zeit möglichst viel „Lesestoff bewältigen" will, bis ihm der Kopf schwindelt und es dümmer ist als zuvor, sondern an Leser, die ein poetisches Werk nur dann in die Hand nehmen, wenn sie Zeit haben und in Stimmung sind, einen Künstler auf sich wirken zu lassen.

a) Ich gebe also, um das zunächst abzutun, in den Anmerkungen am Schlusse des Bandes fremde und eigene Beobachtungen über Tendenz und Technik der Stücke. (Wegen der zahlreichen bisherigen Deutungen des ‚Ritters Gluck' im allgemeinen und des „Euphons" im besonderen s. o., Einl. 6b m. Note und 15d.) In den Anmerkungen zu den meisten anderen Texten sind bereits veröffentlichte motivierte Charakteristiken unter Nennung der Verfasser wiedergegeben; bloßes Lob und bloßer Tadel sind grundsätzlich nicht beachtet, auch nicht, wenn sie von Autoritäten ausgesprochen sind.

b) Schon in meinen Ausgaben des ‚Sanctus' (1910) und der ‚Lebens-Ansichten des Katers Murr' (1916) habe ich mir gestattet, die Struktur der Erzählung durch typographische Mittel zu verdeutlichen. Auch diesmal bin ich verfahren wie ein Schreiber, dem Hoffmann den Text diktiert hätte, dem aber die sichtbare Gestaltung überlassen worden wäre unter der einzigen Bedingung, daß keine Silbe und kein Laut geändert werde. In der Interpunktion bin ich durchaus selbständig vorgegangen. Von dem Mittel der Sperrung habe ich ausgiebig Gebrauch gemacht, um den Redenden, das Thema einer Erörterung, die Glieder einer Antithese u. a. hervorzuheben. Wo es mir angebracht schien, habe ich die Zeile abgesetzt, insbesondere in

---

* Schon Grisebach zitiert als Beleg dafür Gervinus' Urteil. Der berühmte Historiker bemerkt, daß wir in Hoffmanns Schriften ihn selbst in seinen Eigenheiten und seinen Erlebnissen, daß wir seine Verwandten und seine Freunde darin wiederfinden. Sehr richtig! Aber nun fährt er fort: „Alles [das] liegt in einem ungestalteten Haufen, aus dem ein anderer, der das Talent hätte, erst etwas bilden müßte." Die vorliegende Ausgabe will eben zeigen, wie Hoffmanns Talent diesen „Haufen" historischer Einzeltatsachen gestaltet, was es daraus gebildet hat.

Gesprächen beim Wechsel des Redenden. Abschnitte des nächsthöheren Grades habe ich durch einen Stern zwischen den Zeilen (in St. 4 und 19: durch Ziffern in [ ]) voneinander getrennt.

c) Größere und Haupt-Abschnitte habe ich diesmal, über das in den genannten Arbeiten beobachtete Verfahren hinausgehend, wie die Szenen und Akte eines Dramas durch Überschriften in [ ] bezeichnet, die in der Regel rein äußerlich den Ort oder die Zeit oder die Anzahl der Redenden angeben, in anderen Fällen so kurz und sachlich wie möglich das Hauptereignis des Abschnittes andeuten. Die zwei bis sechs Hauptabschnitte der größeren Stücke sind außerdem, entsprechend den Akten eines Dramas, noch durch Beginn einer neuen Seite hervorgehoben.

Die eingeschalteten Überschriften werden natürlich jeden, der die Texte schon anderweit gelesen hat — und leider werden meine sämtlichen Kritiker dazu gehören — im ersten Augenblick befremden und im zweiten Augenblick als aufgedrängte Bevormundung erbittern. Wohlerzogene Editoren werden sie trotz der eckigen Klammern als eine Art Fälschung empfinden. Dieses Gefühl wäre nun in der Tat berechtigt, wenn der Herausgeber den Ehrgeiz hätte, eigene Einfälle dabei anzubringen: es gibt nichts Fataleres als einen Editor oder Biographen, der seinen Gegenstand als einen Leuchter benutzt, auf den er sein eigenes Lichtlein steckt, statt in ihm den Herrn zu betrachten, dem er selbstlos zu dienen hat. Meine Überschriften (und Trennungssterne) beschränken sich aber, wie bereits versichert, streng darauf, Hoffmanns eigene Disposition des Textes vor Augen zu stellen. Und ein solcher Behelf wird, wenn das erste Befremden überwunden ist, kaum mehr stören als die szenischen Bemerkungen in dem Druck eines Dramas.

d) Gegen die unter b und c besprochenen Verdeutlichungsmittel erwarte ich ferner den Einwand, daß damit offne Türen eingerannt würden: das alles habe man ja längst selber gewußt, das erkenne jeder Leser ohne weiteres.

Zum Beweise des Gegenteils muß ich auf die Inhaltsangaben verweisen, die Literarhistoriker und Literaturfreunde von Wolfgang Menzel bis Wildenbruch und Klinke von Hoffmanns Erzählungen gemacht haben: insbesondere bitte ich, auf den ‚Elementargeist' (St. 3), den ‚Ritter Gluck' (St. 4) oder eine andere halbwegs verwickelte Geschichte die Probe zu machen. Ich selbst habe, wie ich gern gestehe, den größeren Teil der hier vorgelegten Erzählungen erst mühsam und wiederholt unter Beachtung der großen Zusammenhänge und der kleinen Einzelheiten untersuchen müssen, ehe mir ihr Aufbau allmählich bis ins letzte klar wurde. So erst vermochte ich zu erkennen, welche Kunst und welcher Reichtum in der Mehrzahl dieser Erzählungen steckt.

4. Nutzanwendungen.

a) Die vier Hauptstücke des ersten Bandes. — Das eben Gesagte gilt insbesondere von den vier großen Ich-Erzählungen des vorliegenden Bandes, nämlich den Stücken 3 (Viktors Erzählung über seine Potsdamer Erlebnisse mit dem Nekromanten und dem Salamander), 4 (der Tagebuchaufzeichnung des reisenden Enthusiasten über seine Unterhaltungen mit dem falschen Gluck), 8 (dem Briefe desselben über seine drei Abenteuer in der Silvesternacht 1814/15) und 11 (der Erzählung Theodors über seine geheimnisvollen Beziehungen zu dem öden Hause Unter den Linden 9).

Ich hoffe mit Bestimmtheit, daß man gerade diese Stücke hinfort besser würdigen wird als bisher; denn nur der, dem die Architektur der Erzählung völlig gegenwärtig ist, wird in ihr inneres Wesen eindringen.

Wer Viktors Erzählung in der Anordnung der vorliegenden Sammlung gelesen hat, der wird, wie ich hoffe, nicht mehr den Eindruck haben, daß sie „fast ganz mißglückt" sei und über das Schlechteste von Hoffmanns Produktion nur hervorrage „durch einige Nebenfiguren und Schilderungen" [die ich, als völlig nebensächliches Beiwerk, getrost fortgelassen habe; sie gehören der nicht in Berlin oder in Potsdam spielenden Rahmengeschichte an]. Insbesondere werden unsere Leser ganz gewiß nicht die „sinnliche Greifbarkeit und Unmittelbarkeit" des Wunderbaren vermissen; eher könnte ich mir denken, daß ein prüdes Gemüt sich verletzt fühlt durch die allzu sinnlichen Succubus-Empfindungen des jungen Leutnants.

Und wer den ‚Ritter Gluck' in diesem Bande gelesen hat, der wird der Meinung sein, daß der sehr leibhaft geschilderte alte Berliner Sonderling zwar einen Sparren zu viel hat, wie vor ihm der sonst ebenso verehrungswürdige Baron von Bagge, daß er aber zweifellos für sein Wohn- und Schlafzimmer in der Friedrichsstadt ehrlich seine Miete zahlt, wie er am Sonntag nachmittag gut bürgerlich bei Weber sein Viertel Wein trinkt und seinen Schnupftabak pflegt. Der Leser wird durchaus nicht geneigt sein, den Helden der Geschichte für ein körperloses Gespenst zu halten, das dem reisenden Enthusiasten im Herbst 1809 — ein halbes Jahr nach dem Druck der Erzählung — ein paarmal kurz hintereinander in Berlin „erschienen" sei.

Was aber im Vorstehenden in der Beurteilung des ‚Elementargeistes' und des ‚Ritters Gluck' bekämpft ist, das galt bis zur Jahrhundertwende als der Weisheit letzter Schluß: darin waren der Biograph Ellinger und der Herausgeber Grisebach sich vollkommen einig. Und wie in der Einleitung

dargetan, werden auch heute die alten Vorstellungen teilweise noch aufrechterhalten.

Mit dem ‚Öden Hause' steht es immerhin etwas besser. Doch hat meines Wissens noch niemand auf die bewunderungswürdige Struktur dieser Erzählung hingewiesen. Fünfmal steigt in ihr die Monomanie des Helden, der von einer fremden Seele beherrscht wird, an; jedesmal droht die Flut beängstigender, den Damm der Vernunft fortzureißen; jedesmal glückt es doch wieder, die Katastrophe zu vermeiden. Ich verstehe nichts von Musik, aber ich denke mir, daß die Sätze einer Symphonie in dieser Art gebaut sein könnten. (Daß hier die am Schluß mitgeteilte Vorgeschichte ebenso schlecht erfunden ist wie die Nachgeschichte zu Viktors Leutnantserlebnissen, ändert nichts an den Vorzügen des Hauptteils.)

Das Bezwingendste in diesem Bande ist aber meines Erachtens das erste Abenteuer des reisenden Enthusiasten in der Silvesternacht 1814/15, das Wiedersehen mit Julien beim Justizrat unter den Linden, mit seinem Nachklang im Bierkeller in der Jägerstraße (insbesondere der Rede des Enthusiasten über die Haken am Lebenswege, an denen man etwas hängen läßt) und dem Aufschrei am Schluß (S. 225 unten). In diesen Zeilen hat man den ganzen Hoffmann; wen diese Stellen nicht erschüttern und zu dem Dichter hinreißen, der möge nie wieder ein Buch von ihm in die Hand nehmen.

b) Noch ein Wort über meine Einteilung der Texte. — In den ‚Abenteuern der Silvesternacht' hat Hoffmann — im Gegensatz zu wohl allen sonstigen Ich-Erzählungen — den Hauptteilen besondere Überschriften gegeben (die ich, wie S. 391 Mitte begründet worden ist, durch andere ersetzt habe). Aber damit erschöpft sich auch seine Sorge für die äußere Erscheinung des Textes. Das ganze erste Abenteuer ist ohne einen einzigen Absatz gedruckt, was unter dem Zwange eines vermeintlichen Gesetzes alle Gesamtausgaben nachahmen. Dasselbe gilt von der gesamten Unterhaltung des Enthusiasten mit Schlemihl und Spikher (S. 199, Z. 7 v. u. bis S. 205, Z. 2). Ich schmeichle mir, auch hier durch bessere Satzanordnung die Mannigfaltigkeit und Kraft von Hoffmanns Erfindung hell ins Licht gerückt zu haben. Die Binnenerzählung, die in diesem Falle wegen der darin wieder auftretenden beiden Hauptpersonen des Rahmens nicht gestrichen werden durfte, habe ich in kleinerem Grade setzen lassen (wie 1910 die Binnenerzählung des ‚Sanctus').

In den meisten Erzählungen, so in Viktors und Theodors Berichten (St. 3 und 11), hat Hoffmann nicht einmal die Hauptteile deutlich voneinander ge-

schieden. In den Pfingstgesprächen der drei Freunde in Webers Zelt (St. 6) hat er nur die zweijährige Pause (durch einen Trennungsstrich) bezeichnet.

Da ich nach den vorstehenden Darlegungen und der entsprechenden Praxis der Sammlung selbst für manche Kritiker doch verspielt haben werde, so trage ich kein Bedenken, mich noch einen Grad weiter zu kompromittieren, und erkläre dreist, daß ich eben in dem Nachweis des Aufbaus der Erzählungen (um den sich meines Wissens noch nie jemand systematisch bekümmert hat) das Hauptverdienst (vielleicht das einzige nennenswerte Verdienst) dieser Sammlung erblicke. Ich glaube sogar, daß man, ist man erst einmal an diese Satzordnung gewöhnt, die der Originaldrucke nicht mehr wird vertragen können. Oder konkret gesprochen: Nachdem in dem vorliegenden Buche gezeigt ist, wie elegant die meisten der hier vereinigten Erzählungen aufgebaut sind, wird es hoffentlich kein Herausgeber mehr über sich gewinnen, bei den Hauptabschnitten dieser Texte (z. B. den Kapiteln des ‚Öden Hauses') nicht einmal einen Absatz zu machen. Und hoffentlich wird man nunmehr auch die Verpflichtung anerkennen, sich vor dem Abdruck anderer Hoffmannscher Schriften vorher erst dreimal die Absatzbildung zu überlegen. Ist das erreicht, so will ich dann die von mir eingesetzten Überschriften preisgeben.

Im Herbst 1916.
Neugeordnet und erweitert im Sommer 1920.

Hans von Müller.

Zwölf Berlinische Geschichten

aus den Jahren 1551–1816

Erzählt von

E. T. A. Hoffmann

*   *
*

Erstes Buch:

Sechs Begebenheiten

aus der Zeit

vor Hoffmanns endgültiger Übersiedlung nach Berlin

1551 bis Frühjahr 1814.

*

Erstes Stück:

Aus dem Leben eines bekannten Mannes.

(Nach einer alten märkischen Chronik.)

1551.

*

[1. Die Höflichkeit des Fremden.]

Im Jahre 1551 ließ sich, zumal in der Abenddämmerung und des Nachts, auf den Gassen von Berlin ein Mann blicken von feinem stattlichen Ansehen. Er trug ein schönes Wams, mit Zobel verbrämt, weite Pluderhosen und geschlitzte Schuhe, auf dem Kopf aber ein bauschichtes Samtbarett mit einer roten Feder. Seine Gebärden waren angenehm und sittig, er grüßte höflich jedermann, vorzüglich aber die Frauen und Mädchen, pflegte auch wohl diese mit verbindlichen wohlgesetzten Reden auf anmutige Weise anzusprechen. „Donna, gebietet doch nur über Euern untertänigen Diener, wenn Ihr in Euerm Herzen einen Wunsch traget, damit er seine geringen Kräfte dazu verwende, Euch ganz zu Willen zu sein!" So sprach er zu den vornehmen Weibern. Und dann zu den Jungfrauen: „Der Himmel möge Euch doch einen Eheliebsten bescheren, der Eurer Schönheit und Tugend ganz würdig!" Ebenso artig bezeigte er sich gegen die Männer, und so war es kein Wunder, daß jeder den Fremden liebgewann und ihm gern zu Hülfe kam, wenn er verlegen an einer breiten Gosse stand und nicht wußte, wie hinüberkommen. Denn unerachtet er sonst groß und schön gewachsen, hatte er doch einen lahmen Fuß und mußte sich auf einen Krückstock stützen. Reichte ihm nun einer die Hand, so sprang er mit ihm wohl an die sechs Ellen hoch in die Luft und kam über die Gosse hinweg zwölf Schritte davon auf die Erde nieder. Das verwunderte denn die Leute wohl ein wenig, und mancher verstauchte sich hin und wieder auch wohl das Bein; der

Fremde entschuldigte sich aber damit, daß er sonst, als noch sein Fuß nicht lahm, an dem Hofe des Königs von Ungarn Vortänzer gewesen, daß ihm daher, verhelfe man ihm nur zu einigem Springen, gleich die alte arge Lust anwandle, und daß er wider seinen Willen dann erklecklich in die Luft fahren müsse, als tanze er noch zu selbiger Zeit. Dabei beruhigten sich die Leute und ergötzten sich zuletzt daran, wenn bald ein Ratsherr, bald ein Pfaff, bald ein anderer ehrenwerter Mann mit dem Fremden hopste.

So lustig und guter Laune aber auch der Fremde schien, so änderte sich doch sein Betragen manchmal auf ganz verwunderliche Weise. Denn es begab sich, daß er nachts umherging auf den Gassen und an die Türen klopfte. Und öffneten die Leute, so stand er vor ihnen in weißen Totenkleidern und erhob ein jämmerliches Geheul und Geschrei, worüber sie sich gar sehr entsetzten. Andern Tages entschuldigte er sich aber gar sehr und versicherte, er sei genötigt, das zu tun, um sich und die guten Bürger an den sterblichen Leib zu erinnern und an ihre unsterbliche Seele, zu deren Besten sie auf ihrer Hut sein müßten. Dabei pflegte er ein wenig zu weinen, welches die Leute ungemein rührte. Bei jedem Begräbnis fand sich der Fremde ein, folgte der Leiche mit ehrbaren Schritten und gebärdete sich gar traurig, so daß er vor lauter Wehklagen und Schluchzen nicht vermochte, in die geistlichen Lieder einzustimmen.

So wie er sich aber bei solcher Gelegenheit ganz dem Mitleiden überließ und dem Gram, so war er auch ganz Vergnügen und Lust bei den Hochzeiten der Bürger, die damals gar stattlich auf dem Rathause ausgerichtet wurden. Da sang er mit lauter anmutiger Stimme die unterschiedlichsten Weisen, spielte auf der Zither, tanzte wohl stundenlang mit der Braut und den Jungfrauen auf dem gesunden Beine, das lahme geschickt an sich ziehend, und betrug sich dabei sehr ehrbar und sittig. Das beste und weshalb die Brautleute den Frem-

den gar gern sahen, war aber, daß er bei jeder Hochzeit dem Brautpaar die schönsten Verehrungen machte von güldenen Ketten und Spangen und anderm köstlichen Gerät.

[2. Die Bescheidenheit des Fremden.]

Es konnte nicht fehlen, daß die Frömmigkeit, Tugend, Freigebigkeit, Sittlichkeit des Fremden in der ganzen Stadt Berlin bekannt wurde und selbst dem Kurfürsten [Joachim II.] zu Ohren kam. Der meinte, ein solcher ehrenwerter Mann, wie der Fremde, müsse seinen Hof gar sehr schmücken, und ließ ihn fragen, ob er nicht eine Hofbedienung annehmen wolle.

Der Fremde schrieb aber mit zinnoberroten Buchstaben auf einem kleinen Pergamentblättlein von höchstens anderthalb Ellen in der Breite und ebensoviel in der Länge zurück, er danke unterwürfig für die ihm angebotene Ehre, bitte aber den Hochwürdigen Durchlauchtigsten Herrn, ihn das ruhige Bürgerleben, welches seinem Gemüt ganz und gar zusage, in Frieden genießen zu lassen. Berlin habe er vor vielen andern Städten zu seinem Aufenthalt gewählt, weil er nirgends so liebe Menschen gefunden und so viel Treue und Aufrichtigkeit, so viel Sinn für feine anmutigen Sitten, wie sie ganz in seiner eignen Art und Weise lägen.

Der Kurfürst und mit ihm der ganze Hof bewunderte höchlich die schönen Redensarten, in denen das Schreiben des Fremden verfaßt, und dabei behielt es sein Bewenden.

[3. Der Wechselbalg.]

Es begab sich, daß zur selben Zeit des Ratsherrn Walter Lütkens Ehefrau zum erstenmal gesegneten Leibes war. Die alte Wehmutter

Barbara Roloffin prophezeite, daß die hübsche gesunde Frau gewiß eines holden Knäbleins genesen würde, und so war Herr Walter Lütkens ganz Freude und Hoffnung.

Der Fremde, der auf Herrn Lütkens Hochzeit gewesen, pflegte dann und wann bei ihm einzusprechen, und so kam es denn, daß er einmal in der Abenddämmerung unvermutet eintrat, als eben die Barbara Roloffin zugegen.

Sowie die alte Barbara den Fremden erblickte, erhob sie ein lautes helles Freudengeschrei, und es war, als wenn plötzlich die tiefen Runzeln ihres Angesichts sich ausglätteten, als wenn die weißen Lippen und Wangen sich röteten, kurz, als wenn Jugend und Schönheit, der sie längst Valet gegeben, noch einmal wiederkehren wolle. „Ach, ach, Herr Junker, seh' ich Euch denn wirklich hier zur Stelle? Ei! – seid mir doch schönstens gegrüßt!" – so rief die Barbara Roloffin und wäre beinahe dem Fremden zu Füßen gesunken.

Der fuhr sie aber an mit zornigen Worten, indem Feuerflammen aus seinen Augen sprühten. Doch niemand verstand, was er mit der Alten sprach, die bleich und runzlicht wie vorher, sich leise wimmernd in ein Winkelchen zurückzog.

„Lieber Herr Lütkens," sprach nun der Fremde zu dem Ratsherrn, „seht Euch wohl vor, daß in Eurem Hause nichts Böses geschehe, und daß zumal bei der Niederkunft Eurer lieben Hausfrau alles glücklich vonstatten gehe. Die alte Barbara Roloffin ist in ihrer Kunst gar nicht so geschickt, wie Ihr wohl vermeinen möget. Ich kenne sie schon lange und weiß es wohl, daß sie schon manchmal Wöchnerin und Kind verwahrloste."

Beiden, dem Herrn Lütkens und seiner Hausfrau, war bei dem ganzen Vorgange sehr ängstlich und unheimlich zumute geworden, und schöpften sie gegen die Barbara Roloffin, zumal wenn sie daran dachten, wie die Alte sich in Gegenwart des Fremden so seltsamlich

verwandelt, nicht geringen Verdacht, daß sie wohl gar böse Künste treibe.

Deshalb verboten sie ihr, wieder über die Schwelle des Hauses zu kommen, und sahen sich nach einer andern Wehmutter um.

Als dies geschah, wurde die alte Barbara Roloffin sehr zornig und rief, Herr Lütkens und seine Hausfrau sollten das Unrecht, das sie ihr antäten, noch schwer bereuen.

*

Alle Freude und Hoffnung des Herrn Lütkens wurde aber verwandelt in bittres Herzeleid und tiefen Gram, als seine Hausfrau statt des holden Knäbleins, das die Barbara Roloffin prophezeit, einen abscheulichen Wechselbalg zur Welt brachte. Das Ding war ganz kastanienbraun, hatte zwei Hörner, dicke große Augen, keine Nase, ein weites Maul, eine weiße verkehrte Zunge und keinen Hals. Der Kopf stand ihm zwischen den Schultern, der Leib war runzlicht und geschwollen, die Arme hingen an den Lenden, und es hatte lange dünne Schenkel.

Herr Lütkens klagte und lamentierte gar sehr. „O du gerechter Himmel," rief er, „was soll denn daraus werden! Kann mein Kleines wohl jemals in des Vaters würdige Fußstapfen treten? Hat man jemals einen kastanienbraunen Ratsherrn gesehen mit zwei Hörnern auf dem Kopfe?"

Der Fremde tröstete den armen Herrn Lütkens, so gut es gehen wollte. Eine gute Erziehung, meinte er, vermöge viel. Unerachtet, was Form und Gestaltung beträfe, der neugeborne Knabe ein arger Schismatiker zu nennen, getraue er sich doch zu behaupten, daß er mit seinen dicken großen Augen gar verständig umherblicke, und auf der Stirn zwischen den Hörnern habe viel Weisheit geräumigen Platz. Wenn auch nicht Ratsherr, so könne doch der Junge ein großer Ge-

lehrter werden, denen oft absonderliche Garstigkeit sehr wohl anstehe und ihnen tiefe Verehrung erwerbe.

*

Es konnte wohl nicht anders sein, Herr Lütkens mußte im Herzen sein Unglück der alten Barbara Roloffin zuschreiben, zumal als er vernahm, daß sie während der Niederkunft seiner Hausfrau vor der Türe auf der Schwelle gesessen, und Frau Lütkens unter vielen Tränen versicherte, daß sie während den Geburtsschmerzen das häßliche Gesicht der alten Barbara stets vor Augen gehabt und solches nicht los werden können.

[4. Das Strafverfahren.]

Zur gerichtlichen Anklage wollte zwar der Verdacht des Herrn Lütkens nicht hinreichen, der Himmel fügte es jedoch, daß bald darauf alle Schandtaten der alten Barbara Roloffin an das helle Tageslicht kamen.

Es begab sich nämlich, daß nach einiger Zeit sich um die Mittagsstunde ein grausames Wetter und ungestümer Wind erhob. Und die Leute auf den Straßen sahen, wie die Barbara Roloffin, die eben zu einer Kindbetterin gehen wollen, brausend durch die Lüfte über die Hausdächer und Türme hinweggeführt und auf einer Wiese vor Berlin unversehrt niedergesetzt wurde.

Nun war an den bösen Höllenkünsten der alten Barbara Roloffin nicht mehr zu zweifeln, Herr Lütkens trat mit seiner Anklage hervor, und die Alte wurde zur gefänglichen Haft gebracht.

Sie leugnete hartnäckig alles, bis man mit der scharfen Frage wider sie verfuhr. Da vermochte sie nicht die Schmerzen zu erdulden und gestand, daß sie im Bündnis mit dem leidigen Satan schon seit langer Zeit allerlei heillose Zauberkünste treibe. Sie hätte allerdings

die arme Frau Lütkens verhext und ihr die abscheuliche Mißgeburt untergeschoben, außerdem aber mit zwei andern Hexen aus Blumberg, denen vor einiger Zeit der teuflische Galan den Hals umgedreht, viele Christenkinder geschlachtet und gekocht, um Teurung im Lande zu erregen.

Nach dem Urteilsspruch, der bald erfolgte, sollte das alte Hexenweib auf dem Neumarkt lebendig verbrannt werden.

*

Als nun der Tag der Hinrichtung herangekommen, wurde die alte Barbara unter dem Zulauf einer unzähligen Menge Volks auf den Neumarkt und auf das daselbst erbaute Gerüst geführt. Man befahl ihr, den schönen Pelz, den sie angetan, abzulegen, das wollte sie aber durchaus nicht tun, sondern bestand darauf, daß die Henkersknechte sie, gekleidet wie sie war, an den Pfahl binden sollten, welches denn auch geschah.

Schon brannte der Scheiterhaufen an allen vier Ecken, da gewahrte man den Fremden, der riesengroß unter dem Volke hervorragte und mit funkelnden Blicken hinstarrte nach der Alten.

Hoch wirbelten die schwarzen Rauchwolken auf, die prasselnden Flammen ergriffen die Kleider des Weibes, da schrie sie mit gellender entsetzlicher Stimme: „Satan – Satan! hältst du so den Pakt, den du mit mir geschlossen! – Hilf, Satan, hilf! meine Zeit ist noch nicht aus!"

Und plötzlich war der Fremde verschwunden, und von dem Ort, wo er gestanden, rauschte eine große, schwarze Fledermaus auf, fuhr in die Flammen hinein, erhob sich kreischend mit dem Pelz der Alten in die Lüfte, und krachend fiel der Scheiterhaufen in sich zusammen und verlöschte.

Grausen und Entsetzen hatte alles Volk erfaßt. Jeder wurde nun wohl inne, daß der stattliche Fremde kein anderer gewesen, als der Teufel selbst, der Arges gegen die guten Berliner im Schilde geführt

haben mußte, da er sich so lange Zeit hindurch fromm und freundlich gebärdet und mit höllischer Arglist den Ratsherrn Walter Lütkens und viele andere weise Männer und kluge Frauen betrogen.

Ganz unerträglich war der abscheuliche Gestank, der sich auf dem Neumarkt verbreitete, und unerachtet der hohe Rat mit den auserlesensten Spezereien räuchern ließ, wollte des Teufels Witterung doch in langer Zeit nicht vergehen, ja man sagt, daß noch zuweilen in der Papengasse*, durch die der Teufel mit der Hexe gefahren, sich ein sehr übler Geruch verspüren lassen soll.

*

So groß ist die Macht des Teufels, für den uns alle der Himmel in Gnaden bewahren wolle!

---

* [Ist in den 80er Jahren in der Kaiser-Wilhelm-Straße aufgegangen: Pniower bei Maassen 7, IX, Note.]

Zweites Stück:

Der Baron von B[agge].

1789/90.

*

Der Baron von B[agge], welcher sich ums Jahr 1789 oder 1790 [vorübergehend*] in Berlin aufhielt, war wohl eine der wunderlichsten Erscheinungen in der musikalischen Welt, die es jemals gegeben: das, was der Schreiber dieses aus dem Munde eines großen weltberühmt gewordenen Violinspielers** über jenen merkwürdigen Mann erfuhr, scheint der öffentlichen Mitteilung nicht unwert.

* * *

[1. Das Urteil der Künstler.]

Ich war (so erzählte der Virtuose) damals, als der Baron von B[agge] sich in Berlin befand, noch sehr jung, kaum sechzehn Jahre alt*** und im eifrigsten Studium meines Instruments begriffen, dem ich mich mit ganzer Seele, mit aller Kraft, wie sie nur in mir lebte, hingab. Der Konzertmeister Haack, mein würdiger, aber sehr strenger Lehrer, wurde immer zufriedener und zufriedener mit mir. Er rühmte die Fertigkeit meines Strichs, die Reinheit meiner Intonation, er lies mich endlich in der Oper, ja sogar in den Königlichen Kammerkonzerten mitgeigen.

Bei dieser Gelegenheit hörte ich oft, daß Haack mit dem jüngern Duport, mit Ritter und anderen großen Meistern aus der Kapelle von den musikalischen Unterhaltungen sprach, die der Baron von

* Bagges ständiger Wohnsitz war in Paris; s. S. 22 Mitte und S. 23 Mitte.

** [des Konzertmeisters Karl Möser: s. d. Anm.]

*** [Möser war genau zwei Jahre vor Hoffmann geboren, am 24. Januar 1774. Danach hat Hoffmann die Zeit der Geschichte wie oben berechnet.]

B[agge] in seinem Hause mit Einsicht und Geschmack anordne, so daß der König [Friedrich Wilhelm II.] selbst nicht verschmähe, öfters daran teilzunehmen. Sie erwähnten der herrlichen Kompositionen alter, beinahe vergessener Meister, die man sonst nirgends zu hören bekomme, als bei dem Baron von B[agge], der, was vorzüglich Musik für die Geige betreffe, wohl die vollständigste Sammlung von Kompositionen jeder Art, aus der ältesten bis zur neuesten Zeit, besitze, die irgendwo zu finden. Sie kamen dann auf die splendide Bewirtung in dem Hause des Barons, auf die würdige Art, auf die unglaubliche Liberalität, mit der der Baron die Künstler behandle, und waren zuletzt darin ganz einig, daß der Baron in Wahrheit ein leuchtender Stern zu nennen, der an dem musikalischen Himmel von Berlin aufgegangen.

Alles dieses machte meine Neugierde rege, noch mehr spannte es mich aber, wenn dann in solchem Gespräch die Meister näher zusammentraten, und ich in dem geheimnisvollen Geflüster nur den Namen des Barons unterscheiden und aus einzelnen abgebrochenen Worten erraten konnte, daß vom Unterricht in der Musik – von Stundengeben die Rede. Es schien mir, als wenn dann vorzüglich auf Duports Gesicht ein sarkastisches Lächeln rege würde, und als wenn alle mit irgendeiner Neckerei wider den Konzertmeister zu Felde zögen, der, seinerseits sich nur schwach verteidigend, auch das Lachen kaum unterdrücken konnte, bis er zuletzt, sich schnell wegwendend und die Geige ergreifend zum Einstimmen, laut rief: „Es ist und bleibt doch ein herrlicher Mann!"

Ich konnt' es nicht lassen: der Gefahr unerachtet, auf ziemlich derbe Weise abgefertigt zu werden, bat ich den Konzertmeister, mich doch, wenn's nur irgend möglich, bei dem Baron von B[agge] einzuführen und mich mitzunehmen in seine Konzerte.

Haack maß mich mit großen Augen; ich fürchtete schon, ein kleines

Karl Möser.

Gezeichnet 1824 von Franz Krüger. Auf den Stein übertragen von W. Beise.

S. S. 15 mit Note **, S. 29 und S. 342, Abs. 1 u. 2.

Donnerwetter werde losbrechen; statt dessen ging jedoch sein Ernst in ein seltsames Lächeln über, und er sprach: „Nun! – Du magst wohl recht haben mit deiner Bitte, du kannst viel lernen bei dem Baron. Ich will mit ihm von dir reden und glaube wohl, daß er dir den Zutritt verstatten wird, da er gar gern es mit jungen Zöglingen der Musik zu tun hat".

[2. Die Soiree beim Baron.]

Nicht lange darauf hatte ich eben mit Haack einige sehr schwere Violinduetten gespielt. Da sprach er, die Geige aus der Hand legend: „Nun, Karl! heute abend ziehe deinen Sonntagsrock an und seidene Strümpfe. Komm dann zu mir, wir wollen zusammen hingehen zum Baron von B[agge]. Es sind nur wenige Leute da, und das gibt gute Gelegenheit, dich vorzustellen." – Das Herz bebte mir vor Freude, denn ich hoffte, selbst wußt' ich nicht warum, Außerordentliches, Unerhörtes zu erfahren.

*

Wir gingen hin.

Der Baron, ein nicht zu großer Mann, hoch in den Jahren, im altfränkisch buntgestickten Galakleide, kam uns, als wir in das Zimmer traten, entgegen und schüttelte meinem Lehrer treuherzig die Hand.

Nie hatt' ich bei dem Anblick irgendeines vornehmen Mannes mehr wahre Ehrfurcht, mehr inneres wohltuendes Hinneigen empfunden. Auf dem Gesicht des Barons lag der volle Ausdruck der herzlichsten Gutmütigkeit, während aus seinen Augen jenes dunkle Feuer blitzte, das so oft den von der Kunst wahrhaft durchdrungenen Künstler verrät. Alle Scheu, mit der ich sonst wohl als ein unerfahrener Jüngling zu kämpfen hatte, wich im Augenblick von mir.

„Wie geht es Euch," begann der Baron mit heller wohlklingender Stimme, „wie geht es Euch, mein guter Haack, habt Ihr wohl mein Konzert wacker geübt? – Nun! – wir werden ja morgen hören! – Ha! das ist wohl der junge Mensch, der kleine wackre Virtuose, von dem Ihr mit mir spracht?"

Ich schlug beschämt die Augen nieder, ich fühlte, daß ich über und über errötete.

Haack nannte meinen Namen, rühmte meine Anlagen sowie die schnellen Fortschritte, die ich in kurzer Zeit gemacht.

„Also," wandte sich der Baron zu mir, „also die Geige hast du zu deinem Instrument gewählt, mein Söhnchen? – Hast du auch wohl bedacht, daß die Geige das allerschwerste Instrument ist, das jemals erfunden? ja, daß dies Instrument, in dürftig scheinender Einfachheit den üppigsten Reichtum des Tons verschließend, ein wunderbares Geheimnis ist, das sich nur wenigen, von der Natur besonders dazu ausersehenen Menschen erschließt? Weißt du gewiß, sagt es dir dein Geist mit Bestimmtheit, daß du Herr werden wirst des wunderbaren Geheimnisses? – Das haben schon viele geglaubt und sind erbärmliche Stümper geblieben ihr Lebenlang. Ich wollte nicht, mein Söhnchen, daß du die Anzahl dieser Miserablen vermehrtest. – Nun: du magst immerhin mir etwas vorspielen, ich werde dir dann sagen, wie es mit dir steht, und du wirst meinem Rat folgen. Es kann dir so gehen, wie dem Karl Stamitz, der Wunder glaubte, was für ein entsetzlicher Virtuos auf der Violin aus ihm werden würde. Als ich dem das Verständnis eröffnet, warf er geschwinde, geschwinde die Geige hinter den Ofen, nahm dafür Bratsche und Viol d'Amour zur Hand und tat wohl daran. Auf diesen Instrumenten konnte er herumgreifen mit seinen breitgespannten Fingern und spielte ganz passabel. Nun – ich werde dich hören, mein Söhnchen!" –

Über diese erste, etwas besondere Anrede des Barons mußte ich

wohl betreten werden. Seine Worte drangen mir tief in die Seele, und ich fühlte mit innerm Unmut, daß ich trotz meines Enthusiasmus vielleicht, indem ich mein Leben dem schwersten, geheimnisvollsten aller Instrumente zugewandt, ein Wagestück unternommen, dem ich gar nicht gewachsen.

*

Man schickte nun sich an, die drei neuen Quartetten von Haydn, welche damals gerade im Stich erschienen, durchzuspielen.

Mein Meister nahm die Geige aus dem Kasten; kaum strich er aber Stimmens halber die Saiten an, als der Baron sich beide Ohren mit den Händen zuhielt und wie außer sich schrie: „Haack, Haack! – ich bitte Euch um Gottes willen, wie könnt Ihr nur mit Eurer erbärmlichen schnarrenden, knarrenden Strohfiedel Euer ganzes Spiel verderben!“

Nun hatte aber der Konzertmeister eine der allerherrlichsten Geigen, die ich jemals gesehen und gehört, einen echten Antonio Stradivari, und nichts konnte ihn mehr entrüsten, als wenn irgend jemand seinem Liebling nicht die gehörige Ehre erwies. Wie nahm es mich daher wunder, als er lächelnd sogleich die Geige wieder einschloß. Er mochte schon wissen, wie es sich nun zutragen würde. Er zog eben den Schlüssel aus dem Schlosse des Violinkastens, als der Baron, der sich aus dem Zimmer entfernt, wieder eintrat, einen mit scharlachrotem Samt und goldnen Tressen überzogenen Kasten auf beiden Armen, wie ein Hochzeits-Carmen oder einen Täufling, vor sich hertragend.

„Ich will,“ rief er, „ich will Euch eine Ehre antun, Haack! Ihr sollt heute auf meiner ältesten schönsten Violine spielen. Es ist ein wahrhafter Granuelo, und gegen den alten Meister ist sein Schüler, Euer Stradivari, nur ein Lump. Tartini mochte auf keinen andern Geigen spielen, als auf Granuelos. Nehmt Euch nur zusammen, damit der Granuelo sich willig finden läßt, alle seine Pracht aus dem Innern heraus aufzutun.“

Der Baron öffnete den Kasten, und ich erblickte ein Instrument, dessen Form von hohem Alter zeugte. Daneben lag aber solch ein ganz wunderlicher Bogen, der mit seiner übermäßigen Krümmung mehr dazu geeignet schien, Pfeile darauf abzuschießen, als damit zu geigen. Der Baron nahm mit feierlicher Behutsamkeit das Instrument aus dem Kasten und reichte es dem Konzertmeister hin, der es ebenso feierlich in die Hände nahm.

„Den Bogen," sprach der Baron, indem er anmutig lächelnd dem Meister auf die Schulter klopfte, „den Bogen geb' ich Euch nicht, denn den versteht Ihr doch nun einmal nicht zu führen und werdet daher auch in Eurem Leben zu keiner ordentlichen wahren Strichart gelangen. Solchen Bogen," fuhr der Baron fort, den Bogen herausnehmend und ihn mit glänzendem verklärten Blick betrachtend, „solchen Bogen führte der große unsterbliche Tartini, und nach ihm gibt es auf der ganzen weiten Erde nur noch zwei seiner Schüler, denen es glückte, in das Geheimnis jener markichten, tonvollen, das ganze Gemüt ergreifenden Strichart zu dringen, die nur mit einem solchen Bogen möglich. Der eine ist Nardini, jetzt ein siebzigjähriger Greis, nur noch innerer Musik mächtig, der andere, wie Sie, meine Herren, wohl schon wissen werden, bin ich selbst. Ich bin also nun der einzige, in dem die Kunst des wahrhaften Violinspielers fortlebt, und an meinen eifrigen Bestrebungen fehlt es gewiß nicht, jene Kunst, die in Tartini ihren Schöpfer fand, fortzupflanzen. – Doch! – fangen wir an, meine Herren!" –

*

Die Haydnschen Quartetten wurden nun durchgespielt und, wie man es wohl denken kann, mit solch hoher Vollkommenheit, daß gar nichts zu wünschen übrig blieb.

Der Baron saß da, mit geschlossenen Augen sich hin- und herwiegend. Dann sprang er auf, schritt näher heran an die Spieler,

kuckte in die Notenblätter mit gerunzelter Stirn, dann trat er leise, leise wieder zurück, ließ sich nieder auf den Stuhl, stützte den Kopf in die Hand – stöhnte – ächzte! – „Halt!", rief er plötzlich bei irgendeiner gesangreichen Stelle im Adagio, „Halt! bei den Göttern, das war Tartinischer Gesang, aber ihr habt ihn nicht verstanden. Noch einmal, bitt' ich!" –

Und die Meister wiederholten lächelnd die Stelle mit gezognerem Strich, und der Baron schluchzte und weinte wie ein Kind! –

Als die Quartetten geendigt, sprach der Baron: „Ein göttlicher Mensch, der Haydn; er weiß das Gemüt zu ergreifen! Aber für die Violine versteht er nicht zu schreiben. Er will das vielleicht auch gar nicht; denn tät' er es wirklich und schrieb' er in der einzigen wahren Manier, wie Tartini, so würdet ihr es doch nicht spielen können." –

*

Nun mußte ich einige Variationen vortragen, die Haack für mich aufgesetzt. –

Der Baron stellte sich dicht neben mir hin und schaute in die Noten. Man kann denken, mit welcher Beklommenheit ich, den strengen Kritiker zur Seite, begann. Doch bald riß mich ein tüchtiger Allegrosatz ganz hin. Ich vergaß den Baron und vermochte mich frei zu bewegen in dem Kreise aller Kraft, die mir damals zu Gebote stand.

Als ich geendet, klopfte mir der Baron auf die Achsel und sprach lächelnd: „Du kannst bei der Violine bleiben, Söhnchen, aber von Strich und Vortrag verstehst du noch gar nichts, welches wohl daher kommen mag, daß es dir bis jetzt an einem tüchtigen Lehrer gemangelt." –

*

Man ging zu Tische. In einem andern Zimmer war ein Mahl bereitet, das, besonders rücksichts der mannigfachen feinen Weine,

die gespendet wurden, beinahe schwelgerisch zu nennen. Die Meister ließen es sich wacker schmecken. Das Gespräch, immer heller und heller aufsteigend, betraf ausschließlich die Musik. Der Baron entwickelte einen Schatz der herrlichsten Kenntnisse. Sein Urteil, scharf und durchgreifend, zeigte nicht nur den gebildetsten Kenner, nein, den vollendeten, geistreichen, geschmackvollen Künstler selbst. Vorzüglich merkwürdig war mir die Galerie der Violinspieler, die er aufstellte. – Soviel ich davon noch weiß, will ich zusammenfassen.

„Corelli," so sprach der Baron, „bahnte zuerst den Weg. Seine Kompositionen können nur auf Tartinische Weise gespielt werden, und das ist hinlänglich, zu beweisen, wie er das Wesen des Violinspielens erkannt. – Pugnani ist ein passabler Geiger. Er hat Ton und viel Verstand, doch ist sein Strich zu weichlich bei ziemlichem Appoggiamento*. – Was hatte man mir alles von Gemianini gesagt! Als ich ihn vor dreißig Jahren zum letztenmal in Paris hörte, spielte er wie ein Nachtwandler, der im Traume herumsteigt, und es wurde einem selbst zumute, als läg' man im Traume. Lauter tempo rubato** ohne Stil und Haltung. Das verdammte ewige tempo rubato verdirbt die besten Geiger, denn sie vernachlässigen darüber den Strich. Ich spielte ihm meine Sonaten vor; er sah seinen Irrtum ein und wollte Unterricht bei mir nehmen, wozu ich mich willig verstand. Doch der Knabe war schon zu vertieft in seine Methode, zu alt darüber worden. Er zählte damals einundneunzig Jahre. – Gott möge es dem Giardini verzeihen und es ihm nicht entgelten lassen in der Ewigkeit: aber er war es, der zuerst den Apfel vom Baum des Erkenntnisses fraß und alle nachfolgende Violinspieler zu sündigen Menschen machte. Er ist der erste Schwebler und Schnörkler. Er ist nur bedacht auf

---

* [appoggiare la voce = den Ton (aus)halten.]

** [Abweichung vom vorgeschriebenen Tempo zur Verstärkung des Ausdrucks. (Ellinger.)]

die linke Hand und auf die springfertigen Finger und weiß nichts davon, daß die Seele des Gesanges in der rechten Hand liegt, daß in ihren Pulsen alle Empfindungen, wie sie in der Brust erwacht sind, alle Herzschläge ausströmen. Jedem Schnörkler wünsch' ich einen tapfern Jomelli zur Seite, der ihn aus seinem Wahnsinn weckt durch eine tüchtige Ohrfeige, wie es denn Jomelli wirklich tat, als Giardini in seiner Gegenwart einen herrlichen Gesang verdarb durch seine Sprünge, Läufe, närrische Triller und Mordenten. – Ganz verrückt gebärdet sich Lolli. Der Kerl ist ein fataler Luftspringer, kann kein Adagio spielen, und seine Fertigkeit ist allein das, weshalb ihn unwissende Maulaufsperrer ohne Gefühl und Verstand bewundern. Ich sage es: mit Nardini und mir stirbt die wahrhafte Kunst der Geiger aus. – Der junge Viotti ist ein herrlicher Mensch voll Anlagen. Was er weiß, hat er mir zu verdanken, denn er war mein fleißiger Schüler. Doch was hilft's! Keine Ausdauer, keine Geduld! Er lief mir aus der Schule. – Den Kreutzer hoff' ich noch anzuziehen. Er hat meinen Unterricht fleißig genützt und wird ihn nützen, wenn ich zurückgekehrt sein werde nach Paris. Mein Konzert, das Ihr jetzt mit mir einübt, Haack, spielte er neulich gar nicht übel. Doch zu meinem Bogen fehlt ihm immer noch die Faust. – Der Giarnovichi soll mir nicht mehr über die Schwelle: das ist ein unverständiger Hasenfuß, der sich erfrecht, über den großen Tartini, über den Meister aller Meister, die Nase zu rümpfen und meinen Unterricht zu verschmähen. – Mich soll nur verlangen, was aus dem Knaben, aus dem Rode werden wird, wenn er meinen Unterricht genossen. Er verspricht viel, und es ist möglich, daß er Herr wird meines Bogens. Er ist" – der Baron wandte sich zu mir – „in deinem Alter, mein Söhnchen, aber ernsterer, tiefsinnigerer Natur. Du scheinst mir, nimm's nicht übel, ein kleiner Springinsfeld zu sein. Nun, das gibt sich. – Von Euch, mein lieber Haack, hoffe ich nun gar viel! Seit ich Euch unterrichte, seid Ihr

schon ein ganz andrer worden. Fahrt nur fort in Eurem rastlosen Eifer und Fleiß und versäumt ja keine Stunde: Ihr wißt, daß mich das ärgert."

[3. Haacks Rat.]

Ich war erstarrt vor Verwunderung über alles das, was ich gehört. Nicht die Zeit konnte ich erwarten, den Konzertmeister zu fragen, ob es denn wahr sei, ob denn der Baron wirklich die größten Violinisten der Zeit ausgebildet, ob er, der Meister selbst, denn wirklich Unterricht nehme bei ihm!

Allerdings, erwiderte Haack, versäume er nicht, den wohltätigen Unterricht zu genießen, den ihm der Baron angeboten, und ich würde sehr wohltun, an einem guten Morgen zu ihm hinzugehen und ihn anzuflehen, daß er auch mich seines Unterrichts würdige.

Auf alles, was ich noch sonst über den Baron und über sein Kunsttalent erfragen wollte, ließ Haack sich gar nicht ein, sondern wiederholte nur, daß ich tun möge, was er mir geheißen, und das übrige denn wohl erfahren werde.

Mir entging das seltsame Lächeln nicht, das dabei Haacks Gesicht überflog und das, ohne den Grund davon nur zu ahnen, meine Neugierde im höchsten Grade reizte.

[4. Die Anmeldung.]

Als ich denn nun gar demütig dem Baron meinen Wunsch vortrug, als ich versicherte, daß der regste Eifer, ja der glühendste Enthusiasmus mich beseele für meine Kunst, sah er mich erst starr an, bald aber gewann sein ernster Blick den Ausdruck der wohltuendsten Gemütlichkeit. „Söhnchen, Söhnchen," sprach er, „daß du dich an mich, an den einzigen Violinspieler, den es noch gibt, wendest, das

beweiset, wie in dir der echte Künstlertrieb rege worden, wie in deiner Seele das Ideal des wahrhaften Violinspielers aufgegangen. Wie gern wollt' ich dir aufhelfen, aber wo Zeit hernehmen, wo Zeit hernehmen! – Der Haack macht mir viel zu schaffen, und da ist jetzt der junge Mensch hier, der Durand, der will sich öffentlich hören lassen und hat wohl eingesehen, daß das ganz und gar nicht angeht, bevor er nicht bei mir einen tüchtigen Kursus gemacht. – Nun! – warte, warte – zwischen Frühstück und Mittag oder beim Frühstück – ja, da hab' ich noch eine Stunde übrig! – Söhnchen, komme zu mir Punkt zwölf Uhr alle Tage, da geige ich mit dir bis ein Uhr; dann kommt Durand!" –

[5. Die erste Unterrichtsstunde.]

Sie können sich's vorstellen, wie ich schon andern Tages um die bestimmte Stunde hineilte zum Baron mit klopfendem Herzen.

Er litt nicht, daß ich auch nur einen einzigen Ton anstrich auf meiner Geige, die ich mitgebracht. Er gab mir ein uraltes Instrument von Antonio Amati in die Hände. Nie hatte ich auf einer solchen Geige gespielt. Der himmlische Ton, der den Saiten entquoll, begeisterte mich. Ich verlor mich in kunstreichen Passagen, ließ den Strom der Töne stärker aufsteigen in brausenden Wellen, verrauschen im murmelnden Geplätscher! – Ich glaube, ich spielte ganz gut, besser, als manchmal nachher. Der Baron schüttelte unmutig den Kopf und sprach, als ich endlich nachließ: „Söhnchen, Söhnchen, das mußt du alles vergessen. Fürs erste hältst du den Bogen ganz miserabel." – Er wies mir praktisch, wie man nach Tartinis Art den Bogen halten müßte. Ich glaubte auf diese Weise keinen Ton herausbringen zu können. Doch nicht gering war mein Erstaunen, als ich, auf Geheiß des Barons meine Passagen wiederholend, in

einigen Sekunden den großen Vorteil einsah, den mir die Art, den Bogen zu führen, gewährte.

„Nun," sprach der Baron, „wollen wir den Unterricht beginnen. Streiche, mein Söhnchen, einmal das eingestrichene g an und halte den Ton aus, so lange du kannst. Spare den Bogen, spare den Bogen. Was der Atem dem Sänger, das ist der Bogen dem Violinspieler."

Ich tat, wie mir geheißen, und freute mich selbst, daß es mir glückte, den Ton kraftvoll herauszuziehen, ihn vom Pianissimo zum Fortissimo steigen und wieder abnehmen zu lassen, mit gar langem, langem Bogen. „Siehst du wohl, siehst du wohl, Söhnchen!" rief der Baron, „schöne Passagen kannst du machen, Läufe, Sprünge und neumodische, einfältige Triller und Zieraten, aber keinen Ton ordentlich aushalten, wie es sich ziemt. Nun will ich dir zeigen, was es heißt, den Ton aushalten auf der Geige!" – Er nahm mir das Instrument aus der Hand, setzte den Bogen dicht am Frosch an! – Nein! – hier fehlen mir wahrlich die Worte, es auszusprechen, wie es sich nun begab.

Dicht am Stege rutschte er mit dem zitternden Bogen hinauf, schnarrend, pfeifend, quäkend, miauend – der Ton war dem zu vergleichen, wenn ein altes Weib, Brill auf der Nase, sich abquält, den Ton irgendeines Liedes zu fassen.

Und dabei schaute er himmelwärts, wie in seliger Verzückung; und als er endlich aufhörte, mit dem Bogen auf den Saiten hin und her zu fahren, und das Instrument aus der Hand legte, glänzten ihm die Augen, und er sprach tief bewegt: „Das ist Ton – das ist Ton!" –

Mir war ganz wunderlich zumute. Wollte sich auch der innere Trieb zum Lachen regen, so verschwand er wieder bei dem Anblick des ehrwürdigen Antlitzes, das die Begeisterung verklärte. Und dabei wirkte überdem das Ganze auf mich wie ein unheimlicher Spuk, so

daß ich meine Brust bewegt fühlte und kein Wort herauszubringen vermochte.

„Nicht wahr," begann der Baron, „nicht wahr, mein Söhnchen, das ging hinein in dein Inneres, das stelltest du dir nicht vor, daß solche zauberische Gewalt hinauf beschworen werden könne aus dem kleinen Dinge da mit vier armseligen Saiten. Nun – trinke, trinke, mein Söhnchen!" –

Der Baron schenkte mir ein Glas Madera ein. Ich mußte trinken und von dem Backwerk genießen, das auf dem Tische stand. In dem Augenblick schlug es ein Uhr.

„Für heute mag's genug sein," rief der Baron, „geh, geh, mein Söhnchen, komme bald wieder. – Da! – nimm! nimm!"

Der Baron steckte mir ein Papierchen zu, in dem ich einen blanken, schön geränderten holländischen Dukaten fand.

[6. Haacks Auffassung.]

Ganz bestürzt rannte ich hin zum Konzertmeister und erzählte ihm, wie sich alles begeben. Der lachte aber laut auf und rief: „Siehst du nun wohl, wie es mit unserm Baron beschaffen und mit seinem Unterricht? – Dich hält er für einen Anfänger, deshalb erhältst du nur einen Dukaten für die Stunde. So wie, nach des Barons Idee, die Meisterschaft steigt, erhöht er auch das Honorar. Ich bekomme jetzt einen Louis und Durand, wenn ich nicht irre, gar zwei Dukaten."

Nicht umhin konnte ich zu äußern, daß es doch ein eignes Ding sei, den guten alten Baron auf diese Weise zu mystifizieren und ihm die Dukaten aus der Tasche zu ziehen.

„Du mußt wissen," erwiderte der Konzertmeister, „du mußt wissen, daß des Barons ganze Glückseligkeit darin besteht, auf die Weise, die du nun kennst, Unterricht zu geben; daß er mich und andere Meister,

wollten sie seinen Unterricht verschmähen, in der ganzen Welt, für die er kompetenter Kunstrichter ist und bleibt, als erbärmliche, unwissende Stümper ausschreien würde, daß endlich, den Wahn des Violinspiels abgerechnet, der Baron ein Mann ist, dessen kunstverständiges Urteil auch den Meister über manches zu seinem großen Nutzen aufklären kann. Urteile nun selbst, ob ich unrecht tue, mich trotz seiner Torheit an ihn zu halten und mir zuweilen meinen Louis zu holen. – Besuche ihn fleißig, höre nicht auf die alberne Gaukelei des Wahnsinnigen, sondern nur auf die verständigen Worte des mit dem innern Sinn die Kunst beherrschenden Mannes. Es wird dir wohl tun!"

[7. Schluß.]

Ich folgte dem Rat des Meisters. Manchmal wurde es mir doch schwer, das Lachen zu unterdrücken, wenn der Baron mit den Fingern, statt auf dem Griffbrett, auf dem Violindeckel herumtapste und dabei mit dem Bogen auf den Saiten querüber fuhr, versichernd, er spiele jetzt Tartinis allerherrlichstes Solo und er sei nun der einzige auf der Welt, der dieses Solo vorzutragen imstande.

Aber dann legte er die Geige aus der Hand und ergoß sich in Gesprächen, die mich mit tiefer Kenntnis bereicherten und meine Brust entflammten für die hochherrliche Kunst.

Spielte ich dann in einem seiner Konzerte mit allem Eifer und gelang mir dieses – jenes vorzüglich gut, so blickte der Baron stolz lächelnd umher und sprach: „Das hat der Junge mir zu verdanken, mir, dem Schüler des großen Tartini!"

So gewährten mir Nutzen und Freude des Barons Lehrstunden und auch wohl seine – geränderten holländischen Dukaten.

* * *

Das war es, was der wackre Violinspieler, dessen Name in der musikalischen Welt glänzt, dem Schreiber dieses über den Baron v[on] B[agge] mitteilte. Es früge sich, ob mancher unsrer jetzigen Virtuosen, der sich weit erhaben über jegliche Lehre dünken möchte, sich doch nicht noch einen Unterricht gefallen lassen würde auf die Weise, wie ihn der Baron von B[agge] zu erteilen pflegte.

Drittes Stück:

Geisterbeschwörungen.

Zwei Erlebnisse des Leutnants Viktor von S. in Potsdam,

etwa 1795 und 1796.

Von ihm 1815 seinem Freunde Albert von B. erzählt.

Mit einem Anhang:

Ereignisse aus den Jahren 1813–16.

*

[Erster Teil:

Der Nekromant.

(Etwa 1795.)

Frei nach Schiller.]

*

[1. Viktors Jugendlektüre: der ‚Geisterseher‘ und verwandte Bücher.]

Du weißt, daß ich meine militärische Laufbahn bei der Garde in P[otsdam] begann.

Meine erste Erziehung in meines Vaters Hause kann ich nicht eben schlecht nennen. Ich hatte eigentlich gar keine; man überließ mich meinen Neigungen, und gerade diese schienen nichts weniger darzutun als meinen Beruf zu den Waffen. Offenbar fühlte ich mich zu wissenschaftlicher Bildung hingezogen, die mir der alte Magister*, der mein Hofmeister sein sollte und der froh war, wenn man ihn nur in Ruhe ließ, nicht geben konnte.

Erst in P[otsdam] gewann ich mit Leichtigkeit Kenntnis neuerer Sprachen, sowie ich die dem Offizier nötigen Studien mit Eifer trieb und Erfolg. Außerdem las ich mit einer Art von Wut alles, was mir in die Hände kam, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nützlichkeit; indessen erhielt ich doch, da mein Gedächtnis vortrefflich, eine Menge historischer Kenntnisse, selbst wußte ich nicht wie. – Man

* S. Anhang, 1.

hat mir später die Ehre angetan, zu behaupten, es säße ein poetischer Geist in mir, den ich nur selbst nicht recht anerkennen wolle; gewiß ist es aber, daß mich die Meisterwerke der großen Dichter jener Periode in einen Zustand der Begeisterung versetzten, von dem ich keine Ahnung gehabt; ich erschien mir selbst als ein anderes Wesen, das nun erst sich entwickelt zum regen Leben. – Ich will nur ‚Werthers Leiden', vorzüglich aber Schillers ‚Räuber' nennen.

Einen ganz andern Schwung aber gab meiner Phantasie ein Buch, das gerade deshalb, weil es nicht vollendet ist, dem Geist einen Stoß gibt, so daß er rastlos fortarbeiten muß in ewigen Pendulschwingungen. Ich meine Schillers ‚Geisterseher'. Mag es sein, daß der Hang zum Mystischen, zum Wunderbaren, der überhaupt tief in der menschlichen Natur begründet ist, stärker bei mir vorwaltete; genug, als ich jenes Buch gelesen, das die Beschwörungsformeln der mächtigsten schwarzen Kunst selbst zu enthalten scheint, hatte sich mir ein magisches Reich voll überirdischer oder besser unterirdischer Wunder erschlossen, in dem ich wandelte und mich verirrte, wie ein Träumer.

Einmal in diese Stimmung geraten, verschlang ich mit Begierde alles, was nur zu jener Stimmung sich hinneigte, und selbst Werke von weit geringerem Gehalt verfehlten keinesweges ihre Wirkung. So machte auch der ‚Genius' von Groẞe auf mich einen tiefen Eindruck, und ich darf mich auch jetzt dessen keinesweges schämen, da wenigstens der erste Teil, dessen größere Hälfte in den Schillerschen ‚Horen' abgedruckt stand, der Lebendigkeit der Darstellung und auch wohl der geschickten Behandlung des Stoffs halber die ganze literarische Welt in Bewegung setzte*. Manchen Arrest mußte ich dulden,

* [Die vier Teile des ‚Genius' erschienen in Wirklichkeit schon 1791—1794 in Buchform; Hoffmann las alle vier Teile Anfang 1795 (siehe seinen Brief an Hippel vom 19. Februar), also gerade in der Zeit, als die ersten Monatshefte der ‚Horen' erschienen! Nach Ellingers Vermutung denkt Hoffmann hier an den Erstdruck des ‚Geistersehers' in Heft 4—8 der gleichfalls von Schiller herausgegebenen ‚Thalia'.]

wenn ich auf der Wache, in solch ein Buch oder auch nur in meine mystischen Träume vertieft, das Herausrufen überhört hatte und erst vom Unteroffizier geholt werden mußte.

[2. Nähere Bekanntschaft mit O'Malley im Sommer.]

Gerade in dieser Zeit brachte mich der Zufall einem sehr seltsamen Manne näher.

Es begab sich nämlich, daß ich an einem schönen Sommerabend, als die Sonne schon gesunken und die Dämmerung eingebrochen, in der Gegend eines Lustorts vor P[otsdam] einsam, wie es meine Gewohnheit war, lustwandelte. Da schien es mir, als vernähme ich aus dem Dickicht eines kleinen Wäldchens, das seitwärts ab vom Wege lag, dumpfe Klagetöne und dazwischen in einer mir unbekannten Sprache heftig ausgestoßene Reden. Ich glaubte jemanden hülfsbedürftig, eilte hin nach der Stelle, von woher die Laute zu kommen schienen, und gewahrte bald in dem Schimmer des Abendrots eine große breitschultrige Figur, die, in einen gemeinen Soldatenmantel gehüllt, auf dem Boden ausgestreckt lag. Ganz nahe hinzugetreten, erkannte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen den Major O'Malley von den Grenadieren. „Mein Gott," rief ich aus, „sind Sie es, Herr Major? – in diesem Zustande? – Sind Sie krank? – kann ich helfen?" – Der Major betrachtete mich mit starrem, wilden Blick und sprach dann in barschem Ton: „Welcher Teufel führt Euch her, Leutnant? Was kümmert es Euch, ob ich hier liege oder nicht, schert Euch nach der Stadt!" – Die Leichenblässe, die auf O'Malleys Gesicht lag, die ganze Art, wie ich ihn fand, ließ mich indessen Unheimliches ahnen, und ich erklärte, daß ich ihn durchaus nicht verlassen, sondern nur mit ihm zusammen nach der Stadt zurückkehren würde. „So?" sprach der Major ganz ge-

lassen und kalt, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, und versuchte sich aufzuraffen, worin ich ihm, da es ihm schwer zu werden schien, beistand. Ich bemerkte nun, daß er, wie er es oft tat, wenn er noch des Abends sich hinaus ins Freie machte, bloß über das Hemde, ohne weiter angekleidet zu sein, einen gemeinen sogenannten Kommißmantel geworfen, dazu aber Stiefeln angezogen und den Offizierhut mit breiter goldner Tresse auf das kahle Haupt gedrückt hatte. Eine Pistole, die auf der Erde neben ihm gelegen, ergriff er schnell und steckte sie, um sie meinen Blicken zu entziehen, in die Tasche des Mantels. Auf dem ganzen Wege nach der Stadt sprach er keine Silbe mit mir, sondern stieß nur dann und wann abgebrochene Reden aus in seiner Muttersprache (er war Irländer von Geburt), die ich nicht verstand. Vor seinem Quartier angekommen, drückte er mir die Hand und sprach mit einem Ton, der in der Tat etwas Unbeschreibliches, nie Gehörtes hatte, so daß er noch in meiner Seele wiederklingt: „Gute Nacht, Leutnant! – Der Himmel beschütze Euch und gebe Euch gute Träume!" –

*

Dieser Major O'Malley war wohl einer der allerverwunderlichsten Menschen, die es geben kann, und rechne ich vielleicht ein paar etwas exzentrische Engländer ab, die mir vorgekommen, so wüßte ich keinen Offizier in der ganzen großen Armee, der in der äußern Erscheinung mit O'Malley zu vergleichen. Ist es wahr, was viele Reisende behaupten, daß die Natur sich eben nirgends solch ganz besonderer Prägstöcke bedient als in Irland, weshalb denn jede Familie die artigsten Kabinettsstückchen aufzuweisen hat, so konnte der Major O'Malley billigerweise für einen Prototypus seiner ganzen Nation gelten. Denke dir einen baumstarken Mann von sechs Fuß Höhe, dessen Bau man gerade nicht ungeschickt nennen kann, aber kein Glied paßt zum andern, und die ganze Figur scheint zusammen-

gewürfelt wie in jenem Spiel, in dem Figuren aus einzelnen Teilen, deren Nummer die Würfel bestimmen, zusammengefügt werden. Die Adlernase, die fein geschlitzten Lippen würden das Antlitz zum Edlen erheben; aber sind die hervorstehenden Glasaugen beinahe widrig, so tragen die hohen schwarzen buschigen Augenbraunen den Charakter der komischen Maske. – Sehr seltsam hatte des Majors Antlitz etwas Weinerliches, wenn er lachte, wiewohl das selten geschah; dagegen war es, als ob er lache, wenn ihn die Wut des wildesten Zorns übermannte: aber dieses Lachen hatte so etwas Grauenhaftes, daß die ältesten, im Gemüt handfestesten Burschen sich davor entsetzten. Ebenso selten als O'Malley lachte, ebenso selten ließ er sich aber auch hinreißen vom Zorn. Ganz unmöglich schien es, daß dem Major jemals hätte eine Uniform passen sollen. Die Kunst des geschicktesten Regimentsschneiders scheiterte an des Majors unförmlicher Gestalt; der nach dem genauesten Maß zugeschnittene Rock schlug schnöde Falten, hing ihm am Leibe, als sei er aufgehängt zum Ausbürsten, während der Degen an den Beinen schlotterte und der Hut in so seltsamer Richtung auf dem Kopfe saß, daß man schon auf hundert Schritte den militärischen Schismatiker erkannte. Was aber bei der pendantischen Formkrämerei jener Zeit ganz unerhört scheinen mußte: O'Malley trug – keinen Zopf. Freilich möchte auch dieser an den wenigen grauen Löckchen, die sich am Hinterhaupte kräuselten, schwer gehaftet haben, da sonst der Kopf völlig haarlos war. Ritt der Major, so glaubte man, er müsse jeden Augenblick vom Pferde fallen, focht er, jeden Augenblick vom Gegner getroffen werden; und doch war er der beste Reiter, Fechter, überhaupt der geübteste, gewandteste Gymnastiker, den es nur geben konnte. – So viel, um dir das Bild eines Mannes zu geben, dessen ganzes Treiben geheimnisvoll zu nennen, da er bald bedeutende Summen wegwarf, bald hülfsbedürftig erschien und, jeder Kontrolle seiner Obern, jedem Dienstzwange ent-

zogen, durchaus tat, was er wollte. Eben das, was er wollte, war aber meistenteils so exzentrisch oder vielmehr so spleenisch toll, daß man um seinen Verstand besorgt werden konnte.

Man sprach davon, daß der Major zu einer gewissen Zeit, in welcher P[otsdam] mit seinen Umgebungen der Schauplatz seltsamer, in die Geschichte des Tages eingreifender Mystifikationen* war, eine wichtige Rolle gespielt habe und noch in Verbindungen stehe, die das Unbegreifliche seiner Stellung erzeugten. – Ein sehr verrufenes Buch, das damals (irr' ich nicht, unter dem Titel: ‚Exkorporationen'**) erschien und in welchem man das Bild eines Mannes fand, das dem Major ähnlich, nährte jenen Glauben; und auch ich, von dem mystischen Inhalt jenes Buchs angeregt, fühlte mich desto mehr geneigt, O'Malley für eine Art Armenier*** zu halten, je länger und näher ich sein wunderliches, wohl könnt' ich sagen spukhaftes Treiben beobachtete.

Dazu gab er mir nämlich selbst Gelegenheit, indem er seit jenem Abende, als ich ihn krank oder auf andere Weise erschüttert im Walde antraf, eine ganz besondere Zuneigung zu mir gewonnen hatte, so daß es ihm Bedürfnis schien, mich täglich zu sehen. – Dir die ganz absonderliche Art dieses Umgangs zu beschreiben, dir manches zu erzählen, was das Urteil der Burschen, welche keck behaupteten, der Major sei ein Doppeltgänger und stehe überhaupt mit dem Teufel im Bunde, vollkommen zu rechtfertigen schien, alles dessen bedarf es nicht, da du bald den unheimlichen Geist, der bestimmt war, auf verstörende Weise einzugreifen in mein Leben, hinlänglich kennen lernen wirst.

---

* [des Königs Friedrich Wilhelm II. seitens Bischoffswerders und Wöllners. (Ellinger.)]

** [Zeitschrift, 1791—92 herausgegeben von Johann Friedrich Ernst Albrecht. 1793 erschienen ‚Neue Exkorporationen'. (Ellinger.)]

*** [aus Schillers ‚Geisterseher'.]

[3. Das Gespräch zu vieren auf der Schloßwache.]

Ich hatte die Schloßwache, und dort besuchte mich mein Vetter, der Hauptmann von T., der noch mit einem jungen Offizier aus B[erlin] nach P[otsdam] gekommen.

Im traulichen Gespräch saßen wir beim Glase Wein, als, beinahe war es schon Mitternacht, der Major O'Malley eintrat. „Ich glaubte Euch allein, Leutnant," sprach er, indem er meine Gäste verdrießlich anblickte, und wollte sich wieder entfernen.

Der Hauptmann erinnerte ihn daran, daß sie ja alte Bekannte wären, und auf mein Bitten ließ O'Malley es sich gefallen, bei uns zu bleiben.

„Euer Wein," rief O'Malley, als er ein Glas nach seiner Weise schnell hinunter gestürzt, „Euer Wein, Leutnant, ist der schnödeste Krätzer, der je eines ehrlichen Kerls Gedärme zerrissen; laßt sehen, ob dieser hier von einer bessern Sorte!" Damit holte er aus der Tasche des Kommißmantels, den er über das Hemde gezogen, eine Flasche und schenkte ein.

Wir fanden den Wein vortrefflich und hielten ihn für einen vorzüglich feurigen Ungar.

Selbst weiß ich nicht, wie sich das Gespräch auf magische Operationen und zuletzt auf jenes verrufene Buch wandte, dessen ich zuvor gedachte.

Dem Hauptmann war, vorzüglich wenn er Wein getrunken, ein gewisser spöttelnder Ton eigen, den nicht jeder gut vertragen mag. In diesem Tone begann er von militärischen Geisterbannern und Hexenmeistern zu sprechen, die zu jener Zeit allerliebste Dinge zustande gebracht, wofür man ihrer Macht noch jetzt huldigen und Opfer bringen müsse.

„Wen meint," rief O'Malley mit dröhnender Stimme, „wen

meint Ihr, Hauptmann? – Meint Ihr etwa mich, so wollen wir das Geisterbannen beiseite stellen; daß ich mich aber auf das Entgeistern verstehe, könnt' ich Euch beweisen, und dazu bedarf ich statt eines sonstigen Talismans nur meines Degens oder eines guten Pistolenlaufs."

Zu nichts weniger war der Hauptmann aufgelegt, als mit O'Malley Händel anzufangen; er versicherte daher, artig einlenkend, daß er zwar allerdings den Major gemeint, indessen nur Scherz im Sinne gehabt, der vielleicht unzeitig gewesen. Im Ernst wolle er aber jetzt den Major fragen, ob er nicht gut tun würde, das alberne Gerücht, daß er wirklich über unheimliche Mächte gebiete, zu widerlegen und so auch seinerseits dem dummen Aberglauben zu steuern, der nicht mehr in das aufgeklärte Zeitalter passe.

Der Major lehnte sich über den ganzen Tisch, stützte den Kopf auf beide Fäuste, so daß seine Nase kaum eine Spanne weit von des Hauptmanns Antlitz entfernt war, und sprach dann, ihn mit seinen hervorglotzenden Augen starr anblickend, sehr gelassen: „Hat Euch, mein Gönner, der Herr auch nicht etwa mit einem sehr durchdringenden Geist erleuchtet, so werdet Ihr, hoff' ich, doch einzusehn vermögen, daß es die törichtste, einbildischste, ja, ich möchte sagen, verruchteste Anmaßung wäre, wenn wir glauben wollten, mit unserm geistigen Prinzip sei alles abgeschlossen, und es gebe keine geistige Naturen, die anders begabt als wir, oft nur sich selbst aus jener Natur allein die momentane Form bildend, sich uns offenbaren in Raum und Zeit, ja, die, nach irgendeiner Wechselwirkung strebend, hineinflüchten könnten in das Tongebäcke, was wir Körper nennen. Ich will es Euch nicht zum Vorwurf machen, Hauptmann, daß Ihr in allen Dingen, die man weder bei der Revue noch auf der Parade lernt, sehr unwissend seid und nichts gelesen habt. Hättet Ihr aber nur etwas weniges in tüchtige Bücher gekuckt, kenntet Ihr den Car-

danus, den Justinus Martyr, den Lactanz, den Cyprian, den Clemens von Alexandrien, den Macrobius, den Trismegistus, den Nollius, den Dorneus, den Theophrastus, den Fludd, den Wilhelm Postel, den Mirandola, ja nur die kabbalistischen Juden Joseph und Philo, Euch wäre vielleicht eine Ahnung aufgegangen von Dingen, die jetzt Euern Horizont übersteigen und von denen Ihr daher auch gar nicht reden solltet." Damit sprang O'Malley auf und ging mit starken gewaltigen Schritten auf und ab, so daß die Fenster und die Gläser zitterten.

Unerachtet, versicherte der Hauptmann etwas betreten, unerachtet er des Majors Gelehrsamkeit hoch in Ehren halte, unerachtet er gar nicht in Abrede stellen wolle, daß es höhere geistige Naturen gebe und geben müsse; so sei er doch fest überzeugt, daß irgendeine Verbindung mit einer unbekannten Geisterwelt durchaus gegen die Bedingung der menschlichen Natur, mithin unmöglich sei und alles, was als Beweis des Gegenteils gelten solle, auf Selbsttäuschung oder Betrug beruhe.

O'Malley blieb, als der Hauptmann schon einige Sekunden geschwiegen, plötzlich stehen und begann: „Hauptmann, oder" – sich zu mir wendend – „Ihr, Leutnant, tut mir den Gefallen und setzt Euch hin und schreibt ein Heldengedicht, ebenso herrlich, so übermenschlich groß wie die Ilias!"

Wir erwiderten beide, daß uns das wohl nicht gelingen werde, da keinem der Homerische Geist inwohne.

„Ha, ha," rief der Major, „seht Ihr wohl, Hauptmann! Weil Euer Geist unfähig ist, Göttliches zu empfangen und zu gebären, ja, weil Eure Natur nicht einmal von der Beschaffenheit sein mag, sich auch nur zur Erkenntnis zu entzünden, deshalb müßtet Ihr eigentlich leugnen, daß aus irgendeinem Menschen sich dergleichen gestalten könne. – Ich sage Euch, jener Umgang mit höheren geistigen Naturen

ist bedingt durch einen besondern psychischen Organism; und wie die dichterische Schöpfungskraft, so ist auch jener Organism eine Gabe, mit der die Gunst des Weltgeistes seinen Liebling ausstattet."

Ich las in des Hauptmanns Gesicht, daß er im Begriff stand, irgend etwas Spöttisches dem Major zu entgegnen. Um es nicht dazu kommen zu lassen, nahm ich das Wort und machte dem Major bemerklich, daß, soviel ich wüßte, doch die Kabbalisten gewisse Formen und Regeln aufstellten, um zu jenem Umgange mit unbekannten geistigen Wesen zu gelangen.

Noch ehe der Major aber antworten konnte, sprang der Hauptmann, vom Wein erhitzt, auf und sprach im bittern Ton: „Nun, was hilft hier alles Schwatzen; Ihr gebt Euch für eine höhere Natur aus, Major; Ihr wollt uns glauben machen, daß Ihr, aus besserm Stoff geschaffen als unsereins, den Geistern gebietet! – Erlaubt, daß ich Euch so lange für einen betörten Schwärmer halte, bis Ihr uns Eure psychische Kraft zutage gelegt."

Der Major lachte wild auf und sprach dann: „Ihr haltet mich für einen gemeinen Geisterbanner, für einen kläglichen Taschenspieler, Hauptmann? Das steht Euerm kurzsichtigen Sinne wohl an! – Doch es soll Euch vergönnt sein, einen Blick in ein dunkles Reich zu tun, das Ihr nicht ahnet und das Euch verderblich erfassen kann. – Ich warne Euch indessen vorher und gebe Euch zu bedenken, daß Euer Gemüt nicht stark genug sein könnte, manches zu ertragen, das mir ein ergötzliches Spiel dünkt."

Der Hauptmann versicherte, daß er bereit sei, es mit allen Geistern und Teufeln aufzunehmen, die O'Malley zu beschwören imstande wäre, und nun mußten wir dem Major auf unser Ehrenwort versprechen, uns in der Nacht des Herbstäquinoktiums, und zwar Schlag zehn Uhr in dem dicht vor dem ***er Tor gelegenen Wirtshause einzufinden, wo wir das Weitere erfahren würden.

Es war indessen heller Tag geworden; die Sonne schien durch die Fenster. Da stellte sich der Major mitten ins Zimmer und rief mit donnernder Stimme: „Incubus! Incubus! Nehmahmihah* Sadaim**!" – warf den Mantel ab, den er bis jetzt nicht abgelegt, und stand da in voller Uniform.

In demselben Augenblick mußte ich heraus, da die Wache ins Gewehr trat. Als ich zurückkam, waren beide, der Major und der Hauptmann, verschwunden.

„Ich blieb," sprach der junge Offizier, ein liebenswürdiger frommer Jüngling, den ich allein fand, „ich blieb nur zurück, um Sie vor diesem Major, diesem entsetzlichen Menschen, zu warnen! – Fern von mir sollen seine fürchterlichen Geheimnisse bleiben, und mich gereut es, daß ich mein Wort gab, bei einem Akt zu sein, der vielleicht uns allen, gewiß aber dem Hauptmann verderblich sein kann. Sie werden mir zutrauen, daß ich nicht geneigt bin, jetzt mehr daran zu glauben, was die alte Wärterin dem Kinde vorerzählte; aber – haben Sie wohl bemerkt, daß der Major nach und nach acht Flaschen aus der Tasche zog, die kaum groß genug schien, eine einzige zu fassen? – daß er zuletzt, unerachtet er unter dem Mantel nur das Hemde trug, plötzlich von unsichtbaren Händen angekleidet dastand?"

Es war dem so, wie der Leutnant sagte, und ich muß gestehen, daß eiskalte Schauer mich durchbebten.

[4. Die Geisterbeschwörung in der Äquinoktialnacht.]

An dem bestimmten Tage fand sich der Hauptmann mit meinem jungen Freunde bei mir ein, und auf den Schlag zehn Uhr nachts waren wir, so wie wir es dem Major zugesagt, in dem Wirtshause.

---

* [nach dem ‚Gabalis' (s. Anm.) ein nom puissant: s. S. 77, Note **.]

** [im Druck fälschlich Scedim. Die Sadaim sind nach dem ‚Gabalis' Wesen zwischen Engel und Mensch. (Sucher, ebenda.)]

Der Leutnant war still und in sich gekehrt, desto lauter und lustiger aber der Hauptmann.

„In der Tat," rief dieser, als es schon halb elf Uhr worden und O'Malley sich nicht blicken ließ, „in der Tat, ich glaube, der Herr Geisterbanner läßt uns im Stich mitsamt seinen Geistern und Teufeln!"

„Das tut er nicht", sprach es dicht hinter dem Hauptmann, und O'Malley stand unter uns, ohne daß jemand bemerkt, wie er hereingekommen.

Dem Hauptmann erstarb die Lache, die er aufschlagen wollen.

Der Major, wie gewöhnlich in seinen Soldatenmantel gekleidet, meinte, daß es, ehe er uns an den Ort führe, wo er gedenke, sein Versprechen zu erfüllen, noch Zeit sei, ein paar Gläser Punsch zu trinken; es würde uns gut tun, da die Nacht rauh und kalt sei und wir einen ziemlichen Weg zu machen hätten.

Wir setzten uns an einen Tisch, auf den der Major einige zusammengebundene Fackeln und ein Buch legte.

„Hoho," rief der Hauptmann, „das ist wohl Euer Beschwörungsbuch, Major?"

„Allerdings", erwiderte O'Malley trocken.

Der Hauptmann ergriff das Buch, schlug es auf und lachte in demselben Augenblick so unmäßig, daß wir nicht wußten, was ihm denn so ganz toll lächerlich bedünken könne. „Nein," sprach dann der Hauptmann, sich mit Mühe erholend, „nein, das ist zu arg! – Major, was zum Teufel, wollt Ihr denn Euern Scherz mit uns treiben, oder habt Ihr Euch vergriffen? – Freunde, Kameraden, schaut doch nur her!"

Du kannst dir unser tiefes Erstaunen denken, als wir gewahrten, daß das Buch, das uns der Hauptmann vor die Augen hielt, kein anderes war, als – Pepliers' französische Grammaire!

O'Malley nahm dem Hauptmann das Buch aus der Hand,

steckte es in die Manteltasche und sprach dann sehr ruhig, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Wesen ruhiger und milder erschien als sonst jemals: „Sehr gleichgültig kann es Euch sein, Hauptmann, welcher Mittel ich mich bedienen will, um mein Versprechen zu erfüllen, welches in nichts anderm besteht, als Euch sinnlich meine Gemeinschaft mit der Geisterwelt darzutun, die uns umgibt, ja, in der unser höheres Sein bedingt ist. Glaubt Ihr denn, daß meine Kraft solcher armseliger Krücken bedarf, als da sind: besondere mystische Formeln, Wahl einer besondern Zeit, eines abgelegenen schauerlichen Orts, deren sich armselige kabbalistische Schüler in nutzlosen Experimenten zu bedienen pflegen? – Auf offnem Markt, zu jeder Stunde könnt' ich Euch beweisen, was ich vermag; und daß ich damals, als Ihr mich verwegen genug in die Schranken fordertet, eine besondere Zeit und, wie Ihr gleich sehen werdet, einen Ort wählte, der Euch vielleicht schauerlich bedünken möchte, war nur eine Artigkeit, die ich Eurethalben dem erzeigen wollte, der in gewisser Art diesmal Euer Gast sein soll. – Gäste empfängt man gern im Putzzimmer zur gelegensten Stunde."

Es schlug elf Uhr; der Major nahm die Fackeln und gebot uns, zu folgen.

*

Er schritt so schnell, daß wir Mühe hatten, ihm nachzukommen, voran auf dem großen Wege fort und bog, als wir das Zollhäuschen erreicht, rechts ein in den Fußsteig, der durch den dort gelegenen dichten Tannenwald führt.

Nachdem wir beinahe eine Stunde gelaufen, stand der Major still und mahnte uns, dicht hinter ihm zu bleiben, da wir uns sonst leicht im Dickicht des Waldes, in das wir nun hinein müßten, verlieren könnten. Nun ging es quer durch im dicksten Gestrüppe, so daß bald dieser, bald jener mit der Uniform oder mit dem Degen hängen

blieb und sich mit Mühe losmachen mußte, bis wir endlich einen freien Platz erreichten.

Mondesstrahlen brachen durch das finstre Gewölk, und ich gewahrte die Ruinen eines ansehnlichen Gebäudes, in welche der Major hineinschritt. Es wurde finstrer und finstrer; der Major rief uns zu, stillzustehen, weil er jeden einzeln hinabführen wolle.

Mit dem Hauptmann machte er den Anfang; dann traf mich die Reihe. Der Major hatte mich umfaßt und trug mich mehr, als ich ging, hinunter in die Tiefe. „Bleibt," flüsterte O'Malley mir zu, „bleibt hier ruhig stehen, bis ich den Leutnant gebracht, dann beginnt mein Werk."

Ich vernahm in der undurchdringlichen Finsternis die Atemzüge eines dicht neben mir Stehenden. „Bist du es, Hauptmann?" rief ich. „Allerdings," erwiderte der Hauptmann; „gib acht, Vetter, es läuft alles auf dumme Taschenspielerei hinaus; aber es ist ein ganz verdammter Ort, wo uns der Major hingeführt, und ich wollte, ich säße wieder beim Punschnapf; denn mir beben alle Glieder vor Frost und, wenn du willst, auch vor einer gewissen kindischen Bangigkeit." –

Mir ging's nicht besser wie dem Hauptmann. Der rauhe Herbstwind pfiff und heulte durch die Mauern, und ein seltsames Flüstern und Ächzen antwortete ihm aus der Tiefe. Aufgescheuchtes Nachtgeflügel rauschte und flatterte um uns her, während ein leises Winseln dicht über den Boden weg zu schleichen schien. – Wahrlich, wir beide, der Hauptmann und ich, konnten von den Schauern unseres Aufenthalts wohl dasselbe sagen, was Cervantes vom Don Quixote sagt, als er die verhängnisvolle Nacht vor dem Abenteuer mit den Walkmühlen übersteht: „Ein minder Beherzter hätte alle Fassung verloren."

An dem Wellengeplätscher eines nahen Wassers und an dem Heulen der Hunde gewahrten wir übrigens, daß wir uns nicht ferne

von der Lederfabrik* befinden mußten, die bei P[otsdam] dicht an dem Strom gelegen ist.

Endlich vernahmen wir dumpfe Tritte, die sich immer mehr näherten, bis dicht bei uns der Major laut rief: ‚Nun sind wir beisammen, und es kann vollbracht werden, was begonnen!'

Mittelst eines chemischen Feuerzeuges zündete er die Fackeln an, die er mitgebracht, und steckte sie in den Boden. Es waren sieben an der Zahl. Wir befanden uns in einem verfallenen Kellergewölbe. O'Malley stellte uns in einen Halbkreis, warf Mantel und Hemde ab, so daß er bis an den Gürtel nackt dastand, schlug das Buch auf und begann mit einer Stimme, die mehr dem dumpfen Brüllen eines fernen Raubtiers als dem Ton eines Menschen glich, zu lesen: „Monsieur, prêtez-moi un peu, s'il vous plaît, votre canif. – Oui, Monsieur, d'abord – le voilà – je vous le rendrai"**. –

Ich komme nun zu einem Moment, von dem ich in der Tat nicht weiß, ob es mir gelingen wird, ihn dir darzustellen. Mag deine Phantasie meine Worte beleben! – Immer entsetzlicher wurde die Stimme des Majors, während der Sturm stärker brauste und der flackernde Schein der Fackeln die Wände mit seltsamen, im Fluge wechselnden Gebilden belebte. – Ich fühlte, wie kalter Schweiß auf meiner Stirne tropfte; mit Gewalt errang ich Fassung – da pfiff ein schneidender Ton durch das Gewölbe, und dicht vor meinen Augen stand ein Etwas – es scheint heilloser Unsinn, wenn ich von einer gestaltlosen Gestalt sprechen wollte, und doch kann ich kein anderes Wort finden, um das gräßliche Etwas zu bezeichnen, das ich gewahrte.

* [damals noch im Besitze des hochbetagten Daniel Itzig (des bekannten Münzlieferanten, 1722–1799); dann in dem seines Sohnes Elias Daniel Itzig († 1818). Hoffmann wohnte 1807 bei diesem dort als Gast. Die Erwähnung der Fabrik ist eine Artigkeit gegen den Sohn seines Gönners, Julius Eduard Hitzig (dieser hatte ihm Material für die Erzählung besorgt, der wir diese Geschichte entnehmen: s. Anm.)].

** [wie Albert bemerkt, das Gespräch „Vom Schreiben" aus Pepliers' Grammaire.]

– Genug, in demselben Moment stieß das Grausen der Hölle seine spitzen Eisdolche mir in die Brust, und ich verlor die Besinnung. –

[5. Am folgenden Tage.]

Am hellen Mittag fand ich mich wieder, entkleidet auf mein Lager ausgestreckt. Alle Schauder der Nacht waren verschwunden, ich fühlte mich völlig wohl und leicht. Mein junger Freund schlief in dem Lehnstuhl. Sowie ich mich nur regte, erwachte der Leutnant und bezeugte die lebhafteste Freude, als er mich ganz gesund fand.

Von ihm erfuhr ich, daß er, sowie der Major sein düstres Werk begonnen, die Augen zugedrückt und sich bemüht, dem Gespräch aus Pepliers' Grammaire fest zu folgen und durchaus sich an nichts weiter zu kehren. Dessenungeachtet hatte ihn eine furchtbare, nie gekannte Angst erfaßt, er indessen die Besinnung nicht verloren. Dem gräßlichen Pfeifen – so erzählte der Leutnant – folgte ein wildes wüstes Gelächter. Nun schlug der Leutnant unwillkürlich die Augen auf und gewahrte den Major, der den Mantel wieder umgeworfen und im Begriff stand, den Hauptmann, der entseelt am Boden lag, auf die Schultern zu laden. „Nehmt Euch Eures Freundes an", rief O'Malley dem Leutnant zu, gab ihm eine Fackel und stieg mit dem Hauptmann herauf. Jetzt redete der Leutnant mich, der ich regungslos dastand, an, indes vergeblich. Ich schien vom Starrkrampfe ergriffen, und nur mit der äußersten Anstrengung brachte mich der Leutnant herauf ins Freie. Plötzlich kehrte nun der Major zurück, packte mich auf die Schultern und trug mich fort, wie erst den Hauptmann. Tiefes Entsetzen faßte aber den Leutnant, als er, aus dem Walde herausgekommen, auf dem breiten Wege einen zweiten O'Malley gewahrte, der den Hauptmann trug. Still für sich betend, besiegte er aber jenes Entsetzen und folgte mir, fest entschlossen,

mich, möge sich begeben, was da wolle, nicht zu verlassen, bis vor mein Quartier, wo O'Malley mich absetzte und sich davonmachte, ohne ein Wort zu reden. Mit Hilfe meines Bedienten (das war damals schon mein ehrlicher Eulenspiegel, Paul Talkebarth) brachte mich nun der Leutnant auf mein Zimmer und ins Bette.

Mein junger Freund schloß seine Erzählung damit, daß er mich auf das rührendste beschwor, jede Gemeinschaft mit dem furchtbaren O'Malley zu vermeiden.

[6. Das Schicksal des Hauptmanns.]

Den Hauptmann hatte der herbeigerufene Arzt in jenem Wirtshause vor dem Tore, wo wir uns versammelt, sprachlos, vom Schlage getroffen, gefunden. Er genas zwar, blieb aber untauglich für den Dienst und mußte seinen Abschied nehmen.

Der Major war verschwunden; die Offiziere sagten, er sei auf Urlaub. Mir war es lieb, daß ich ihn nicht wiedersah, da mit dem Entsetzen, das sein finstres Treiben mir verursacht, eine tiefe Erbitterung in meine Seele gekommen war. Meines Verwandten Unglück war O'Malleys Werk, und blutige Rache zu nehmen schien eigentlich meine Pflicht.

[Zweiter Teil:

Der Salamander.

(Etwa 1796.)

Frei nach Cazotte.]

*

[1. ‚Teufel Amor.‘ Erwachen der Sinnlichkeit.]

Geraume Zeit war vergangen; das Bild jener verhängnisvollen Nacht verblaßt. Die Beschäftigungen, die der Dienst erfordert, unterdrückten meinen Hang zu mystischer Schwärmerei. Da fiel mir ein Buch in die Hände, dessen Wirkung auf mein ganzes Wesen mir selbst ganz unerklärlich dünkte. Ich meine jene wunderbare Erzählung Cazottes, die in einer deutschen Übersetzung* ‚Teufel Amor‘ benannt ist.

Die mir natürliche Blödigkeit, ja ein gewisses kindisches, scheues Wesen in der Gesellschaft hatte mich entfernt gehalten von dem Frauenzimmer, so wie die besondere Richtung meines Geistes jedem Aufwallen roher Begierde widerstand. Ich kann mit Recht behaupten, daß ich ganz unschuldig war, da weder mein Verstand noch meine Phantasie sich bis jetzt mit dem Verhältnis des Mannes zum Weibe beschäftigt hatte. Jetzt erst wurde das Mysterium einer Sinnlichkeit in mir wach, die ich nicht geahnet. Meine Pulse schlugen, ein ver-

* [S. Anm.]

zehrendes Feuer durchströmte Nerven und Adern bei jenen Szenen der gefährlichsten, ja grauenvollsten Liebe, die der Dichter mit glühenden Lebensfarben darstellte. Ich sah, ich hörte, ich empfand nichts als die reizende Biondetta, ich unterlag der wollüstigen Qual wie Alvarez*. Halt es meinem Hange zum Wunderbaren, wohl aber auch dem Geheimnisvollen zugute, das ich erfahren, wenn Cazottes Märchen mir bald ein Zauberspiegel dünkte, in dem ich mein eignes Schicksal erblickte. – War nicht O'Malley für mich jener mystische Niederländer, jener Soberano, der den Alvarez mit seinen Künsten verlockte?

Die Sehnsucht, die in meiner Brust glühte, das furchtbare Abenteuer des Alvarez zu bestehen, erfüllte mich mit Grausen; aber selbst die Schauer dieses Grausens ließen mich erbeben vor unbeschreiblicher Wollust, die ich nie gekannt. Oft regte es sich in meinem Innern wie eine Hoffnung, daß O'Malley wiederkehren und die Geburt der Hölle, der mein ganzes Ich hingegeben, in meine Arme liefern würde, und nicht töten konnte diese sündhafte Hoffnung der tiefe Abscheu, der dann wieder wie ein Dolch meine Brust durchfuhr.

[2. In Berlin.]

Die seltsame Stimmung, die mein aufgeregter Zustand erzeugte, blieb allen ein Rätsel. Man hielt mich für gemütskrank, man wollte mich aufheitern, zerstreuen; unter dem Vorwand eines Dienstgeschäfts

* [Albert schaltet hier den Inhalt des ‚Diable amoureux' ein, soweit er ihn in Erinnerung hat:] „soviel ich weiß, dreht sich die Geschichte darum, daß ein junger Offizier [der genannte Alvarez] in der Garde des Königs von Neapel von einem mystischen Kameraden [Soberano] verführt wird, in den Ruinen von Portici den Teufel heraufzubeschwören. Als er die Bannformel gesprochen, streckt ein scheußlicher Kamelskopf mit langem Halse aus einem Fenster sich ihm entgegen und ruft mit gräßlicher Stimme: „Che vuoi!" — Alvarez befiehlt dem Gespenst in der Gestalt eines Wachtelhündchens und dann eines Pagen zu erscheinen. Es geschieht; bald aber wird aus diesem Pagen das reizendste und zugleich verliebteste Mädchen [genannt Biondetta], das den Beschwörer ganz und gar bestrickt."

schickte man mich nach der Residenz, wo die glänzendsten Zirkel mir offen standen.

War ich aber jemals scheu und blöde gewesen, so verursachte mir jetzt Gesellschaft, vorzüglich aber jede Annäherung von Frauenzimmern, einen entschiedenen Widerwillen, da die reizendste mir nur Biondettas Bild, das ich im Innern trug, zu verhöhnen schien.

[3. Wieder in Potsdam. Wiedersehen mit O'Malley.]

Als ich nach Potsdam zurückgekommen, floh ich alle Gemeinschaft meiner Kameraden, und mein liebster Aufenthalt war jener Wald, der Schauplatz der grauenvollen Begebenheiten, die meinem armen Vetter beinahe das Leben gekostet.

Dicht bei den Ruinen stand ich und war, von einer dunklen Begierde getrieben, im Begriff, mich durch das dicke Gestrüpp hineinzuarbeiten, als ich plötzlich O'Malley erblickte, der langsam herausschritt und mich gar nicht zu gewahren schien.

Der lange verhaltene Zorn wallte auf; ich stürzte los auf den Major und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er sich meines Vetters halber mit mir schlagen müsse.

„Das kann sogleich geschehen", sprach der Major kalt und ernst, warf den Mantel ab, zog den Degen und schlug mir den meinigen beim ersten Gange mit unwiderstehlicher Gewandtheit und Stärke aus der Hand.

„Wir schießen uns", schrie ich in wilder Wut und wollte meinen Degen aufraffen, da hielt mich O'Malley fest und sprach mit mildem, ruhigen Ton, wie ich ihn beinahe noch niemals reden gehört:

„Sei kein Tor, mein Sohn! du siehst, daß ich dir im Kampfe überlegen bin; eher könntest du die Luft verwunden als mich, und niemals werd' ich es über mich gewinnen, dir feindlich gegenüberzustehen, da

ich dir mein Leben verdanke und wohl noch etwas mehr.“ – Der Major faßte mich jetzt unter den Arm, und indem er mich mit sanfter Gewalt fortzog, bewies er mir, daß an des Hauptmanns Unfall niemand anders schuld sei, als er, der Hauptmann, selbst, da er sich, alles Warnens unerachtet, Dinge zugetraut, denen er nicht gewachsen, und ihn, den Major, zu dem, was er getan, genötigt durch unzeitigen verhöhnenden Spott.

Selbst weiß ich nicht, was für eine seltsame Zauberkraft in O'Malleys Worten, in seinem ganzen Benehmen lag; es gelang ihm nicht allein, mich zu beruhigen, sondern mich auch so anzuregen, daß ich ihm willkürlos das Geheimnis meines innern Zustandes, des zerrüttenden Kampfs meiner Seele aufschloß.

„Die besondere,“ sprach O'Malley, als er alles erfahren, „die besondere Konstellation, die über dich, mein guter Sohn, waltet, hat es nun einmal gefügt, daß ein albernes Buch dich auf dein eigentliches inneres Wesen aufmerksam machen sollte. Albern nenne ich jenes Buch, weil darin von einem Popanz die Rede ist, der sich widerlich zeigt und charakterlos. Das, was du der Wirkung jener lüsternen Bilder des Dichters zuschreibst, ist nichts als der Drang zur Vereinigung mit einem geistigen Wesen aus einer andern Region, die durch deinen glücklich gemischten Organismus bedingt ist. Hättest du mir größeres Vertrauen bewiesen, du stündest längst auf einer höheren Stufe; doch nehme ich dich noch jetzt zu meinem Schüler an.“ – O'Malley fing nun an, mich mit der Natur der Elementargeister bekannt zu machen. Ich verstand wenig von dem, was er sprach, indessen lief alles so ziemlich auf die Lehre von Sylphen, Undinen, Salamandern und Gnomen hinaus, wie du sie in den Unterredungen des Comte de Gabalis* finden kannst. Er schloß damit, daß er mir eine besondere Lebensweise vorschrieb, und meinte, daß ich wohl in Jahresfrist zu meiner Biondetta

* [von Montfaucon de Villars.]

gelangen könne, die mir gewiß nicht die Schmach antun werde, sich in meinen Armen zum leidigen Satan umzugestalten.

Mit derselben Hitze wie Alvarez versetzte ich, daß ich in so langer Zeit sterben würde vor Sehnsucht und Ungeduld und alles wagen wolle, früher mein Ziel zu erreichen.

Der Major schwieg einige Augenblicke, nachdenklich vor sich hinstarrend, dann erwiderte er: „Es ist gewiß, daß ein Elementargeist um Eure Gunst buhlt; das kann Euch fähig machen, in kurzer Zeit das zu erlangen, wonach andere jahrelang streben. Ich will Euer Horoskop stellen; vielleicht gibt sich Eure Buhle mir zu erkennen. In neun Tagen sollt Ihr mehr erfahren.“ –

[4. Die Erlangung des Teraphim.]

Ich zählte die Stunden. Bald fühlte ich mich von geheimnisvoll seliger Hoffnung durchdrungen, bald war es mir, als habe ich mich in gefährliche Dinge eingelassen.

Endlich am späten Abend des neunten Tages trat der Major in mein Gemach und forderte mich auf, ihm zu folgen. „Es geht nach den Ruinen?“ so fragte ich. „Mitnichten,“ erwiderte O'Malley lächelnd; „zu dem Werk, das wir vorhaben, bedarf es weder eines abgelegenen, schauerlichen Orts noch einer fürchterlichen Beschwörung aus Pepliers' Grammaire. Überdem darf auch mein Incubus keinen Teil haben an dem heutigen Experiment, das Ihr eigentlich unternehmt, nicht ich.“

Der Major führte mich in sein Quartier und erklärte, daß es darauf ankomme, mir das Etwas zu verschaffen, mittelst dessen mein Ich dem Elementargeist erschlossen werde und dieser die Macht erhalte, sich mir in der sichtbaren Welt kundzutun und mit mir Umgang zu pflegen. Es sei das Etwas, das die jüdischen Kabbalisten „Teraphim“ nennten.

Nun schob O'Malley einen Bücherschrank zur Seite, öffnete die dahinter verborgene Tür, und wir traten in ein kleines gewölbtes Kabinett, in dem ich außer allerlei seltsamem unbekannten Gerät einen vollständigen Apparat zu chemischen oder, wie ich beinahe glauben mochte, zu alchymistischen Experimenten gewahrte. Auf einem kleinen Herde schlugen aus den glühenden Kohlen bläuliche Flämmchen. Vor diesem Herde mußte ich mich, dem Major gegenüber, hinsetzen und meine Brust entblößen. Kaum hatte ich dies getan, als der Major schnell, ehe ich's mir versah, mich mit einer Lanzette unter der linken Brust ritzte und die wenigen Tropfen Bluts, die der leichten, kaum fühlbaren Wunde entquollen, in einer kleinen Phiole auffing. Dann nahm er eine hell, spiegelartig polierte Metallplatte, goß eine andere Phiole, die eine rote blutähnliche Feuchtigkeit enthielt, dann aber die mit meinem Blut gefüllte Phiole darauf aus und brachte mittelst einer Zange die Platte dicht über das Kohlenfeuer. Mich wandelte ein tiefes Grausen an, als ich zu gewahren glaubte, daß auf den Kohlen sich eine lange, spitze, glühende Zunge emporschlängelte und begierig das Blut von dem Metallspiegel wegleckte. Der Major befahl mir nun, mit fest fixiertem Sinn in das Feuer zu schauen. Ich tat es, und bald wurd' es mir zumute, als säh' ich, wie im Traum, verworrene Gestalten aus dem Metall, das der Major noch immer über den Kohlen festhielt, durcheinander blitzen. Doch plötzlich fühlte ich in der Brust, da, wo der Major meine Haut durchritzt, einen solchen stechenden, gewaltigen Schmerz, daß ich unwillkürlich laut aufschrie. „Gewonnen, gewonnen," rief in demselben Augenblick O'Malley, erhob sich von seinem Sitze und stellte ein kleines, etwa zwei Zoll hohes Püppchen, zu dem sich der Metallspiegel geformt zu haben schien, vor mir hin auf den Herd. „Das", sprach der Major, „ist Euer Teraphim! Die Gunst des Elementargeistes gegen Euch scheint ungewöhnlich zu sein; Ihr dürfet nun das Äußerste wagen."

Auf des Majors Geheiß nahm ich das Püppchen, dem, ungeachtet es zu glühen schien, nur eine wohltuende elektrische Wärme entströmte, drückte es an die Wunde und stellte mich vor einen runden Spiegel, von dem der Major die verhüllende Decke herabgezogen. „Spannt," sprach O'Malley mir nun leise ins Ohr, „spannt Euer Inneres nun zum inbrünstigsten Verlangen, welches Euch, da der Teraphim wirkt, nicht schwer werden kann, und sprecht mit dem süßesten Ton, dessen Ihr mächtig, das Wort –" In der Tat, ich habe das seltsam klingende Wort, das mir O'Malley vorsprach, vergessen*.

Kaum war aber die Hälfte der Silben über die Lippen, als ein häßliches, toll verzerrtes Gesicht aus dem Spiegel mich hämisch anlachte. „Alle Teufel der Hölle, wo kommst du her, verfluchter Hund!" so schrie O'Malley hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte meinen Paul Talkebarth, der in der Türe stand, und dessen schönes Antlitz sich in dem magischen Spiegel reflektiert hatte. Der Major fuhr wütend los auf den ehrlichen Paul; doch ehe ich mich dazwischen werfen konnte, blieb O'Malley dicht vor ihm regungslos stehen, und Paul nützte den Augenblick, sich weitläuftig zu entschuldigen, wie er mich gesucht, wie er die Tür offen gefunden, wie er hereingetreten, usw. „Hebe dich hinweg, Schlingel", sprach endlich O'Malley gelassen genug, und da ich hinzufügte: „Geh nur, guter Paul, gleich komme ich nach Hause"; so machte sich der Eulenspiegel ganz erschrocken und verblüfft von dannen.

Ich hatte das Püppchen fest in der Hand behalten, und O'Malley versicherte, wie nur dieser Umstand es bewirkt, daß nicht alle Mühe umsonst geblieben. Talkebarths unzeitiges Dazwischentreten habe indessen die Vollendung des Werks auf lange Zeit verschoben. Er riet mir, den treuen Diener fortzujagen; das konnte ich nicht übers Herz bringen. Übrigens belehrte mich der Major, daß der Elementar-

* [S. S. 76 unten und 77 unten.]

geist, der mir seine Gunst geschenkt, nichts Geringeres sei, als ein Salamander, wie er es schon vermutet, als er mein Horoskop gestellt, da Mars im ersten Hause gestanden.

[5. Wachsen der Sinnlichkeit.]

Ich komme wiederum zu Momenten, die du, da sie keines Ausdrucks fähig, nur ahnen kannst. Vergessen war ‚Teufel Amor', war Biondetta; ich dachte nur – an meinen Teraphim. Stundenlang konnte ich das Püppchen, vor mir auf den Tisch gestellt, anschauen, und die Liebesglut, die in meinen Adern strömte, schien dann, gleich dem himmlischen Feuer des Prometheus, das Bildlein zu beleben, und in lüsterner Begier wuchs es empor. Doch ebenso schnell zerrann die Gestaltung, als ich sie dachte, und zu der unnennbaren Qual, die mein Herz durchschnitt, gesellte sich ein seltsamer Zorn, der mich antrieb, das Püpplein, ein lächerliches, armseliges Spielwerk, von mir zu werfen. Aber indem ich es faßte, fuhr es durch alle meine Glieder, wie ein elektrischer Schlag, und es war mir, als müßte mich die Trennung von dem Talisman der Liebe selbst vernichten.

Gestehen will ich offen, daß meine Sehnsucht, unerachtet sie einem Elementargeiste galt, sich vorzüglich in allerlei zweideutigen Träumen auf Gegenstände der Sinnenwelt, die mich umgab, richtete, so daß meine erregte Phantasie bald dieses, bald jenes Frauenzimmer dem spröden Salamander unterschob, der sich meiner Umarmung entzog. – Ich erkannte zwar mein Unrecht und beschwor mein kleines Geheimnis, mir die begangene Untreue zu verzeihen; allein an der abnehmenden Kraft jener seltsamen Krise, die sonst meine tiefste Seele in glühender Liebe bewegte, ja an einer gewissen unbehaglichen Leere fühlte ich es wohl, daß ich mich immer mehr von meinem Ziel entfernte, statt mich ihm zu nähern. Und doch spotteten die Triebe des in voller Kraft

blühenden Jünglings meines Geheimnisses, meines Widerstrebens. Ich erbebte bei der leisesten Berührung irgendeines reizenden Weibes, indem ich mich zugleich in glühender Scham erröten fühlte.

[6. Zweiter Aufenthalt in Berlin. Die Gräfin von L.]

Der Zufall führte mich aufs neue nach der Residenz. Ich sah die Gräfin von L., das anmutigste, reizendste und zugleich eroberungssüchtigste Weib, das damals in den ersten Zirkeln B[erlin]s prangte; sie warf ihre Blicke auf mich, und die Stimmung, in der ich mich damals befand, mußte es ihr sehr leicht machen, mich ganz und gar in ihre Netze zu verlocken.

*

Ja, sie brachte mich endlich dahin, ihr mein Inneres ohne allen Rückhalt zu erschließen, ihr mein Geheimnis zu entdecken, ja ihr das geheimnisvolle Bildlein, das ich auf der Brust trug, zu zeigen.

Sie hörte mich mit einem Ernst an, der ihr sonst gar nicht eigen, und als ich geendet, beschwor sie mich, Tränen in den Augen, den Teufelskünsten des berüchtigten O'Malley zu entsagen. Meine beiden Hände fassend, mich mit dem Ausdruck der süßesten Liebe anblickend, sprach sie von dem dunkeln Treiben der kabbalistischen Adepten so gelehrt, so gründlich, daß ich mich nicht wenig darüber verwunderte. Bis zum höchsten Grad stieg aber mein Erstaunen, als sie den Major den ruchlosesten, abscheulichsten Verräter schalt, da ich ihm das Leben gerettet und er mich dafür durch seine schwarze Kunst ins Verderben locken wolle. Zerfallen mit dem Leben, in Gefahr, zu Boden gedrückt zu werden von tiefer Schmach, sei nämlich O'Malley im Begriff gewesen, sich zu erschießen, als ich dazwischen getreten und den Selbstmord gehindert, der ihm dann leid geworden, da das Unheil von ihm abgewandt. Habe mich, so schloß die Gräfin, der Major ge-

stürzt in psychische Krankheit, so wolle sie mich daraus erretten, und der erste Schritt dazu sei, daß ich das Bildlein in ihre Hände liefere.

Ich tat das gern und willig, weil ich mich dadurch auf die schönste Art von einer unnützen Qual zu befreien glaubte.

*

Die Gräfin müßte das nicht gewesen sein, was sie wirklich war, hätte sie nicht den Liebhaber lange Zeit schmachten lassen, ohne den brennenden Durst der Liebe zu stillen. So war es mir auch gegangen.

Endlich sollte ich glücklich sein. Um Mitternacht harrte eine vertraute Dienerin meiner an einer Hinterpforte des Palastes und führte mich durch entlegene Gänge in ein Gemach, das der Gott der Liebe selbst ausgeschmückt zu haben schien. Hier sollte ich die Gräfin erwarten.

Halb betäubt von dem süßen Dufte des feinen Räucherwerks, der im Zimmer wallte, bebend vor Liebe und Verlangen, stand ich in des Zimmers Mitte; da traf, durchfuhr wie ein Blitzstrahl mein innerstes Wesen ein Blick, und ein jäher Schmerz zuckte an der Stelle, die O'Malley verwundet. In demselben Augenblick gewahrte ich auf dem Simse des Kamins mein Bildlein, faßte es schnell, stürzte heraus, gebot mit drohender Gebärde der erschrockenen Dienerin, mich herabzuführen, rannte nach Hause, weckte meinen Paul und ließ packen.

Der früheste Morgen traf mich schon auf dem Rückwege nach P[otsdam].

[7. Wieder in Potsdam.
Erste Erscheinung des Elementargeistes.]

Mehrere Monate hatte ich in der Residenz zugebracht; die Kameraden freuten sich meines unverhofften Wiedersehns und hielten mich den ganzen Tag über fest, so daß ich erst am späten Abend heimkehrte in mein Quartier.

Ich stellte mein liebes, wiedergewonnenes Bildlein auf den Tisch und warf mich, da ich der Ermüdung nicht länger zu widerstehen vermochte, angekleidet auf mein Lager.

Bald kam mir aber das träumerische Gefühl, als umflösse mich ein strahlender Glanz. Ich erwachte, ich schlug die Augen auf: wirklich glänzte das Gemach in magischem Schimmer. Aber, o Herr des Himmels! an demselben Tische, auf den ich das Püppchen gestellt, gewahrte ich ein weibliches Wesen, die, den Kopf in die Hand gestützt, zu schlummern schien. Ich kann dir nur sagen, daß ich nie eine zartere, anmutigere Gestalt, nie ein lieblicheres Antlitz träumte; dich den wunderbaren, geheimnisvollen Zauber, der dem holden Bilde entstrahlte, in Worten auch nur ahnen zu lassen, das vermag ich nicht. Sie trug ein seidnes feuerfarbnes Gewand, das, knapp an Brust und Leib anschließend, nur bis an die Knöchel reichte, so daß die zierlichen Füßchen sichtbar wurden. Die schönsten, bis an die Schultern entblößten Arme, in Farbe und Form wie hingehaucht von Titian, schmückten goldene Spangen; in dem braunen, ins Rötliche spielenden Haar funkelte ein Diamant. Der Atem stockte mir. Endlich entfloh ein tiefer Seufzer der beängsteten Brust.

Da schlug sie die Augen auf, erhob sich, näherte sich mir, faßte meine Hand. Alle Glut der Liebe, des brünstigsten Verlangens, zuckte wie ein Blitzstrahl durch mein Inneres, als sie meine Hand leise drückte, als sie mir mit der süßesten Stimme zulispelte: „Ja! – du hast gesiegt, du bist mein Herrscher, mein Gebieter, ich bin dein!"

„O du Götterkind – himmlisches Wesen!" so rief ich laut, umschlang sie und drückte sie an meine Brust.

Doch in demselben Augenblicke zerschmolz das Wesen in meinen Armen. Zugleich erlosch der Schimmer, und ich fiel, selbst weiß ich nicht wie, in tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, hielt ich das Püppchen in der Hand.

[8. Verkehr mit dem Elementargeist.]

Es würde dich ermüden, wenn ich von dem seltsamen Verhältnisse mit dem geheimnisvollen Wesen, das nun begann und mehrere Wochen fortdauerte, mehr sagen sollte, als daß in jeder Nacht der Besuch sich auf dieselbe Weise wiederholte. So sehr ich mich dagegen sträubte, ich konnte dem träumerischen Zustande nicht widerstehen, der mich befiel, und aus dem mich das holde Wesen mit einem Kusse weckte. Doch immer länger und länger weilte sie bei mir. Sie sprach manches von geheimnisvollen Dingen; mehr horchte ich aber auf die süße Melodie ihrer Rede als auf die Worte selbst. Sie litt und erwiderte die süßesten Liebkosungen. Glaubte ich indessen im Wahnsinn des glühendsten Entzückens den Gipfel des Glücks zu erreichen, so entschwand sie mir, indem ich in tiefen Schlaf versank.

Selbst bei Tage aber war es mir oft, als fühle ich den warmen Hauch eines mir nahen Wesens; ja ein Flüstern, ein Seufzen vernahm ich manchmal dicht bei mir in der Gesellschaft, vorzüglich wenn ich mit einem Frauenzimmer sprach, so daß alle meine Gedanken sich auf meine holde geheimnisvolle Liebe richteten und ich stumm und starr blieb für das, was mich umgab.

[9. Die versuchte Verführung.]

Es geschah, daß einst ein Fräulein in einer Gesellschaft sich mir verschämt nahte, um mir den im Pfänderspiel gewonnenen Kuß zu reichen. Indem ich mich aber zu ihr hinbeugte, fühlte ich, noch ehe meine Lippen die ihrigen berührten, einen heißen, schallenden Kuß auf meinem Munde glühen, und zugleich lispelte eine Stimme: „Nur mir gehören deine Küsse.“ Ich und das Fräulein, beide waren wir etwas erschrocken, die übrigen glaubten, wir hätten uns wirklich geküßt. Dieser Kuß galt mir indessen für ein Zeichen, daß Aurora (so

nannte ich die geheimnisvolle Geliebte) sich nun bald ganz und gar in Leben gestalten und mich nicht mehr verlassen werde.

Als die Holde in der folgenden Nacht mir wieder erschien auf die gewöhnliche Weise, beschwor ich sie in den rührendsten Worten, wie die hellodernde Glut der Liebe und des Verlangens sie mir eingab, mein Glück zu vollenden, ganz mein zu sein für immer in sichtbarer Gestalt.

Sie wand sich sanft aus meinen Armen, und sprach dann mit mildem Ernst: „Du weißt, auf welche Weise du mein Gebieter wurdest. Dir ganz anzugehören, war mein seligster Wunsch; aber nur halb sind die Ketten gesprengt, die mich an den Thron fesseln, dem das Volk, dem ich angehöre, unterwürfig ist. Doch je stärker, je mächtiger deine Herrschaft wird, desto freier fühle ich mich von der qualvollen Sklaverei. Immer inniger wird unser Verhältnis, und wir gelangen zum Ziel, ehe vielleicht ein Jahr vorüber ist. Wolltest du, Geliebter, voraneilen dem waltenden Schicksal, manches Opfer, mancher dir bedenklich scheinende Schritt wäre vielleicht noch nötig."

„Nein," rief ich, „nein, kein Opfer, keinen bedenklichen Schritt gibt es für mich, um dich zu gewinnen ganz und gar! – Nicht länger leben kann ich ohne dich, ich sterbe vor Ungeduld, vor namenloser Pein!"

Da umschlang mich Aurora und lispelte mit kaum hörbarer Stimme: „Bist du selig in meinen Armen?"

„Es gibt keine andere Seligkeit", rief ich und drückte, ganz Glut der Liebe, ganz Wahnsinn des Verlangens, das holde Weib an meine Brust.

Brennende Küsse fühlte ich auf meinen Lippen, und diese Küsse selbst waren melodischer Wohllaut des Himmels, in dem ich die Worte vernahm: „Könntest du wohl um den Preis meines Besitzes der Seligkeit eines unbekannten Jenseits entsagen?"

Eiskalte Schauer durchbebten mich, aber in diesen Schauern raste

stärker die Begier, und ich rief in willkürloser Liebeswut: „Außer dir keine Seligkeit – ich entsage –"

Ich glaube noch jetzt, daß ich hier stockte.

„Morgen nachts wird unser Bund geschlossen", lispelte Aurora, und ich fühlte, wie sie verschwinden wollte aus meinen Armen. Ich drückte sie stärker an mich, vergebens schien sie zu ringen, und indem ich bange Todesseufzer vernahm, wähnte ich mich auf der höchsten Stufe des Liebesglücks.

[10. Am nächsten Morgen: drei Begegnungen.]

Mit dem Gedanken an jenen Teufel Amor, an jene verführerische Biondetta erwachte ich aus tiefem Schlaf. Schwer fiel es auf meine Seele, was ich getan in der verhängnisvollen Nacht. Ich gedachte jener heillosen Beschwörung des entsetzlichen O'Malley, der Warnungen meines frommen, jungen Freundes – ich glaubte mich in den Schlingen des Teufels, ich glaubte mich verloren.

*

Im Innern zerrissen, sprang ich auf und rannte ins Freie.

Auf der Straße kam mir der Major entgegen und hielt mich fest, indem er sprach: „Nun, Leutnant, ich wünsche Euch Glück. In der Tat, für so keck und entschlossen hätt' ich Euch kaum gehalten; Ihr überflügelt den Meister!"

Von Wut und Scham durchglüht, nicht fähig, ein einziges Wort zu erwidern, machte ich mich los und verfolgte meinen Weg. Der Major lachte hinter mir her. Ich vernahm das Hohnlachen des Satans.

*

In dem Walde, unfern von jenen verhängnisvollen Ruinen, erblickte ich eine verhüllte weibliche Gestalt, die, unter einem Baume gelagert, sich einem Selbstgespräche zu überlassen schien.

Ich schlich behutsam näher und vernahm die Worte: „Er ist mein, er ist mein – o Seligkeit des Himmels! – auch die letzte Prüfung überstand er! – Sind die Menschen denn solcher Liebe fähig, was ist dann ohne sie unser armseliges Sein!"

Du errätst, daß es Aurora war, die ich fand. Sie schlug den Schleier zurück; die Liebe selbst kann nicht schöner, nicht anmutiger sein. Die sanfte Blässe der Wangen, der in süßer Schwermut verklärte Blick ließ mich erbeben in namenloser Lust.

Ich schämte mich meiner dunklen Gedanken – doch in dem Augenblicke, als ich hinstürzen wollte zu ihren Füßen, war sie verschwunden wie ein Nebelbild.

*

Zu gleicher Zeit vernahm ich ein wohlbekanntes Räuspern im Gebüsche, aus dem denn auch alsbald mein ehrlicher Eulenspiegel, Paul Talkebarth, hervortrat.

„Kerl, wo führt dich der Teufel her?" fuhr ich ihn an. „Ei nun," versetzte er, indem er das lächelnde Fratzengesicht zog, das du kennst, „ei nun, gerade hergeführt hat mich der Teufel nicht, aber begegnet mag er mir wohl sein. Der gnädige Herr Leutnant war so früh ausgegangen und hatte die Pfeife vergessen und den Tabak – da dacht' ich, so am frühen Morgen in der feuchten Luft – Denn meine Muhme in Genthin pflegte zu sagen –"

„Halt's Maul, Schwätzer, und gib her!" so rief ich und ließ mir die angezündete Pfeife reichen. Doch kaum waren wir ein paar Schritte weitergegangen, als Paul aufs neue ganz leise begann: „Denn meine Muhme in Genthin pflegte immer zu sagen, dem Wurzelmännlein sei gar nicht zu trauen, so ein Kerlchen sei doch am Ende nichts weiter als ein Incubus oder Chezim und stieße einem zuletzt das Herz ab. – Nun, die alte Kaffeeliese hier in der Vorstadt – ach, gnädiger Herr Leutnant, Sie sollen nur sehen, was die für schöne Blumen und Tiere

und Menschen zu gießen weiß. – Der Mensch helfe sich, wie er kann, pflegte meine Muhme in Genthin zu sagen – ich war gestern auch bei der Liese und brachte ihr ein Viertelchen feinen Mokka – Unsereins hat auch ein Herz – Beckers Dörtchen ist ein schmuckes Ding; aber sie hat so was Besonderes in den Augen, so was Salamandrisches." –

„Kerl, was sprichst du", rief ich heftig. Paul schwieg, begann aber wieder nach einigen Augenblicken: „Ja – die Liese ist dabei eine fromme Frau – sie sagte, nachdem sie den Kaffeesatz beschaut: mit der Dörte habe es nichts auf sich, denn das Salamandrische in den Augen komme vom Prezelbacken oder dem Tanzboden; doch solle ich lieber ledig bleiben. Aber ein gewisser junger gnädiger Herr sei in großer Gefahr: die Salamander seien die schlimmsten Dinge, deren sich der Teufel bediene, um eine arme Menschenseele ins Verderben zu locken, weil sie gewisse Begierden – Nun! man müsse nur standhaft bleiben und Gott fest im Herzen behalten. – Da erblickte ich denn auch selbst in dem Kaffeesatze ganz natürlich, ganz ähnlich den Herrn Major O'Malley." –

Ich hieß den Kerl schweigen, aber du kannst dir's denken, welche Gefühle in mir aufgingen bei diesen seltsamen Reden Pauls, den ich plötzlich eingeweiht fand in mein dunkles Geheimnis, und der ebenso unerwartet Kenntnisse von kabbalistischen Dingen kundtat, die er wahrscheinlich der Kaffeewahrsagerin zu verdanken hatte. –

[11. In der Nacht darauf: die Rettung.]

Ich brachte den unruhigsten Tag meines Lebens zu. Paul war abends nicht aus der Stube zu bringen, immer kehrte er wieder und machte sich etwas zu schaffen. Als er endlich, da es beinahe Mitter-nacht worden, weichen mußte, sprach er leise, wie für sich betend: „Trage Gott im Herzen, gedenke des Heils deiner Seele, und du wirst

den Lockungen des Satans widerstehen!" – Nicht beschreiben kann ich, wie diese einfachen Worte meines Dieners, ich möchte sagen auf furchtbare Weise, mein Inneres erschütterten.

Vergebens war mein Streben, mich wach zu erhalten; ich versank in jenen Zustand des wirren Träumens, den ich für unnatürlich, für die Wirkung irgendeines fremden Prinzips erkennen mußte. Wie gewöhnlich weckte mich der magische Schimmer. Aurora, in vollem Glanze überirdischer Schönheit, stand vor mir und streckte sehnsuchtsvoll die Arme nach mir aus. Doch wie Flammenschrift leuchteten in meiner Seele Pauls fromme Worte. „Laß ab von mir, verführerische Ausgeburt der Hölle!" so rief ich; da ragte aber plötzlich riesengroß der entsetzliche O'Malley empor, und mich mit Augen, aus denen das Feuer der Hölle sprühte, durchbohrend, heulte er: „Sträube dich nicht, armes Menschlein, du bist uns verfallen!" – Dem fürchterlichen Anblicke des scheußlichsten Gespenstes hätte mein Mut widerstanden – O'Malley brachte mich um die Sinne, ich stürzte ohnmächtig zu Boden.

Ein starker Knall weckte mich aus der Betäubung, ich fühlte mich von Mannesarmen umschlungen und versuchte, mich mit der Gewalt der Verzweiflung loszuwinden. „Gnädiger Herr Leutnant, ich bin es ja!" So sprach es mir in die Ohren. Es war mein ehrlicher Paul, der sich bemühte, mich vom Boden aufzuheben. – Ich ließ ihn gewähren.

Paul wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, wie sich alles begeben, endlich versicherte er geheimnisvoll lächelnd, daß er wohl besser gewußt, zu welcher gottlosen Bekanntschaft mich der Major verlockt, als ich ahnen können; die alte fromme Liese habe ihm alles entdeckt. Nicht schlafen gegangen sei er in voriger Nacht, sondern habe seine Büchse scharf geladen und an der Türe gelauscht. Als er nun mich laut aufschreien und zu Boden stürzen gehört, habe er,

unerachtet ihm gar grausig zumute gewesen, die verschlossene Türe gesprengt und sei eingedrungen. „Da," so erzählte Paul ungefähr in seiner närrischen Manier, „da standen der Herr Major O'Malley vor mir, gräßlich und scheußlich anzusehen, wie in der Kaffeetasse, und grinseten mich schrecklich an, aber ich ließ mich gar nicht irremachen und sprach: ‚Wenn du, gnädiger Herr Major, der Teufel bist, so halte zu Gnaden, wenn ich dir keck entgegentrete als ein frommer Christ und also spreche: Hebe dich weg, du verfluchter Satan Major, ich beschwöre dich im Namen des Herrn, hebe dich weg, sonst knalle ich los.' Aber der Herr Major wollte nicht weichen, sondern grinsete mich immerfort an und wollte sogar häßlich schimpfen. Da rief ich: ‚Soll ich losknallen? soll ich losknallen?' Und als der Herr Major immer noch nicht weichen wollte, knallte ich wirklich los. Aber da war alles verstoben – beide eilfertig abgegangen durch die Wand, der Herr Major Satan und die Mamsell Beelzebub!"

[12. Schluß.]

Die Spannung der verflossenen Zeit, die letzten, entsetzlichen Augenblicke warfen mich auf ein langwieriges Krankenlager.

Als ich genas, verließ ich P[otsdam], ohne O'Malley weiter zu sehen, dessen weiteres Schicksal mir auch unbekannt geblieben.

[Anhang.]

*

[1. Paul Talkebarth.]

[Von Paul Talkebarth] ist [hier] nur zu sagen, daß er, Erbstück des Vaters, dem [Helden des vorstehenden Abenteuers], nachdem er Generalintendant und maître des plaisirs aller Spiele und tollen Streiche seiner Kinderjahre und des ersten Jünglingsalters gewesen, von dem Augenblick an gedient hatte, als dieser zum erstenmal den Offizierdegen umgeschnallt. Ein alter sehr absonderlicher Magister, der Hofmeister des Hauses zwei Generationen hindurch, vollendete durch alles, was er dem ehrlichen Paul Talkebarth an Unterricht und Erziehung zufließen ließ, die glücklichen Anlagen zu außerordentlicher Konfusion und seltner Eulenspiegelei, womit diesen die Natur gar nicht karg ausgestattet. Dabei war letzterer die treueste Seele, die es auf der Welt geben kann.

Bereit, für seinen Herrn jeden Augenblick in den Tod zu gehen, konnte weder hohes Alter, noch sonst irgendeine Betrachtung den guten Paul abhalten, mit seinem Herrn [der inzwischen Oberst geworden] im Jahr 1813 ins Feld zu ziehen. Seine eisenfeste Natur ließ ihn alles Ungemach überstehen, aber weniger stark als sein körperliches bewies sich sein geistiges Naturell, das einen merklichen Stoß oder wenigstens einen besondern Schwung erhielt während seines Aufenthalts in Frankreich, vorzüglich in Paris. Paul Talkebarth

fühlte nämlich nun erst, daß Herr Magister Sprengepilcus vollkommen recht gehabt, als er ihn ein großes Licht genannt, das einst noch gar hell leuchten werde. Dies Leuchten bemerkte Paul Talkebarth an der Gefügigkeit, mit der er in die Sitten eines fremden Volks eingegangen war und ihre Sprache erlernt hatte. Damit brüstete er sich nicht wenig und schrieb es nur seiner herrlichen Geistesfähigkeit zu, daß er oft, was Quartier und Nahrung betrifft, das erlangte, was zu erlangen unmöglich schien.

[2. Am 20. November 1815.]

Gerade am 20. November des Jahres 1815 befand sich Albert von B., Obristleutnant in preußischen Diensten, auf dem Wege von Lüttich nach Aachen.

Das Hauptquartier des Armeekorps, dem er beigegeben, sollte auf dem Rückmarsch aus Frankreich an demselben Tage in Lüttich eintreffen und dort zwei oder drei Tage rasten. Albert war schon abends vorher [19. November] angekommen; am andern Morgen fühlte er sich aber von einer sonderbaren Unruhe ergriffen, und er mochte es sich selbst nicht gestehen, daß nur dunkle Träume, die ihn die ganze Nacht hindurch nicht verlassen und ihm ein sehr frohes Ereignis verkündet hatten, das seiner in Aachen warte, den raschen Entschluß erzeugten, auf der Stelle dorthin aufzubrechen. Indem er sich noch selbst über sein Beginnen höchlich verwunderte, saß er schon auf dem schnellen Pferde, von dem getragen er die Stadt noch vor einbrechender Nacht zu erreichen hoffte.

[Unterwegs begegnete ihm] Paul Talkebarth[; und] nun wußte Albert auf einmal, was ihn so unwiderstehlich von Lüttich fortgetrieben nach Aachen, und er konnte es nur gar nicht begreifen, wie der Gedanke an Viktor, an seinen innigsten geliebtesten Freund,

den er wohl in Aachen vermuten mußte*, nur dunkel in seiner Seele gelegen und zu keinem klaren Bewußtsein gekommen war. –

[Er fragte den Reitknecht, wo sein Herr sei. Dieser antwortet in einem Strome von Redensarten:] „Nun, was man weit sucht, findet man nah, und ich halte hier vor dem gnädigen Herrn Obristleutnant, den ich suchen sollte in Lüttich. Meinem Herrn hat's der Spirus familus** gestern abend ins Ohr geraunt, daß der gnädige Herr Obristleutnant in Lüttich angekommen. Zackernamthö***, das war eine Freude!"

„Daß die Zunge dir erlahme!" unterbrach Albert den Schwätzer. „Dein Herr ist in Aachen: so laß uns schnell vorwärts, wir haben noch über fünf Stunden Weges!"

„Halt," schrie Paul Talkebarth aus Leibeskräften, „halt, halt, gnädigster Herr Obristleutnant, das Wetter ist schlecht hierzulande; aber Futter****! wer solche Augen hat wie wir, die blitzen im Nebel –"

„Paul," rief Albert, „mache mich nicht ungeduldig, wo ist dein Herr? – nicht in Aachen?"

Paul Talkebarth lächelte dermaßen freudig, daß sein ganzes Antlitz zusammenfuhr in tausend Falten wie ein nasser Handschuh, streckte dann den Arm weit aus, zeigte nach den Gebäuden hin, die hinter einem Gehölz auf einer sanft emporsteigenden Anhöhe sichtbar wurden, und sprach: „Dort in jenem Schloß –"

Ohne abzuwarten, was Paul Talkebarth noch Weiteres zu schwatzen geneigt, bog Albert ein in den Weg, der seitwärts von der Heerstraße ab nach dem Gehölz führte, und eilte fort im schärfsten Trab...

*

Schnell schwang sich Albert vom Pferde und trat hinein in das Haus, das, ohne allen Anspruch auf Schönheit und Eleganz, doch

---

* [da Viktor dort im Frühjahr 1815 zur Kur geweilt hatte: s. u. S. 75 Mitte.]
** spiritus familiaris. *** sacré nom de Dieu. **** [foutre.]

ganz wirtlich sich ausnahm und bequem und geräumig genug schien. Auf der Treppe trat ihm ein nicht zu großer, wohlgenährter Mann mit braunrotem Gesicht in einem kurzen grauen Jagdrock entgegen, der mit süßsauerm Lächeln fragte: „Einquartiert?" An dem Tone, mit dem der Mann dies Wort aussprach, erkannte Albert sogleich, daß er den Herrn des Hauses, mithin, wie er es von Paul Talkebarth wußte, den Baron von E. vor sich habe. Er versicherte, daß er keineswegs einquartiert, daß es vielmehr nur seine Absicht sei, seinen innigsten Freund, den Obristen Viktor von S., der sich hier befinden solle, zu besuchen, daß er die Gastfreundschaft des Herrn Barons nur für diesen Abend und die Nacht in Anspruch nehme, da er des andern Morgens in aller Frühe wieder aufzubrechen gedenke. –

Des Barons Gesicht heiterte sich merklich auf, und der volle Sonnenschein, der gewöhnlich auf diesem gutmütigen, aber etwas zu breiten Antlitz zu liegen schien, kehrte ganz wieder, als, die Treppe mit dem Baron hinaufsteigend, Albert fallen ließ, daß wahrscheinlich gar keine Truppenabteilung des Armeekorps, welches gerade auf dem Marsche befindlich, diese Gegend berühren werde.

*

Der Baron öffnete eine Türe; Albert trat in einen freundlichen Saal und erblickte Viktor, der den Rücken ihm zugewendet saß.

Viktor drehte sich auf das Geräusch um, sprang auf und fiel mit einem lauten Ausruf der Freude dem Obristleutnant in die Arme. „Nicht wahr, Albert, du gedachtest meiner in der vorigen Nacht? – Ich wußte es, mein innerer Sinn sagte es mir, daß du dich in Lüttich befändest, in demselben Augenblick, als du hineingeritten! – Alle meine Gedanken fixierte ich auf dich, meine geistigen Arme umfaßten dich; du konntest mir nicht entrinnen!"

Albert gestand, daß ihn wirklich, wie es der geneigte Leser bereits

weiß, dunkle Träume, die nur zu keiner deutlichen Gestaltung kommen konnten, von Lüttich fortgetrieben.

„Ja," rief Viktor ganz begeistert, „ja, es ist kein Wahn, keine leere Einbildung; sie ist uns gegeben, die göttliche Kraft, die, über Zeit und Raum gebietend, das Übersinnliche kundtut in der Sinnenwelt!" –

Albert wußte nicht recht, was Viktor meinte, sowie ihm überhaupt das Betragen des Freundes, das ganz außer seiner gewöhnlichen Weise lag, auf einen gespannten, überreizten Zustand zu deuten schien. –

*

Indessen war die Frau, die neben Viktor vor dem Kamin gesessen, aufgestanden und hatte sich den Freunden genähert. Albert verbeugte sich gegen sie, indem er Viktor mit fragendem Blick anschaute. „Die Frau Baronesse Aurora von S.," sprach dieser, „meine liebe gastfreundliche Wirtin, meine treue sorgsame Pflegerin in Krankheit und Ungemach!" –

[Albert stellte fest, daß die Frau Ende der Dreißiger stand, ziemlich fett und ordinär angezogen, geschwätzig und übertrieben wirtschaftlich war. Sie bereitete umständlich Glühwein, während der Baron langweilig über Jagdangelegenheiten schwatzte. Dann kredenzte sie den Gästen das vortrefflich geratene Getränk und begann] an einem ungeheuern wollnen Strumpf zu stricken.

[Albert berichtete auf Viktors Wunsch] von den gewaltigen Ereignissen der letzten verhängnisvollen Zeit ... Vor Viktors Augen entfaltete er das ganze schauerlich erhabene Gemälde jener furchtbaren Schlacht, die auf einmal alle Hoffnungen des geträumten Weltherrschers vernichtete. Mit der glühendsten Begeisterung schilderte Albert den unbezwingbaren Löwenmut jener Bataillone, die zuletzt das Dorf Planchenoit erstürmten, und schloß endlich mit den Worten:

„O Viktor! – Viktor! wärst du dabei gewesen, hättest du mit mir gefochten!“ –

Viktor war dicht an den Stuhl der Baronesse gerückt, hatte den ansehnlichen Knäuel Wolle, als er von dem Schoß der Baronesse herabgekugelt, ergriffen und spielte damit in den Händen, so daß die emsige Strickerin genötigt war, den Faden zwischen Viktors Fingern durchzuziehen, und es nicht wohl vermeiden konnte, öfters mit den überlangen Stricknadeln seinen Arm zu treffen.

Bei jenen, mit erhöhter Stimme ausgesprochnen Worten Alberts schien Viktor plötzlich wie aus einem Traum zu erwachen. Er blickte seinen Freund an mit seltsamem Lächeln und sprach halbleise: „Ja, mein teurer Albert, es ist nur zu wahr, was du sagst! Der Mensch fängt sich oft selbst ganz früh in Schlingen, deren gordischen Knoten erst der Tod gewaltsam zerreißt! – Was aber die Teufelsbeschwörungen überhaupt betrifft, so ist das kecke Rufen des eignen furchtbaren Geistes wohl die bedrohlichste, die es geben mag. – Doch hier schläft schon alles!“

Viktors unverständliche, geheimnisvolle Worte bewiesen hinlänglich, daß er nicht eine Silbe von dem vernommen, was Albert gesprochen, sondern sich vielmehr die ganze Zeit über Träumen überlassen, die noch dazu von gar seltsamer Natur sein mußten.

Man kann denken, daß Albert vor Befremden verstummte. Nun bemerkte er auch, um sich blickend, erst, daß dem Hausherrn, der mit vor dem Bauch gefalteten Händen in die Lehne des Sessels zurückgesunken, das müde Haupt auf der Brust lag und daß die Baronesse mit fest geschlossenen Augen nur wie ein aufgezogenes Uhrwerk mechanisch fortstrickte*.

* [Dadurch, daß die Baronin und Viktor außer dem Wollfaden die entgegengesetzten Enden der stählernen Stricknadeln regelmäßig reibend berühren, magnetisieren sie sich gegenseitig, wobei die Baronin der aktivere Teil ist. In diesem [trance-]Zustande

Albert sprang schnell und mit Geräusch auf; doch in demselben Augenblick erhob sich auch die Baronesse und näherte sich ihm mit einem Anstande, der so frei, edel und anmutig zugleich war, daß Albert nichts mehr von der kleinen, genährten, beinahe drolligen Figur sah, sondern die Baronesse in ein anderes Wesen verwandelt glaubte. „Verzeihen Sie," sprach sie dann mit süßem Wohllaut, indem sie Alberts Hand faßte, „verzeihen Sie es, Herr Obristleutnant, der vom Anbruch des Tages an beschäftigten Hausfrau, wenn sie am Abend der Ermüdung nicht zu widerstehen vermag, und wird auch zu ihr auf das herrlichste von den herrlichsten Dingen gesprochen; dasselbe mögen Sie dem rüstigen Jäger verzeihen. Es ist unmöglich, daß Sie sich nicht darnach sehnen sollten, mit Ihrem Freunde allein zu sein und sich recht aus dem Herzen auszusprechen, und da ist jeder Zeuge lästig. Gewiß wird es Ihnen gemütlich scheinen, mit Ihrem Freunde allein das Nachtessen einzunehmen, das ich in seinen Zimmern bereiten lassen."

Gelegener konnte Albert kein Vorschlag sein. Auf der Stelle beurlaubte er sich in den höflichsten Ausdrücken bei der freundlichen Wirtin, der er jetzt den Strickstrumpf nebst dem Einnicken von Herzen verzieh.

„Lieber Ernst!" rief die Baronesse, als die Freunde sich bei dem Baron empfehlen wollten; da dieser aber statt aller Antwort sehr vernehmlich rief: „Huß – Huß – Tyras – Waldmann – allons!" und das Haupt auf die andere Seite hängen ließ, so mochte man ihn in seinen süßen Träumen nicht weiter stören.

*

---

strickt die Baronin unbewußt weiter, während Viktor wie ein Opiumraucher in träumerische Phantasien verfällt. Der phlegmatische Baron dagegen ist in einen normalen festen Schlaf verfallen.

Bei Alberts Anruf schrickt Viktor zusammen, bleibt aber noch in einem Dämmerzustand. Die Baronin ist jedoch, wie wir sehen werden, bei ihrem Erwachen aus dem magnetischen Schlaf sofort bei klarstem Bewußtsein, ja in erhöhtem Zustande. In diesem Zustande kennt Viktor sie; nur so lebt sie in seinem Bewußtsein.]

„Sage,“ rief Albert, als er sich mit Viktor allein befand, „sage, was ist mit dir vorgegangen? – Doch erst laß uns essen, denn mich hungert, und in der Tat, es scheint hier mehr vorhanden als das bescheiden gewünschte Butterbrot.“ [Paul Talkebarth brachte zu den bereitstehenden Speisen sechs Flaschen Sillery.]

Während Albert es sich nun recht wohl schmecken ließ, erzählte Viktor, wie er auf das Gut des Barons von E. gekommen.

Die der stärksten Natur öfters unverwindlichen Strapazen des ersten Feldzuges (1813) hatten Viktors Gesundheit zerrüttet. Die Bäder in Aachen sollten ihn herstellen, und er befand sich gerade dort, als Buonapartes Flucht von Elba die Losung gab zum neuen blutigen Kampf. Als man sich zum Feldzuge rüstete, erhielt Viktor von der Residenz aus die Weisung, sich, sollte es sein Gesundheitszustand erlauben, zu der Armee an den Niederrhein zu begeben; das waltende Schicksal erlaubte ihm aber statt dessen nur einen Ritt von vier bis fünf Stunden. Gerade vor dem Tor des Landhauses, in dem sich jetzt die Freunde befanden, wurde Viktors Pferd, sonst das sicherste, furchtloseste Tier von der Welt, geprüft in dem wildesten Getöse der Schlacht, plötzlich scheu, bäumte sich, und Viktor stürzte herab, wie er selbst sagte, gleich einem Schulknaben, der zum erstenmal ein Roß bestiegen. Besinnungslos lag er da, indem das Blut einer bedeutenden Kopfwunde entströmte, die er sich an einem scharfen Stein geschlagen. Man brachte ihn in das Haus, und hier mußte er, da jeder Transport gefährlich schien, seine Genesung abwarten, die noch jetzt nicht ganz vollendet schien, da ihn, unerachtet die Wunde längst geheilt war, noch Fieberanfälle ermatteten. Viktor ergoß sich in den wärmsten Lobeserhebungen rücksichts der sorglichsten Wartung und Pflege, welche ihm die Baronesse angedeihen lassen.

[Er berichtete dann die Erlebnisse aus seiner Jugend, die wir oben S. 33–67 wiedergegeben, und fuhr darauf fort:]

„In den schlaflosen Nächten des Krankenlagers, das ich hier überstand, erwachten alle Liebesträume jener herrlichsten und schrecklichsten Zeit meines Lebens. Es war meine glühende Sehnsucht selbst, die sich gestaltete – Aurora – sie erschien mir wieder, verklärt, geläutert in dem Feuer des Himmels; kein teuflischer O'Malley hat mehr Macht über sie – Aurora ist – die Baronesse!"

„Wie? – was?" rief Albert, indem er ganz erschrocken zurückfuhr. „Die kleine, rundliche Hausfrau mit dem großen Schlüsselbunde ein Elementargeist, ein Salamander!" murmelte er dann vor sich hin und verbiß mit Mühe das Lachen.

„In der Gestalt", fuhr Viktor fort, „ist keine Spur der Ähnlichkeit mehr zu finden, d. h. im gewöhnlichen Leben; aber das geheimnisvolle Feuer, das aus ihren Augen blitzt, der Druck ihrer Hand –"

„Du bist," sprach Albert ernst, „du bist recht krank gewesen, denn die Kopfwunde, die du erhieltest, war bedeutend genug, um dein Leben in Gefahr zu setzen; doch jetzt finde ich dich so weit hergestellt, daß du mit mir fort kannst. Recht aus innigem Herzen bitt' ich dich, mein teurer, inniggeliebter Freund, diesen Ort zu verlassen und mich morgen nach Aachen zu begleiten."

„Meines Bleibens", erwiderte Viktor, „ist hier freilich länger nicht. Es sei darum: ich gehe mit dir. Doch Aufklärung, erst Aufklärung!"

[3. Am 21. November 1815: die Aufklärung.]

Am andern Morgen, sowie Albert erwachte, verkündete ihm Viktor, daß er in einem seltsamen, gespenstischen Traum jenes Beschwörungswort gefunden, das ihm O'Malley vorgesprochen, als der Teraphim bereitet worden. Er gedenke zum letzten Male davon Gebrauch zu machen.

Albert schüttelte bedenklich den Kopf und ließ alles vorbereiten zur schnellen Abreise, wobei Paul Talkebarth unter allerlei närrischen Redensarten die freudigste Tätigkeit bewies. „Zackernamthö," hörte ihn Albert für sich murmeln, „es ist gut, daß den irländischen Diafel Füs der Diafel Bär* längst geholt hat, der hätte hier noch gefehlt!"

*

Viktor fand, wie er es gewünscht hatte, die Baronesse allein auf ihrem Zimmer, mit irgendeiner häuslichen Arbeit beschäftigt.

Er sagte ihr, daß er nun endlich das Haus verlassen wolle, wo er so lange die edelste Gastfreundschaft genossen.

Die Baronesse versicherte, daß sie nie einen Freund bewirtet, der ihr teurer gewesen.

Da faßte Viktor ihre Hand und fragte: „Waren Sie jemals in P[otsdam]? – Kannten Sie einen gewissen irländischen Major –?"

„Viktor," fiel ihm die Baronesse schnell und heftig ins Wort, „wir trennen uns heute, wir werden uns niemals wiedersehen, wir dürfen das nicht! – Ein dunkler Schleier liegt über meinem Leben! – Lassen Sie es genug sein, wenn ich Ihnen sage, daß ein düstres Schicksal mich dazu verdammt, beständig ein anderes Wesen zu scheinen, als ich wirklich bin. In dem verhaßten Verhältnisse, worin Sie mich gefunden, und das mich geistige Qualen erdulden läßt, deren mein körperliches Wohlsein spottet, büße ich eine schwere Schuld – doch nun nichts mehr – leben Sie wohl!"

Da rief Viktor mit starker Stimme: „Nehelmiahmihael!"**

---

* [Diable fils — diable père. (Ellinger.)]

** Im Druck am Schluß heal; dies offenbar Druckfehler. Im ‚Gabalis' heißt es (bei Sucher, S. 98): „Quand un sylphe a appris de nous à prononcer cabbalistiquement le nom puissant Nehmahmihah et à le combiner ... avec le nom délicieux Eliael, toutes les puissances des tenèbres prennent la fuite". In Hoffmanns Kombination sind in der Tat alle Laute beider Worte in richtiger Folge enthalten; das letzte a ist beiden gemeinsam, es fehlt nur das letzte stumme h des ersten Wortes: Neh*elmi*ahmih*ael* = Nehmahmih- + *Eliael*.

und mit einem Schrei des Entsetzens stürzte die Baronesse bewußtlos zu Boden. –

Viktor, von den seltsamsten Gefühlen erfaßt, ganz außer sich, gewann kaum Fassung, die Dienerschaft herbeizuklingeln; dann verließ er schnell das Zimmer.

„Fort, auf der Stelle fort!“ rief er dem Freunde Albert entgegen und sagte ihm mit wenigen Worten, was geschehen.

Beide schwangen sich auf die vorgeführten Pferde und ritten von dannen, ohne die Rückkunft des Barons abzuwarten, der auf die Jagd gegangen.

[4. Die Reise der Freunde nach Berlin.]

Es gelang [Albert], auf der Reise nach der Residenz, wohin beide Freunde nun zurückkehrten, seinen Freund Viktor ganz aus dem träumerischen Zustande zu reißen, worin er versunken, und indem Albert alles Ungeheure, welches die Tage des letzten Feldzuges geboren, nochmals vor Viktors Blicken in den lebendigsten Farben aufgehen ließ, fühlte sich dieser von demselben Geiste beseelt, der Alberten einwohnte. Ohne daß Albert sich jemals auf lange Widerlegungen oder Zweifel eingelassen, schien Viktor selbst sein mystisches Abenteuer bald für nichts Höheres zu achten, als für einen langen, bösen Traum*. – –

[5. Wieder in Berlin. 1815/16.]

Es konnte nicht fehlen, daß in der Residenz die Weiber dem Obristen, der reich, von herrlicher Gestalt, für den hohen Rang, den er bekleidete, noch jung und dabei die Liebenswürdigkeit selbst war, gar freundlich entgegen kamen.

* [von Hoffmann gesperrt! Vgl. Einleitung.]

Albert meinte, daß er ein glücklicher Mensch sei, der sich die Schönste zur Gattin wählen könne. Da erwiderte Viktor aber sehr ernst: „Mag es sein, daß ich, mystifiziert, auf heillose Weise unbekannten Zwecken dienen sollte, oder daß wirklich eine unheimliche Macht mich verlocken wollte; die Seligkeit hat es mich nicht gekostet, wohl aber das Paradies der Liebe. Nie kann jene Zeit wiederkehren, da ich die höchste irdische Lust empfand, da das Ideal meiner süßesten, entzückendsten Träume, die Liebe selbst, in meinen Armen lag. Dahin ist Liebe und Lust, seitdem ein entsetzliches Geheimnis mir die geraubt, die meinem innigsten Gemüte wirklich ein höheres Wesen war, wie ich es auf Erden nicht wiederfinde!“ –

Der Obrist blieb unvermählt.

Viertes Stück:

Ritter Gluck.

Aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten.

1807 und 1808.

Besuche ihn fleißig, höre nicht auf die alberne Gaukelei des Wahnsinnigen, sondern nur auf die verständigen Worte des mit dem innern Sinn die Kunst beherrschenden Mannes. Es wird dir wohl tun.

Haack an Möser über den Baron v. Bagge.
(S. o. S. 28.)

[Erster Teil.

Im Tiergarten, an einem Oktobersonntag 1807.]

Der Spätherbst in Berlin hat gewöhnlich noch einige schöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und schnell verdampft die Nässe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann sieht man eine lange Reihe, buntgemischt – Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Jüdinnen, Referendare, Freudenmädchen, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere usw. durch die Linden nach dem Tiergarten ziehen.

[I. Im Garten von Webers „Zelt".]

[1.]

Bald sind alle Plätze bei Klaus und [bei] Weber besetzt; der Mohrrübenkaffee dampft, die Elegants zünden ihre Zigaros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Mad. Bethmann, ob sie neulich grau oder grün waren – bis alles in eine Arie aus ‚Fanchon'* zerfließt, womit eine verstimmte Harfe, ein paar nicht gestimmte Violinen, eine lungensüchtige Flöte und ein spasmatischer Fagott sich und die Zuhörer quälen.

Dicht an dem Geländer, welches den Weberschen Bezirk von

* [Leichte Oper von Himmel (Text nach Bouillys Vaudeville von Kotzebue).]

der Heerstraße trennt, stehen mehrere kleine runde Tische und Gartenstühle; hier atmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, ist entfernt von dem kakophonischen Getöse jenes vermaledeiten Orchesters: da setze ich mich hin und überlasse mich dem leichten Spiel meiner Phantasie, die mir befreundete Gestalten zuführt, mit denen ich über Wissenschaft, über Kunst, über alles, was dem Menschen am teuersten sein soll, spreche. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts stört mich, nichts kann meine phantastische Gesellschaft verscheuchen.*

[2.]

Nur das verwünschte Trio eines höchst niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte und des Fagotts schnarrenden Grundbaß allein höre ich; sie gehen auf und ab, fest aneinanderhaltend in Oktaven, die das Ohr zerschneiden, und unwillkürlich, wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus: „Welche rasende Musik! die abscheulichen Oktaven!"

Neben mir murmelt es: „Verwünschtes Schicksal! schon wieder ein Oktavenjäger!"

Ich sehe auf und werde nun erst gewahr, daß, von mir unbemerkt, an demselben Tisch ein Mann Platz genommen hat, der seinen Blick starr auf mich richtet und von dem nun mein Auge nicht wieder loskommen kann.

Nie sah ich einen Kopf, nie eine Gestalt, die so schnell einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine sanft gebogene Nase schloß sich an eine breite, offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen

* [Der Erzähler ist so in seine Gedanken vertieft, daß er auch nicht bemerkt, wie ein älterer Mann sich an seinen Tisch setzt, eine Viertelsflasche Rotwein bestellt und damit seinen Schnupftabak präpariert. Erst ein heftiger Gehörsreiz bringt ihn in die Wirklichkeit zurück. S. den nächsten Abschnitt.]

In den Zelten.

Gezeichnet um 1820 von F. A. Calau.

In Aquatinta von Joh. Dan. Laurens und Carl Friedr. Thiele.

Zu St. 4 (S. 83/84). Vgl. auch St. 6 und (in Band 2) St. 14.

über den buschigen, halbgrauen Augenbraunen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über funfzig sein) hervorblitzten. Das weichgeformte Kinn stand in seltsamem Kontrast mit dem geschlossenen Munde, und ein skurriles Lächeln, hervorgebracht durch das sonderbare Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, schien sich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholischen Ernst, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen, vom Kopfe abstehenden Ohren. Ein sehr weiter, moderner Überrock hüllte die große hagere Gestalt ein.

Sowie mein Blick auf den Mann traf, schlug er die Augen nieder und setzte das Geschäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrscheinlich unterbrochen hatte. Er schüttete nämlich aus verschiedenen kleinen Tüten mit sichtbarem Wohlgefallen Tabak in eine vor ihm stehende große Dose und feuchtete ihn mit rotem Wein aus einer Viertelsflasche an.

[3.]

Die Musik hatte aufgehört; ich fühlte die Notwendigkeit, ihn anzureden.

„Es ist gut, daß die Musik schweigt," sagte ich; „das war ja nicht auszuhalten."

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und schüttete die letzte Tüte aus.

„Es wäre besser, daß man gar nicht spielte," nahm ich nochmals das Wort. „Sind Sie nicht meiner Meinung?"

„Ich bin gar keiner Meinung," sagte er. „Sie sind Musiker und Kenner von Profession –"

„Sie irren; beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Klavierspielen und Generalbaß wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da sagte man mir unter anderm, nichts mache einen widrigern

Effekt, als wenn der Baß mit der Oberstimme in Oktaven fortschreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden."

„Wirklich?" fiel er mir ein, stand auf und schritt langsam und bedächtig nach den Musikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte, wie jemand, der irgendeine Erinnerung wecken will. Ich sah ihn mit den Musikanten sprechen, die er mit gebietender Würde behandelte.

[4.]

Er kehrte zurück, und kaum hatte er sich gesetzt, als man die Ouvertüre der ‚Iphigenia in Aulis'* zu spielen begann.

Mit halbgeschlossenen Augen, die verschränkten Arme auf den Tisch gestützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leise bewegend bezeichnete er das Eintreten der Stimmen: jetzt erhob er den Kopf – schnell warf er den Blick umher – die linke Hand mit auseinandergespreizten Fingern ruhte auf dem Tische, als greife er einen Akkord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeister**, der dem Orchester das Eintreten des andern Tempos angibt – die rechte Hand fällt, und das Allegro beginnt! – Eine brennende Röte fliegt über die blassen Wangen; die Augenbraunen fahren zusammen auf der gerunzelten Stirn, eine innere Wut entflammt den wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund schwebte. Nun lehnt er sich zurück, hinauf ziehen sich die Augenbraunen, das Muskelspiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer, innerer Schmerz löst sich auf in Wollust, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erschüttert – tief aus der Brust zieht er den

---

* [deren Hauptteil mit Oktavengängen beginnt! S. dazu d. Anm.]

** [wie Hoffmann vom Flügel aus dirigierend.]

Atem, Tropfen stehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und andere Hauptstellen an; seine rechte Hand verläßt den Takt nicht, mit der linken holt er sein Tuch hervor und fährt damit über das Gesicht.

So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouvertüre gaben, mit Fleisch und Farben. Ich hörte die sanfte, schmelzende Klage, womit die Flöte emporsteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bässe ausgetobt hat und der Donner der Pauken schweigt; ich hörte die leise anschlagenden Töne der Violoncelle, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmut erfüllen; das Tutti kehrt wieder, wie ein Riese hehr und groß schreitet das Unisono fort, die dumpfe Klage erstirbt unter seinen zermalmenden Tritten.

[5.]

Die Ouvertüre war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabsinken und saß mit geschlossenen Augen da, wie jemand, den eine übergroße Anstrengung entkräftet hat. Seine Flasche war leer; ich füllte sein Glas mit Burgunder, den ich unterdessen hatte geben lassen. Er seufzte tief auf, er schien aus einem Traume zu erwachen. Ich nötigte ihn zum Trinken; er tat es ohne Umstände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunterstürzte, rief er aus: „Ich bin mit der Aufführung zufrieden! das Orchester hielt sich brav!“

„Und doch,“ nahm ich das Wort, „doch wurden nur schwache Umrisse eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meisterwerks gegeben.“

„Urteile ich richtig? – Sie sind kein Berliner!“

„Ganz richtig; nur abwechselnd halte ich mich hier auf.“

„[– – –*] Der Burgunder ist gut, aber es wird kalt.“

---

* [Anscheinend stand hier in Hoffmanns Manuskript der Ausruf, wegen dessen der Unbekannte sich nachher (s. nächste Seite unten) entschuldigt; vielleicht ist dieser Ausruf

„So lassen Sie uns ins Zimmer gehen und dort die Flasche leeren.“

„Ein guter Vorschlag. – Ich kenne Sie nicht, dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unsere Namen nicht abfragen: Namen sind zuweilen lästig. Ich trinke Burgunder, er kostet mich nichts, wir befinden uns wohl beieinander, und damit gut!“

Er sagte dies alles in gutmütigem Humor.

[II. In Webers Gastzimmer.]

[1.]

Wir waren ins Zimmer getreten; als er sich setzte, schlug er den Überrock auseinander, und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demselben eine gestickte Weste mit langen Schößen, schwarzsamtne Beinkleider und einen ganz kleinen silbernen Degen trug*. Er knöpfte den Rock sorgfältig wieder zu.

„Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner sei?“ begann ich.

„Weil ich in diesem Falle genötigt gewesen wäre, Sie zu verlassen.“

„Das klingt rätselhaft.“

„Nicht im mindesten, sobald ich Ihnen sage, daß ich – nun, daß ich ein Komponist bin.“

„Noch immer errate ich Sie nicht.“

„So verzeihen Sie meinen Ausruf von vorhin**; denn ich sehe, Sie verstehen sich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner.“

---

identisch mit dem — beim Druck gegen Hoffmanns Willen gestrichenen — Ausfall gegen die „Berliner Egoisten“ (siehe die Anm.).]

* [Diese altmodische Galakleidung trägt der Unbekannte nur Sonntags und bei feierlichen Anlässen; s. am Schluß der Erzählung.]

** [S. die vorvorige Note.]

[2.]

Er stand auf und ging einigemal heftig auf und ab; dann trat er ans Fenster und sang kaum vernehmlich den Chor der Priesterinnen aus der ‚Iphigenia in Tauris'***, indem er dann und wann bei dem Eintreten der Tutti an die Fensterscheiben klopfte. Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewisse andere Wendungen der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappierten. Ich ließ ihn gewähren.

Er hatte geendigt und kehrte zurück zu seinem Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes sonderbarem Benehmen und den phantastischen Äußerungen eines seltenen musikalischen Talents, schwieg ich.

[3.]

Nach einer Weile fing er an: „Haben Sie nie komponiert?"

„Ja, ich habe mich in der Kunst versucht; nur fand ich alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeisterung geschrieben hatte, nachher matt und langweilig: da ließ ich's denn bleiben."

„Sie haben unrecht getan; denn schon, daß Sie eigne Versuche verwarfen, ist kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Musik als Knabe, weil's Papa oder Mama so haben wollen; nun wird darauf los geklimpert und gegeigt; aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergessene Thema eines Liedchens, welches man nun anders sang, der erste eigne Gedanke, und dieser Embryo, mühsam genährt von fremden Kräften, genas zum Riesen, der alles um sich her aufzehrte und in sein Mark und Blut verwandelte! – Ha, wie ist es möglich, die tausenderlei Arten, wie man zum Komponieren kommt, auch nur anzudeuten!

„Es ist eine breite Heerstraße, da tummeln sich alle herum und jauchzen und schreien: ‚Wir sind Geweihte! wir sind am Ziel!'

* [Nach Ellingers Vermutung der Chor Nr. 26: „Chaste fille de Latone".]

„Durchs elfenbeinerne Tor kommt man ins Reich der Träume; wenige sehen das Tor einmal, noch wenigere gehen durch! – Abenteuerlich sieht es hier aus. Tolle Gestalten schweben hin und her, aber sie haben Charakter – eine mehr wie die andere. Sie lassen sich auf der Heerstraße nicht sehen, nur hinter dem elfenbeinernen Tor sind sie zu finden.

„Es ist [wiederum] schwer, aus diesem Reiche zu kommen; wie vor Alzinens Burg* versperren die Ungeheuer den Weg – es wirbelt – es dreht sich – viele verträumen den Traum im Reiche der Träume – sie zerfließen im Traum – sie werden körperlos – sie werfen keinen Schatten mehr, sonst würden sie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dies Reich fährt; aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, steigen empor und schreiten durch das Reich der Träume – sie kommen zur Wahrheit – der höchste Moment ist da: die Berührung mit dem Ewigen, Unaussprechlichen!

„Schaut die Sonne an: sie ist der Dreiklang, aus dem die Akkorde, Sternen gleich, herabschießen und euch mit Feuerfaden umspinnen. – Verpuppt im Feuer liegt ihr da, bis sich Psyche emporschwingt in die Sonne." –

Bei den letzten Worten war er aufgesprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann setzte er sich wieder und leerte schnell das ihm eingeschenkte Glas. Es entstand eine Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außerordentlichen Mann nicht aus dem Geleise zu bringen.

[4.]

Endlich fuhr er beruhigter fort:

„Als ich im Reich der Träume war, folterten mich tausend Schmerzen und Ängste! Nacht war's, und mich schreckten die grinsenden Larven

* [im ‚Rasenden Roland'.]

der Ungeheuer, welche auf mich einstürmten und mich bald in den Abgrund des Meeres versenkten, bald hoch in die Lüfte emporhoben.

Da fuhren Lichtstrahlen durch die Nacht, und die Lichtstrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. Ich erwachte von meinen Schmerzen und sah ein großes, helles Auge, das blickte in eine Orgel; und wie es blickte, gingen Töne hervor und schimmerten und umschlangen sich in herrlichen Akkorden, wie ich sie nie gedacht hatte. Melodien strömten auf und nieder, und ich schwamm in diesem Strom und wollte untergehen; da blickte das Auge mich an und hielt mich empor über den brausenden Wellen.

Nacht wurde es wieder, da traten zwei Kolosse in glänzenden Harnischen auf mich zu: Grundton und Quinte! sie rissen mich empor, aber das Auge lächelte: ‚Ich weiß, was deine Brust mit Sehnsucht erfüllt; der sanfte, weiche Jüngling Terz wird unter die Kolosse treten; du wirst seine süße Stimme hören, mich wieder sehen, und meine Melodien werden dein sein".

Er hielt inne.

„Und Sie sahen das Auge wieder?"

„Ja, ich sah es wieder!

„Jahrelang seufzt' ich im Reich der Träume – da – ja da: Ich saß in einem herrlichen Tal und hörte zu, wie die Blumen tönend einander ansprachen. Nur eine Sonnenblume schwieg und neigte traurig den geschlossenen Kelch zur Erde. Unsichtbare Bande zogen mich hin zu ihr – sie hob ihr Haupt – der Kelch schloß sich auf, und aus ihm strahlte mir das Auge entgegen. Nun zogen die Töne wie Lichtstrahlen aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig sie einsogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter – Gluten strömten aus ihnen hervor – sie umflossen mich – das Auge war verschwunden und ich im Kelche." –

Bei den letzten Worten sprang er auf und eilte mit raschen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus.

*

Vergebens wartete ich auf seine Zurückkunft; ich beschloß daher, nach der Stadt zu gehen.

[III. Beim Brandenburger Tor.]

Schon war ich in der Nähe des Brandenburger Tores, als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinschreiten sah und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte. Ich redete ihn an:

„Warum haben Sie mich so schnell verlassen?"

„Es wurde zu heiß, und der Euphon fing an zu klingen."

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Desto besser."

„Desto schlimmer, denn ich möchte Sie gern ganz verstehen."

„Hören Sie denn nichts?"

„Nein."

„– Es ist vorüber! – Lassen Sie uns gehen. Ich liebe sonst nicht eben die Gesellschaft; aber – Sie komponieren nicht – Sie sind kein Berliner." –

„Ich kann nicht ergründen, was Sie so gegen die Berliner einnimmt. Hier, wo die Kunst geachtet und in hohem Maße ausgeübt wird, sollt' ich meinen, müßte einem Manne von Ihrem künstlerischen Geiste wohl sein!"

„Sie irren! – Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier wie ein abgeschiedener Geist im öden Raume umherzuirren."

„Im öden Raume, hier, in Berlin?"

„Ja, öde ist's um mich her, denn kein verwandter Geist tritt auf mich zu. Ich stehe allein."

„Aber die Künstler! die Komponisten!“

„Weg damit! Sie kritteln und kritteln – verfeinern alles bis zur feinsten Meßlichkeit, wühlen alles durch, um nur einen armseligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunst, von Kunstsinn und was weiß ich – können sie nicht zum Schaffen kommen, und wird ihnen einmal so zu mute, als wenn sie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, so zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne – es ist lappländische Arbeit.“

„Ihr Urteil scheint mir viel zu hart. Wenigstens müssen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen.“

„Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören – wie heißt sie gleich? – Ha, die ganze Welt ist in dieser Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menschen ziehen die Geister des Orkus – alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang – Teufel, ich meine ja ‚Don Juan‘*! Aber nicht die Ouvertüre, welche prestissimo, ohne Sinn und Verstand abgesprudelt wurde, konnt' ich überstehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Fasten und Gebet, weil ich weiß, daß der Euphon von diesen Massen viel zu sehr bewegt wird und unrein anspricht.“

„Wenn ich auch eingestehen muß, daß Mozarts Meisterwerke größtenteils auf eine kaum erklärliche Weise hier vernachlässigt werden, so erfreuen sich doch Glucks Werke gewiß einer würdigen Darstellung.“

„Meinen Sie? – Ich wollte einmal ‚Iphigenia in Tauris‘ hören**. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouvertüre der ‚Iphigenia in Aulis‘ spielt. – Hm – denke ich, ein Irrtum; man

* [Der ‚Don Juan‘ ist in der zweiten Hälfte des Jahres 1807 in Berlin nur zweimal aufgeführt: am 28. August und am 25. September.]

** [Wurde im gleichen Zeitraum ebenfalls nur zweimal gegeben: am 29. September und am 2. November.]

gibt diese Iphigenia! Ich erstaune, als nun das Andante eintritt, womit die ‚Iphigenia in Tauris' anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwischen! Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Exposition des Trauerspiels geht verloren. Ein stilles Meer – es entsteht ein Sturm – die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper ist da! – Wie? hat der Komponist die Ouvertüre ins Gelag hineingeschrieben, daß man sie wie ein Trompeterstückchen abblasen kann, wie und wo man will?"

„Ich gestehe den Mißgriff ein. Indessen man tut doch alles, um Glucks Werke zu heben."

„Ei ja!" sagte er kurz und lächelte dann bitter und immer bittrer. Plötzlich fuhr er auf, und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verschwunden, und mehrere Tage hintereinander suchte ich ihn im Tiergarten vergebens.

[Zweiter Teil.

In der Stadt, am 19. Februar 1808.]

*

[IV. Am Opernhause.]

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten regnichten Abende mich in einem entfernten Teile der Stadt verspätet hatte und nun nach meiner Wohnung in der Friedrichsstraße* eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei; die rauschende Musik, Trompeten und Pauken, erinnerten mich, daß gerade Glucks ‚Armida' gegeben wurde**, und ich war im Begriff hineinzugehen, als ein sonderbares Selbstgespräch dicht an den Fenstern, wo man fast jeden Ton des Orchesters hört, meine Aufmerksamkeit erregte.

„Jetzt kömmt der König*** – sie spielen den Marsch – o paukt, paukt nur zu! – 's ist recht munter! ja, ja, sie müssen ihn heute elfmal machen – der Zug hat sonst nicht Zug genug. – Ha ha – maestoso – schleppt euch, Kinderchen! – Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhschleife hängen! – Richtig, zum zwölften Mal! und immer auf die Dominante hinausgeschlagen. – O ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt macht er sein Kompliment – Armida dankt

* [Nr. 179, Eckhaus der Taubenstraße.]

** [Geschah in den ersten vier Monaten des Jahres 1808 dreimal: am 3. Januar, am 19. Februar, am 28. März.]

*** [Hidraot; in Akt 1, Szene 2. (Ellinger.)]

ergebenst. – Noch einmal? – Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! Jetzt wird ins Rezitativ hineingepoltert. – Welcher böse Geist hat mich hier festgebannt?"

„Der Bann ist gelöst," rief ich. „Kommen Sie!"

Ich faßte meinen Sonderling aus dem Tiergarten – denn niemand anders war der Selbstredner – rasch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er schien überrascht und folgte mir schweigend.

[V. Unterwegs.]

Schon waren wir in der Friedrichsstraße, als er plötzlich stillstand.

„Ich kenne Sie," sagte er. „Sie waren im Tiergarten – wir sprachen viel – ich habe Wein getrunken – habe mich erhitzt – nachher klang der Euphon zwei Tage hindurch – ich habe viel ausgestanden – es ist vorüber!"

„Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Lassen Sie uns näher miteinander bekannt werden. Nicht weit von hier wohne ich*; wie wär' es –?"

„Ich kann und darf zu niemand gehen."

„Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen."

„So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müssen. Aber Sie wollten ja ins Theater?"

„Ich wollte ‚Armida' hören, aber nun –"

„Sie sollen jetzt ‚Armida' hören! kommen Sie!"

Schweigend gingen wir die Friedrichsstraße hinauf; rasch bog er in eine Querstraße ein, und kaum vermochte ich ihm zu folgen, so schnell lief er die Straße hinab, bis er endlich vor einem unansehnlichen Hause stillstand.

---

* S. vorige Seite, Note *.

[VI. In der Wohnung des Unbekannten.]

[1.]

Ziemlich lange hatte er gepocht, als man endlich öffnete.

Im Finstern tappend erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, dessen Türe mein Führer sorgfältig [hinter uns] verschloß. Ich hörte [ihn] noch eine Türe öffnen*[, blieb jedoch zurück].

Bald darauf trat er [aus dem Nebenzimmer] mit einem angezündeten Lichte [wieder] hinein, und der Anblick des sonderbar staffierten Zimmers überraschte mich nicht wenig. Altmodisch reich ausverzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuse und ein breiter, schwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düstere Ansehn verjährter Pracht. In der Mitte stand ein kleines Klavier, auf demselben ein großes Tintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen rastriertes Papier. Ein schärferer Blick auf diese Vorrichtung zum Komponieren überzeugte mich jedoch, daß seit langer Zeit nichts geschrieben sein mußte; denn ganz vergelbt war das Papier, und dickes Spinnengewebe überzog das Tintenfaß.

Der Mann trat vor einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe schön gebundener Bücher gewahr mit goldnen Aufschriften: ‚Orfeo', ‚Armida', ‚Alceste', ‚Iphigenia' usw., kurz, Glucks Meisterwerke sah ich beisammen stehen.

„Sie besitzen Glucks sämtliche Werke?" rief ich.

Er antwortete nicht, aber zum krampfhaften Lächeln verzog sich der Mund, und das Muskelspiel in den eingefallenen Backen ver-

* [um, wie sich gleich zeigt, aus dem danebenliegenden Schlafzimmer ein Licht zu holen.]

zerrte im Augenblick das Gesicht zur schauerlichen Maske. Starr den düstern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher – es war ‚Armida' – und schritt feierlich zum Klavier hin.

Ich öffnete es schnell und stellte den zusammengelegten Pult auf; er schien das gern zu sehen. Er schlug das Buch auf, und – wer schildert mein Erstaunen! – ich erblickte rastrierte Blätter, aber mit keiner Note beschrieben.

[2.]

Er begann: „Jetzt werde ich die Ouvertüre spielen! Wenden Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit!"

Ich versprach das, und nun spielte er herrlich und meisterhaft, mit vollgriffigen Akkorden, das majestätische Tempo di Marcia, womit die Ouvertüre anhebt, fast ganz dem Original getreu. Aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte so viele neue, geniale Wendungen hinein, daß mein Erstaunen immer wuchs; vorzüglich waren seine Modulationen frappant, ohne grell zu werden, und er wußte den einfachen Hauptgedanken so viele melodiöse Melismen anzureihen, daß jene immer in neuer, verjüngter Gestalt wiederzukehren schienen.

Sein Gesicht glühte; bald zogen sich die Augenbraunen zusammen, und ein lang verhaltener Zorn wollte gewaltsam losbrechen, bald schwamm das Auge in Tränen tiefer Wehmut. Zuweilen sang er, wenn beide Hände in künstlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer angenehmen Tenorstimme; dann wußte er auf ganz besondere Weise mit der Stimme den dumpfen Ton der anschlagenden Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blätter fleißig um, indem ich seine Blicke verfolgte.

Die Ouvertüre war geendet, und er fiel erschöpft mit geschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurück.

[3.]

Bald raffte er sich aber wieder auf, und indem er hastig mehrere leere Blätter des Buchs umschlug, sagte er mit dumpfer Stimme:

„Alles dieses, mein Herr, habe ich geschrieben, als ich aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verriet Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz! Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen wie ein abgeschiedener Geist – gestaltlos, damit mich niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. –

„Ha – jetzt lassen Sie uns Armidens Szene singen!"

Nun sang er die Schlußszene der Armida mit einem Ausdruck, der mein Innerstes durchdrang. Auch hier wich er merklich von dem eigentlichen Originale ab; aber seine veränderte Musik war die Gluckſche Szene gleichsam in höherer Potenz. Alles, was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raserei in den stärksten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltig in Töne zusammen. Seine Stimme schien die eines Jünglings, denn von tiefer Dumpfheit schwoll sie empor zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten – ich war außer mir.

Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: „Was ist das? wer sind Sie?" –

[4.]

Er stand auf und maß mich mit ernstem, durchdringendem Blick; doch als ich weiter fragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Türe [ins Schlafzimmer] entwichen* und hatte mich im Finstern gelassen.

Es hatte beinahe eine Viertelstunde gedauert; ich verzweifelte, ihn wieder zu sehen, und suchte, durch den Stand des Klaviers orientiert,

* [um, wie sich dann zeigt, sich in Gala zu werfen, bevor er sich vorstellt.]

die Türe zu öffnen, als er plötzlich in einem gestickten Galakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand [aus dem Schlafzimmer wieder] hereintrat.

Ich erstarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich sanft bei der Hand und sagte, sonderbar lächelnd: „Ich bin der Ritter Gluck!“

Fünftes Stück:

George Pepusch und Dörtje Elwerdink, oder Cactus und Tulpe.

1807/08.

*

[Im ersten Abenteuer des ‚Meisters Floh' wird eine junge Dame geschildert, die sich Aline nennt:] Klein, und zwar etwas kleiner als gerade recht, war nämlich das Frauenzimmer in der Tat, dabei aber sehr fein und zierlich gebaut. Ihr Antlitz, sonst schön geformt und voller Ausdruck, erhielt aber dadurch etwas Fremdes und Seltsames, daß die Augäpfel stärker waren und die schwarzen, feingezeichneten Augenbraunen höher standen, als gewöhnlich. Gekleidet oder vielmehr geputzt war das Dämchen, als käme es soeben vom Ball. Ein prächtiges Diadem blitzte in den schwarzen Haaren, reiche Kanten bedeckten nur halb den vollen Busen, das lila und gelb gegatterte Kleid von schwerer Seide schmiegte sich um den schlanken Leib und fiel nur in Falten so weit herab, daß man die niedlichsten weißbeschuhten Füßchen erblicken konnte, so wie die Spitzenärmel kurz genug waren und die weißen Glacéhandschuhe nur so weit hinaufgingen, um den schönsten Teil des blendenden Arms sehen zu lassen. Ein reiches Halsband, brillantne Ohrgehenke vollendeten den Anzug.

*

[Im zweiten Abenteuer, das wie das erste in Frankfurt am Main (und zwar wohl 1819) spielt, wird ein Flohzirkus beschrieben:] Zum größten Erstaunen sah man auf einer Tischplatte von dem schönsten . . . Marmor Flöhe, welche kleine Kanonen, Pulverkarren, Rüstwagen zogen, andre sprangen daneben her mit Flinten im Arm, Patrontaschen auf dem Rücken, Säbeln an der Seite. . . . Erst wenn man den ganzen Tisch mit einem guten Vergrößerungsglase überschaute, entwickelte sich aber die Kunst des Flohbändigers in vollem Maße. Denn nun erst zeigte sich die Pracht, die Zierlichkeit der Geschirre, die feine Arbeit der Waffen, der Glanz, die Nettigkeit der Uniformen und erregte die tiefste Bewunderung.

[Daneben handelte der Flohbändiger mit Mikroskopen; abends führte er einen wissenschaftlichen Projektionsapparat vor.]

Es begab sich, daß ein junger Mensch, George Pepusch geheißen — der geneigte Leser wird ihn bald näher kennen lernen — Verlangen trug, noch am

späten Abend den Flohbändiger zu besuchen. [Er fragte ihn, wo Dörtje Elwerdink sei.]

„Wo sie ist," kreischte der Flohbändiger, indem er die Hände rang, „wo Dörtje Elwerdink ist? – Fort ist sie, fort in alle Welt – verschwunden ..."

„Da seht," sprach Pepusch mit finsterm Blick, „da seht Ihr nun, was aus Eurer Torheit, aus Euerm albernen Treiben herauskommt. – Wer gab Euch das Recht, die arme Dörtje einzusperren wie eine Sklavin und dann wieder, um nur Leute anzulocken, sie im Prunk auszustellen wie ein naturhistorisches Wunder? – Warum tatet Ihr Gewalt an ihrer Neigung und ließet es nicht zu, daß sie mir die Hand gab, da Ihr doch bemerken mußtet, wie innig wir uns liebten? – Entflohen ist sie? – Nun gut, so ist sie wenigstens nicht mehr in Eurer Gewalt, und weiß ich auch in diesem Augenblick nicht, wo ich sie suchen soll, so bin ich doch überzeugt, daß ich sie finden werde."

[Der Flohbändiger erwähnte nun, daß er, wie Pepusch wisse, identisch sei mit dem 1725 in Delft begrabenen Naturforscher Anton von Leuwenhoek; dann teilte er mit, wer Dörtje Elwerdink sei, um es zu rechtfertigen, daß er seinerzeit Pepusch' Bewerbungen um das Mädchen nicht begünstigt habe. Dörtje sei die Prinzessin Gamaheh, die der Egelprinz in Famagusta getötet habe. Der Genius Thetel sei dazugekommen, habe die Prinzessin in die Arme genommen, sie an seine Brust gedrückt und sich vergeblich bemüht, ihr Leben einzuhauchen. Dann habe er den Egelprinzen durch eine Handvoll Salz getötet und sei mit der toten Prinzessin nach Samarkand geflogen. Er, Leuwenhoek, habe zusammen mit einem anderen Magier Thetels Flug beobachtet. – Nach vielen Jahren habe er von jenem anderen Magier die Nachricht erhalten, daß Gamaheh in mikroskopischer Kleinheit in einer lila und gelb gefärbten Tulpe schlafe, die er soeben aus Samarkand erhalten habe. Leuwenhoek sei zu dem Genossen geeilt, und den vereinten Bemühungen beider sei es gelungen, Gamaheh ihre natürliche Größe und das Leben wiederzugeben.

Pepusch erwiderte, er wisse das alles länger und besser, denn er selbst sei] „die Distel Zeherit, welche dort stand, wo die Prinzessin Gamaheh ihr Haupt niedergelegt hatte, und von der Ihr gänzlich zu schweigen für gut gefunden habt".

„Pepusch," rief der Flohbändiger, „seid Ihr bei Sinnen? Die Distel Zeherit blüht im fernen Indien ... Und Ihr, den ich hier [in Frankfurt] im Polröckchen zum Schulmeister laufen gesehen, den ich als vor lauter Studieren und Hungern vermagerten, vergelbten Jenenser gekannt, Ihr wollt die Distel Zeherit sein? – Das macht einem andern weis, aber mich laßt damit in Ruhe."

[Pepusch berichtete unbeirrt weiter,] „daß die Distel Zeherit in dem Augen-

blick, da sie Gamaheh's süßer Atem traf, in glühender Liebe und Sehnsucht erblühte, und daß, als sie die Schläfe der holden Prinzessin berührte, diese auch süß träumend in Liebe kam. Zu spät gewahrte die Distel den Egelprinzen, den sie sonst mit ihren Stacheln augenblicklich getötet hätte. Doch wär' es ihr . . . gelungen, die Prinzessin wieder in das Leben zurückzubringen, kam nicht der tölpische Genius Thetel dazwischen mit seinen ungeschickten Rettungsversuchen. — Wahr ist es, daß Thetel im Zorn in die Salzmeste griff, die er auf Reisen gewöhnlich am Gürtel zu tragen pflegt, wie Pantagruel seine Gewürzbarke, und eine tüchtige Hand voll Salz nach dem Egelprinzen warf, ganz falsch aber, daß er ihn dadurch getötet haben sollte. Alles Salz fiel in den Schlamm, nicht ein einziges Körnlein traf den Egelprinzen, den die Distel Zeherit mit ihren Stacheln tötete, so den Tod der Prinzessin rächte und sich dann selbst dem Tode weihte. Bloß der Genius Thetel, der sich in Dinge mischte, die ihn nichts angingen, ist daran schuld, daß die Prinzessin so lange im Blumenschlaf liegen mußte; die Distel Zeherit erwachte viel früher. Denn beider Tod war nur die Betäubung des Blumenschlafs, aus der sie ins Leben zurückkehren durften, wiewohl in anderer Gestalt. [Übrigens habe Leuwenhoek nur geringes Verdienst an Dörtjens Erweckung.] Ich gehe, Dörtje Elwerdink aufzusuchen."

[Damit ging er fort in Nacht und Wind. Unterwegs erinnerte er] sich des Augenblicks, als er Dörtje Elwerdink zum erstenmal gesehen.

[1. Die Nichte des Flohbändigers.]

Vor mehreren Jahren zeigte nämlich der Flohbändiger seine Kunststückchen in Berlin und hatte nicht geringen Zuspruch, so lange die Sache neu blieb. Bald hatte man sich aber an den kultivierten und exerzierten Flöhen satt gesehen, man hielt nun nicht einmal die Schneider-, Riemer-, Sattler-, Waffenarbeit zum Gebrauch der kleinen Personen für so gar bewundrungswürdig, unerachtet man erst von Unbegreiflichkeit, zauberischem Wesen gesprochen, und der Flohbändiger schien ganz in Vergessenheit zu geraten.

Bald hieß es aber, daß eine Nichte des Flohbändigers, die sonst noch gar nicht zum Vorschein gekommen, jetzt den Vorstellungen beiwohne. Diese Nichte sei aber solch ein schönes, anmutiges Mädchen

und dabei so allerliebst geputzt, daß es gar nicht zu sagen. Die bewegliche Welt der jungen modernen Herren, welche als tüchtige Konzertmeister in der Sozietät Ton und Takt anzugeben pflegen, strömte hin, und weil in dieser Welt nur die Extreme gelten, so weckte des Flohbändigers Nichte ein nie gesehenes Wunder. Bald war es Ton, den Flohbändiger zu besuchen; wer seine Nichte nicht gesehen, durfte nicht mitsprechen, und so war dem Manne geholfen. Kein Mensch konnte sich übrigens in den Vornamen Dörtje finden, und da gerade zu der Zeit die herrliche Bethmann in der Rolle der Königin von Golkonda alle hohe Liebenswürdigkeit, alle hinreißende Anmut, alle weibliche Zartheit entwickelte, die dem Geschlecht nur eigen, und ein Ideal des unnennbaren Zaubers schien, mit dem ein weibliches Wesen alles zu entzücken vermag, so nannte man die Holländerin Aline.

Zu der Zeit kam George Pepusch nach Berlin; Leuwenhoeks schöne Nichte war das Gespräch des Tages, und so wurde auch an der Wirtstafel des Hotels, in dem Pepusch sich einlogiert, beinahe von nichts anderm gesprochen als von dem kleinen reizenden Wunder, das alle Männer, jung und alt, ja selbst die Weiber entzücke. Man drang in Pepusch, sich nur gleich auf die höchste Spitze alles jetzigen Treibens in Berlin zu stellen und die schöne Holländerin zu sehen.

Pepusch hatte ein reizbares melancholisches Temperament; in jedem Genuß spürte er zu sehr den bittern Beigeschmack, der freilich aus dem schwarzen stygischen Bächlein kommt, das durch unser ganzes Leben rinnt, und das machte ihn finster, in sich gekehrt, ja oft ungerecht gegen alles, was ihn umgab. Man kann denken, daß auf diese Weise Pepusch wenig aufgelegt war, hübschen Mädchen nachzulaufen; er ging aber dennoch zu dem Flohbändiger, mehr um seine vorgefaßte Meinung, daß auch hier, wie so oft im Leben, nur ein seltsamer

Friederike Unzelmann (seit 1805 Bethmann)
1804 als Fanchon.

Gezeichnet von H. Dahling. In Kupfer gestochen von Johann Friedrich Jügel.

Zu St. 4 (S. 83, Z. 6—4 v. u. mit Note) und namentlich zu St. 5 (S. 106, Z. 9—14; vgl. dazu S. 361 sub 3).

Wahn spuke, bewährt zu sehen, als des gefährlichen Wunders halber. Er fand die Holländerin gar hübsch, anmutig, angenehm, indem er sie aber betrachtete, mußte er selbstgefällig seine Sagazität belächeln, vermöge der er schon erraten, daß die Köpfe, welche die Kleine vollends verdreht hatte, schon von Haus aus ziemlich wackelicht gewesen sein mußten.

Die Schöne hatte den leichten, ungezwungenen Ton, der von der feinsten sozialen Bildung zeugt, ganz in ihrer Gewalt; mit jener liebenswürdigen Koketterie, die dem, dem sie vertraulich die Fingerspitze hinreicht, zugleich den Mut benimmt, sie zu erfassen, wußte das kleine holde Ding die sie von allen Seiten Bestürmenden ebenso anzuziehen als in den Grenzen des zartesten Anstandes zu erhalten.

Niemand kümmerte sich um den fremden Pepusch, der Muße genug fand, die Schöne in ihrem ganzen Tun und Wesen zu beobachten. Indem er aber länger und länger ihr in das holde Gesichtchen kuckte, regte sich in dem tiefsten Hintergrunde des innern Sinnes eine dumpfe Erinnerung, als habe er die Holländerin irgendwo einmal gesehen, wiewohl in ganz andern Umgebungen und anders gekleidet, sowie es ihm war, als sei auch er damals ganz anders gestaltet gewesen. Vergebens quälte er sich ab, diese Erinnerungen zu irgendeiner Deutlichkeit zu bringen; wiewohl der Gedanke, daß er die Kleine wirklich schon gesehen, immer mehr an Festigkeit gewann. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, als ihn endlich jemand leise anstieß und ihm ins Ohr lispelte: „Nicht wahr, Herr Philosoph, auch Sie hat der Blitzstrahl getroffen?“ Es war sein Nachbar von der Wirtstafel her, dem er geäußert hatte, daß er die Ekstase, in die alles versetzt sei, für einen seltsamen Wahnsinn halte, der ebenso schnell dahinschwinde, als er entstehe. – Pepusch bemerkte, daß, während er die Kleine unverwandten Auges angestarrt, der Saal leer geworden, so daß eben die letzten Personen davonschritten. Erst

jetzt schien die Holländerin ihn zu gewahren; sie grüßte ihn mit anmutiger Freundlichkeit. –

Pepusch wurde die Holländerin nicht los; er marterte sich ab in der schlaflosen Nacht, um nur auf die Spur jener Erinnerung zu kommen, indessen vergebens. Der Anblick der Schönen konnte allein ihn auf jene Spur bringen, so dachte er ganz richtig und unterließ nicht, gleich andern Tages und dann alle folgende Tage zum Flohbändiger zu wandern und zwei, drei Stunden die hübsche Dörtje Elwerdink anzustarren. –

Kann der Mann den Gedanken an ein liebenswürdiges Frauenzimmer, das seine Aufmerksamkeit erregte auf diese, jene Weise, nicht los werden, so ist das für ihn der erste Schritt zur Liebe, und so kam es denn auch, daß Pepusch in dem Augenblick, als er bloß jener dunklen Erinnerung nachzugrübeln glaubte, in die schöne Holländerin schon ganz verliebt war.

[2. Wiedererkennung.]

Wer wollte sich jetzt noch um die Flöhe kümmern, über die die Holländerin, alles an sich ziehend, den glänzendsten Sieg davongetragen hatte? Der Flohbändiger fühlte selbst, daß er mit seinen Flöhen eine etwas alberne Rolle spiele; er sperrte daher seine Mannschaft bis auf andere Zeiten ein und gab mit vielem Geschick seinem Schauspiel eine andere Gestalt, der schönen Nichte aber die Hauptrolle.

Der Flohbändiger hatte nämlich den glücklichen Gedanken gefaßt, Abendunterhaltungen anzuordnen, auf die man sich mit einer ziemlich hohen Summe abonnierte und in denen, nachdem er einige artige optische Kunststücke gezeigt, die fernere Unterhaltung der Gesellschaft seiner Nichte oblag. – In vollem Maß ließ die Schöne ihr soziales Talent glänzen, dann nützte sie aber die kleinste Stockung,

um durch Gesang, den sie selbst auf der Guitarre begleitete, der Gesellschaft einen neuen Schwung zu geben. Ihre Stimme war nicht stark, ihre Methode nicht grandios, oft wider die Regel, aber der süße Ton, die Klarheit, Nettigkeit ihres Gesanges entsprach ganz ihrem holden Wesen, und vollends wenn sie unter den schwarzen seidnen Wimpern den schmachtenden Blick wie feuchten Mondesstrahl hineinleuchten ließ unter die Zuhörer, da wurde jedem die Brust enge, und selbst der Tadel des eigensinnigsten Pedanten mußte verstummen.

Pepusch setzte in diesen Abendunterhaltungen sein Studium eifrig fort, das heißt, er starrte zwei Stunden lang die Holländerin an und verließ dann mit den übrigen den Saal.

Einmal stand er der Holländerin näher als gewöhnlich und hörte deutlich, wie sie zu einem jungen Manne sprach: „Sagen Sie mir, wer ist dieses leblose Gespenst, das mich jeden Abend stundenlang anstarrt und dann lautlos verschwindet?“

Pepusch fühlte sich tief verletzt, tobte und lärmte auf seinem Zimmer, stellte sich so ungebärdig, daß kein Freund ihn in diesem tollen Wesen wiedererkannt haben würde. Er schwur hoch und teuer, die boshafte Holländerin niemals wiederzusehen, unterließ aber nicht, gleich am andern Abend sich zur gewöhnlichen Stunde bei Leuwenhoek einzufinden und womöglich die schöne Dörtje mit noch erstarrterem Blick anzugaffen. Schon auf der Treppe war er freilich darüber sehr erschrocken, daß er eben die Treppe hinaufstieg, und hatte in aller Schnelligkeit den weisen Vorsatz gefaßt, sich wenigstens von dem verführerischen Wesen ganz entfernt zu halten. Diesen Vorsatz führte er auch wirklich aus, indem er sich in einen Winkel des Saals verkroch; der Versuch, die Augen niederzuschlagen, mißglückte aber durchaus, und wie gesagt, noch starrer als sonst schaute er der Holländerin in die Augen.

Selbst wußte er nicht, wie es geschah, daß Dörtje Elwerdink plötzlich in seinem Winkel dicht neben ihm stand.

Mit einem Stimmlein, das süßlispelnde Melodie war, sprach die Holde: „Ich erinnere mich nicht, mein Herr, Sie schon anderwärts gesehen zu haben als hier in Berlin, und doch finde ich in den Zügen Ihres Antlitzes, in Ihrem ganzen Wesen so viel Bekanntes. Ja, es ist mir, als wären wir vor gar langer Zeit einander ganz befreundet gewesen, jedoch in einem sehr fernen Lande und unter ganz andern seltsamen Umständen. Ich bitte Sie, mein Herr, reißen Sie mich aus der Ungewißheit, und täuscht mich nicht vielleicht eine Ähnlichkeit, so lassen Sie uns das freundschaftliche Verhältnis erneuern, das in dunkler Erinnerung ruht, wie ein schöner Traum."

Dem Herrn George Pepusch wurde bei diesen anmutigen Worten der schönen Holländerin gar sonderbar zumute. Die Brust war enge, und indem ihm die Stirn brannte, fröstelte es ihm durch alle Glieder, als läg' er im stärksten Fieber. Wollte das nun auch nichts anders bedeuten, als daß Herr Pepusch in die Holländerin bis über den Kopf verliebt war, so gab es doch noch eine andere Ursache des durchaus verwirrten Zustandes, der ihm alle Sprache, ja beinahe alle Besinnung raubte. Sowie nämlich Dörtje Elwerdink davon sprach, daß sie glaube, vor langer Zeit ihn schon gekannt zu haben, war es ihm, als würde in seinem Innern wie in einer Laterna magica plötzlich ein anderes Bild vorgeschoben, und er erblicke ein weit entferntes Sonst, das lange zurückliege hinter der Zeit, als er zum ersten Mal Muttermilch gekostet, und in dem er selbst doch ebenso gut als Dörtje Elwerdink sich rege und bewege. Genug! – der Gedanke, der sich eben durch vieles Denken erst recht klar und fest gestaltete, blitzte in diesem Augenblick auf, und dieser Gedanke war nichts Geringeres, als daß Dörtje Elwerdink die Prinzessin Gamaheh, Tochter des

Königs Sekakis sei, die er schon in der grünen Zeit geliebt, da er noch die Distel Zeherit gewesen. Gut war es, daß er diesen Gedanken andern Leuten nicht sonderlich mitteilte; man hätte ihn sonst vielleicht für wahnsinnig gehalten und eingesperrt, wiewohl die fixe Idee eines Partiell-Wahnsinnigen oft nichts anders sein mag, als die Ironie* eines Seins, welches dem jetzigen vorausging.

„Aber mein Himmel, Sie scheinen ja stumm, mein Herr!" So sprach die Kleine, indem sie mit den niedlichsten Fingerchen Georges Brust berührte.

Doch aus den Spitzen dieser Finger fuhr ein elektrischer Strahl dem George bis ins Herz hinein, und er erwachte aus seiner Betäubung. In voller Ekstase ergriff er die Hand der Kleinen, bedeckte sie mit glühenden Küssen und rief: „Himmlisches, göttliches Wesen" – usw. Der geneigte Leser wird wohl sich denken können, was Herr George Pepusch in diesem Augenblick noch alles gerufen.

[3. Liebe und Trennung.]

Es genügt zu sagen, daß die Kleine Georges Liebesbeteurungen so aufnahm, wie er es nur wünschen konnte, und daß die verhängnisvolle Minute im Winkel des Leuwenhoekschen Saals ein Liebesverhältnis gebar, das den guten Herrn George Pepusch erst in den Himmel, dann aber der Abwechslung wegen in die Hölle versetzte. War nämlich Pepusch melancholischen Temperaments und dabei mürrisch und argwöhnisch, so konnt' es nicht fehlen, daß Dörtjes Betragen ihm Anlaß gab zu mancher Eifersüchtelei. Gerade diese Eifersüchtelei reizte aber Dörtjes etwas schalkischen Humor, und es war ihre Lust, den armen Herrn George Pepusch auf die sinnreichste Weise zu quälen.

* [Man erwartet statt dessen „Erinnerung", zumal dieses Wort im Vorstehenden fünfmal so gebraucht ist.]

Da nun aber jedes Ding nur bis zu einer gewissen Spitze getrieben werden kann, so kam es denn auch zuletzt bei Pepusch zum Ausbruch des lang verhaltenen Ingrimms. Er sprach nämlich einmal gerade von jener wunderbaren Zeit, da er als Distel Zeherit die schöne Holländerin, die damals die Tochter des Königs Sekakis gewesen, so innig geliebt, und gedachte mit aller Begeisterung der innigsten Liebe, daß eben jenes Verhältnis, der Kampf mit dem Egelkönig ihm schon das unbestrittenste Recht auf Dörtjes Hand gegeben. Dörtje Elwerdink versicherte, wie sie sich jener Zeit, jenes Verhältnisses gar wohl erinnere und die Ahnung davon zuerst wieder in ihre Seele gekommen, als Pepusch sie mit dem Distelblick angeschaut. Die Kleine wußte so anmutig von diesen wunderbaren Dingen zu reden, sie tat so begeistert von der Liebe zu der Distel Zeherit, die dazu bestimmt gewesen, in Jena zu studieren und dann in Berlin die Prinzessin Gamaheh wiederzufinden, daß Herr George Pepusch im Eldorado alles Entzückens zu sein glaubte.–

Das Liebespaar stand am Fenster, und die Kleine litt es, daß der verliebte George den Arm um sie schlug. In dieser vertraulichen Stellung kosten sie miteinander, denn zum Gekose wurde das träumerische Reden von den Wundern in Famagusta. Da begab es sich, daß ein sehr hübscher Offizier von den Garde-Husaren in funkelnagelneuer Uniform vorüberging und die Kleine, die er aus den Abendgesellschaften kannte, sehr freundlich grüßte. Dörtje hatte die Augen halb geschlossen und das Köpfchen abgewendet von der Straße; man hätte denken sollen, daß es ihr unmöglich sein müßte, den Offizier zu gewahren; aber mächtig ist der Zauber einer neuen glänzenden Uniform! Die Kleine, vielleicht schon erregt durch das bedeutungsvolle Klappern des Säbels auf dem Steinpflaster, öffnete die Äugelein hell und klar, wand sich aus Georges Arm, riß das Fenster auf, warf dem Offizier ein Kußhändchen zu und schaute ihm nach, bis er um die Ecke verschwunden.

„Gamaheh," schrie die Distel Zeherit ganz außer sich, „Gamaheh, was ist das? – spottest du meiner? Ist das die Treue, die du deiner Distel angelobt?" – Die Kleine drehte sich auf dem Absatz herum, schlug ein helles Gelächter auf und rief: „Geht, geht, George! Bin ich die Tochter des würdigen alten Königs Sekakis, seid Ihr die Distel Zeherit, so ist jener allerliebste Offizier der Genius Thetel, der mir eigentlich viel besser gefällt wie die traurige stachlichte Distel." – Damit sprang die Holländerin fort durch die Türe, George Pepusch geriet aber, wie man denken kann, sofort in Wut und Verzweiflung und rannte wild die Treppe hinab, zum Hause hinaus, als hetzten ihn tausend Teufel.

Das Geschick wollt' es, daß George einem Freunde begegnete, der in einer Postkalesche saß und fort wollte. „Halt, ich reise mit Euch!" So rief die Distel Zeherit, flog schnell nach Hause, zog einen Überrock an, steckte Geld ein, gab den Stubenschlüssel der Wirtin, setzte sich in die Kalesche hinein und fuhr mit dem Freunde von dannen.

Unerachtet dieser feindseligen Trennung war aber die Liebe zur schönen Holländerin in Georges Brust ganz und gar nicht erloschen, und ebensowenig konnte er sich entschließen, die gerechten Ansprüche aufzugeben, die er als Distel Zeherit auf Gamahehs Hand und Herz zu haben glaubte.

Er erneuerte daher diese Ansprüche, als er nach etlichen Jahren wiederum im Haag mit Leuwenhoek zusammentraf, und wie eifrig er sie auch in Frankfurt verfolgte, hat der geneigte Leser bereits erfahren. — —

[Er fand Dörtje bei dem gleichfalls in der Art des Ahasver fortlebenden zweiten Magier, Leuwenhoeks altem Genossen. Bald darauf entführte er sie diesem, wie am Schluß des vierten Abenteuers berichtet wird. Vorher hatte er einem Freunde eröffnet, er sei die Distel Zeherit, diese sei der schönste Cactus grandiflorus, und dessen Blüte sei bekanntlich] die wunderherrlichste Blume, die es nur geben mag. [Dem selben Freunde hatte dann Dörtje-Aline bestätigt, daß sie als Prinzessin Gamaheh in Famagusta gelebt habe – allerdings mit dem Zusatz: „ich war eigentlich eine schöne Tulpe."

*

Von den verwirrenden Ereignissen der folgenden Partien des Märchens heben wir nur eine Szene des sechsten Abenteuers heraus: Pepusch fand den Genius Thetel als Ballettmeister Legénie und den Egelprinzen als Douanier Egel vor einem Weinhause in Frankfurt wieder. Er verkündete den Gästen, beide würden ihm die Prinzessin Gamaheh nicht abwendig machen.] „Denn bald blühet die Distel um Mitternacht auf, in voller Pracht und Kraft, und in dem Liebestod dämmert die Morgenröte des höhern Lebens." [Und er fuhr fort,] sich zum Wirt wendend: „Ja ja, Herr Wirt, bald werdet Ihr's erleben, bald blühe ich als Cactus grandiflorus, und in der ganzen Gegend wird es unmenschlich nach der schönsten Vanille riechen; Ihr könnet mir das glauben."

*

[Schließlich feierten beide, wie das siebente Abenteuer erzählt, im Landhause des eben erwähnten Freundes bei Frankfurt ihre Hochzeit. Beide waren] tief in sich gekehrt [und schienen], Blick in Blick gesenkt, nur sich zu schauen, zu fühlen, zu denken...

Es war Mitternacht, als plötzlich der balsamische Geruch der großblumigen Fackeldistel den ganzen weiten Garten, das ganze Landhaus durchdrang. [Man] glaubte, tief klagende Melodien einer hoffnungslosen Sehnsucht zu vernehmen...

Am andern Morgen wurde das ... Brautpaar ... vermißt, und man erstaunte nicht wenig, als man wahrnahm, daß sie das Brautgemach gar nicht betreten.

Der Gärtner kam in diesem Augenblick ganz außer sich herbei und rief, er wisse gar nicht, was er davon denken solle, aber ein seltsames Wunder sei im Garten aufgegangen. Die ganze Nacht habe er vom blühenden Cactus grandiflorus geträumt und nun erst die Ursache davon erfahren. Man solle nur kommen und schauen.

[Der Freund und seine junge Frau] gingen herab in den Garten. In der Mitte eines schönen Bosketts war eine hohe Fackeldistel emporgeschossen, die ihre im Morgenstrahl verwelkte Blüte hinabsenkte, und um diese Blüte schlang sich liebend eine lila- und gelbgestreifte Tulpe, die auch den Pflanzentod gestorben ...

[Der Freund rief tief erschüttert dem verwandelten Paare zu:] „Das Mysterium ist erschlossen, der höchste Augenblick alles erfüllten Sehnens war auch der Augenblick deines Todes."

Sechstes Stück:

Die drei Freunde.

1814 und 1816.

*

[Erster Teil.

Pfingstmontag 1814 in Webers Zelt.]

Am zweiten Pfingsttag war das sogenannte Webersche Zelt, ein öffentlicher Ort im Berliner Tiergarten, von Menschen allerlei Art und Gattung so überfüllt, daß Alexander nur durch unabläs- siges Rufen und Verfolgen dem verdrießlichen, durch die Menge hin- und hergedrängten Kellner einen kleinen Tisch abzutrotzen ver- mochte, den er unter die schönen Bäume hinten heraus auf den Platz äm Wasser stellen ließ und woran er mit seinen beiden Freunden Severin und Marzell, die unterdessen, nicht ohne strategische Künste, Stühle erbeutet, in der gemütlichsten Stimmung von der Welt sich hinsetzte.

Erst seit wenigen Tagen hatte jeder sich in Berlin eingefunden, Alexander aus einer entfernten Provinz, um die Erbschaft einer alten Tante, die unverheiratet gestorben, in Empfang zu nehmen, Marzell und Severin, um die Zivilverhältnisse wieder anzuknüpfen, die sie, den eben beendigten Feldzug als Freiwillige mitmachend, so lange auf- gegeben. Heute wollten sie sich des Wiedersehens und Wiederfindens recht erfreuen, und, wie es zu geschehen pflegt, nicht der ereignisreichen Vergangenheit, nein! des nächsten Augenblicks, des eben bestehenden Tuns und Treibens im Leben wurde zuerst gedacht.

[1. Alexanders Bericht
über seine Erlebnisse in der Wohnung der toten Tante.]

„Wahrhaftig," sprach Alexander, indem er die dampfende Kaffeekanne ergriff und den Freunden einschenkte, „wahrhaftig, wenn ihr mich sehen solltet in der abgelegenen Wohnung der verstorbenen Tante*, wie ich morgens in finsterm Schweigen pathetisch die hohen, mit düstern Tapeten behängten Zimmer durchwandle, wie dann Jungfer Anne, die Haushälterin der Seligen, ein kleines gespenstisches Wesen, hineinkeucht und hüstelt, die zinnernen Präsentierteller mit dem Frühstück in den zitternden Armen tragend, das sie mit einem seltsamen rückwärts ausgleitenden Knix auf den Tisch stellt und dann, ohne ein Wort zu reden, seufzend und auf zu weiten Pantoffeln schlarrend, wie das Bettelweib von Locarno, sich wegbegibt; wie Kater und Mops, mich mit ungewissen Blicken von der Seite anschielend, ihr folgen, wie ich dann allein, von einem melancholischen Papagei angeschnurrt, von nickenden Pagoden dumm angelächelt, eine Tasse nach der andern einschlürfe und kaum wage, das jungfräuliche Gemach, in dem sonst nur Bernstein- und Mastix-Opfer galten, durch schnöden Tabaksqualm zu entweihen – ja, wenn ihr mich so sehen solltet, ihr müßtet mich durchaus was weniges für verhext, für eine Art Merlin halten. Ich kann euch sagen, daß nur die leidige Bequemlichkeit, die ihr schon so oft mir vorwarfet, daran schuld ist, daß ich gleich, ohne mich nach einer andern Wohnung umzusehen, in das öde Haus der Tante zog, das die pedantische Gewissenhaftigkeit des Testamentsvollziehers zu einem recht unheimlichen Aufenthalt gemacht hat. So wie die wunderliche Person, die ich kaum gekannt, es verordnete, blieb alles bis zu meiner Ankunft in unverändertem Zustande. Neben dem in schneeweißen Linnen und meergrüner Seide prangenden Bette steht noch

* [in der Neuen Grünstraße: vgl. S. 152 unten und S. 164 Z. 10—12 mit S. 167 Z. 9—11.]

das kleine Taburett, auf dem, wie sonst, das ehrbare Nachtkleid mit der stattlichen vielbebänderten Haube liegt, unten stehen die grandiosen gestickten Pantoffeln, und eine silberne hellpolierte Sirene als Henkel irgendeines unentbehrlichen Geschirrs funkelt unter der mit weißen und bunten Blumen bestreuten Bettdecke hervor. Im Wohnzimmer liegt die unvollendete Näherei, die die Selige kurz vor ihrem Hinscheiden unternahm, Arnds ‚Wahres Christentum' aufgeschlagen daneben; was aber für mich wenigstens das Unheimliche und Grauliche vollendet, ist, daß in ebendemselben Zimmer das lebensgroße Bild der Tante hängt, wie sie sich vor fünfunddreißig bis vierzig Jahren in vollem Brautschmuck malen ließ, und daß, wie mir die Jungfer Anne unter vielen Tränen erzählt hat, sie in ebendiesem vollständigen Brautschmuck begraben worden ist."

„Welch eine eigne Idee!" sprach Marzell.

„Die aber sehr nahe liegt," fiel ihm Severin ins Wort, „da verstorbene Jungfrauen Christusbräute sind; und ich hoffe, daß niemand so ruchlos sein wird, diesen auch der bejahrten Jungfrau geziemenden frommen Glauben zu belächeln, wiewohl ich nicht verstehe, warum sich die Tante früher gerade als Braut malen ließ."

„So wie mir erzählt worden," nahm Alexander das Wort, „war die Tante einmal wirklich versprochen, ja, der Hochzeitstag war da, und sie erwartete in vollem Brautschmuck den Bräutigam, der aber ausblieb, weil er für gut gefunden hatte, mit einem Mädchen, die er früher geliebt, an demselben Tage die Stadt zu verlassen. Die Tante zog sich das sehr zu Gemüte, und ohne im mindesten verwirrten Verstandes zu sein, feierte sie von Stund' an den Tag des verfehlten Ehestandes* auf eigne Weise. Sie legte nämlich frühmorgens den vollständigen Brautstaat an, ließ, wie es damals geschehen, in dem sorgfältig gereinigten Putzzimmer ein kleines, mit vergoldetem Schnitz-

* [den 3. Mai: s. u. S. 129 oben und S. 167/68.]

werk verziertes Nußbaum-Tischchen stellen, darauf Schokolade, Wein und Gebackenes für zwei Personen servieren und harrte, indem sie seufzend und leise klagend im Zimmer auf und ab ging, bis zehn Uhr abends des Bräutigams. Dann betete sie eifrig, ließ sich entkleiden und ging still und in sich gekehrt zu Bette."

„Das kann nun", sprach Marzell, „mich bis in das Innerste rühren. Weh dem Treulosen, der der Armen diesen nie zu verwindenden Schmerz bereitete."

„Die Sache", erwiderte Alexander, „hat eine Kehrseite. Den Mann, den du treulos schiltst – und der es bleibt, mochte er auch Gründe dazu haben, wie er wollte –, warnte doch wohl zuletzt ein guter Genius; oder, wenn du willst: ein besserer Sinn wurde Meister über ihn. Er hatte nur nach der Tante schnödem Mammon getrachtet; denn er wußte, daß sie herrschsüchtig, zänkisch, geizig, kurz, ein ärger Quälgeist war."

„Mag das sein," sprach Severin, indem er die Pfeife auf den Tisch legte und mit übereinandergeschränkten Armen sehr ernst und nachdenklich vor sich hinschaute, „mag das sein, aber konnte denn die stille rührende Totenfeier, die resignierte, nur ins Innere hineintönende Klage um den Treulosen anders als aus einem tiefen, zarten Gemüte kommen, dem jene irdischen Gebrechen, wie du sie der armen Tante vorwirfst, fremd sein müssen? Ach! wohl oft mag jene Verbitterung, der wir, hart im Leben angegriffen, kaum zu widerstehen vermögen, wohl oft mag sie mißgestaltet hervorgetreten sein, daß es auf alles, was die Alte umgab, so verstörend wirkte; aber ein Jahr voll Plage hätte jener wiederkehrende fromme Tag für mich wenigstens gut gemacht."

„Ich gebe dir recht, Severin", sprach Marzell; „die alte Tante, der der Herr eine fröhliche Urständ geben möge, kann nicht so böse gewesen sein, wie Alexander, doch nur von Hörensagen, behauptet.

Mit im Leben und durch das Leben verbitterten Personen mag ich indessen auch nicht viel zu tun haben; und es ist besser, daß Freund Alexander sich an der Geschichte von der Hochzeits-Totenfeier der Alten erbaut und die gefüllten Kisten und Kasten durchstöbert oder das reiche Inventarium beäugelt, als daß er die verlassene Braut lebendig, im Brautschmuck des Geliebten harrend, um ihren Schokoladentisch wandeln sieht."

Heftig setzte Alexander die Tasse Kaffee, die er an den Mund gebracht, ohne zu trinken, wieder auf den Tisch und rief, indem er die Hände zusammenschlug: „Herr des Himmels! bleibe mir weg mit solchen Gedanken und Bildern, es ist mir wahrhaftig hier im lieben hellen Sonnenschein so zumute, als werde mitten aus jener Gruppe von jungen Mädchen dort die alte Tante im Brautschmuck recht gespenstisch hervorgucken."

„Dieses grauliche Gefühl", sprach Severin leise lächelnd und die kleinen blauen Wölkchen aus der Pfeife, die er wieder genommen, schnell weghauchend, „dieses grauliche Gefühl ist die gerechte Strafe deines Frevels, da du von der Seligen, die dir im Tode Gutes erzeigt, schlecht gesprochen."

„Wißt ihr wohl, Leute," fing Alexander wiederum an, „wißt ihr wohl, daß es mir scheint, als wäre die Luft in meiner Wohnung so von dem Geist und Wesen der alten Jungfer imprägniert, daß man nur ein paarmal vierundzwanzig Stunden drin gewesen sein darf, um selbst etwas davon wegzubekommen?"

Marzell und Severin schoben in dem Augenblick ihre leeren Tassen Alexandern hin, der mit Geschicklichkeit und Umsicht den Zucker in gehörigem Verhältnis verteilte, ebenso mit Kaffee und Milch verfuhr und also weiter sprach: „Schon daß mir das meiner Art und Weise ganz fremde Talent des Kaffee-Einschenkens mit einem Mal zugekommen; daß ich, als gält' es der Übung meines Berufs, gleich die

Kanne ergriff; daß ich des geheimen Verhältnisses der Süße und der Bitterkeit mächtig bin; daß ich kein Tröpfchen vergieße – schon das muß euch, ihr Leute, besonders und geheimnisvoll vorkommen. Aber ihr werdet noch mehr erstaunen, wenn ich euch sage, daß sich bei mir ein besonderes Wohlgefallen an blankgescheuertem Zinn und Kupfer, an Linnen, an silberner Gerätschaft, an Porzellan und Gläsern, kurz an einer eingerichteten Wirtschaft, wie sie im Nachlaß der Tante vorhanden, eingefunden hat. Ich schaue das alles mit einer gewissen Behaglichkeit an, und mir ist es plötzlich so, als sei es hübsch, mehr zu besitzen als ein Bett, einen Tisch, einen Schemel, einen Leuchter und ein Tintenfaß! – Mein Herr Testamentsvollzieher lächelt und meint, ich dürfe nun nachgerade heiraten, ohne mich um etwas anders zu bekümmern als um die Braut und um den Prediger. Im Herzen meint er denn nun wohl weiter, daß die Braut nicht weit zu suchen sein dürfte. Er hat nämlich selbst ein Töchterlein, ein ganz kleines putziges Ding mit großen Augen, die noch kindlich und kindisch tut, wie Gurli* mit naiven Redensarten um sich wirft und herumhüpft wie eine Bachstelze. Das mag nun vor sechzehn Jahren ihr vermöge der kleinen Elfenfigur recht gut gestanden haben, aber jetzt im zweiunddreißigsten Jahre wird einem ganz bange und unheimlich dabei."

„Ach," rief Severin, „und doch ist diese verderbliche eigene Mystifikation so natürlich! – Wo ist der Punkt zu finden, in dem ein Mädchen, das sich durch irgendeine Eigentümlichkeit im Leben festgestellt hat, plötzlich sich selbst sagen soll: ‚Ich bin nicht mehr das, was ich war; die Farben, in die ich mich sonst putzte, sind frisch und jugendlich geblieben, aber mein Antlitz ist verbleicht!' Darum – man dulde! – man ertrage! Mir flößt ein solches, doch nur in harmloser Verirrung befangenes Mädchen Gefühle der tiefsten

* [in Kotzebues ‚Indianern in England'. (Ellinger.)]

Wehmut ein, und schon deshalb könnte ich mich tröstend ihr anschmiegen."

„Du merkst, Alexander," sprach Marzell, „daß Freund Severin heute in seiner duldsamen Stimmung ist. Erst hat er sich der alten Tante angenommen, jetzt flößt ihm deines Testamentsvollziehers – es ist ja doch wohl der Kriegsrat Falter – ja, jetzt flößt ihm Falters zweiunddreißigjähriges Alräunchen, die ich recht gut kenne, wehmütige Gefühle ein, und er wird dir gleich raten, sie zur Frau zu nehmen, um sie nur der unheimlichen Naivetät zu entreißen, denn der wird sie, wenigstens hinsichts deiner, gleich nach dem Jawort entsagen. Aber tu es nicht, denn die Erfahrung lehrt, daß kleine naive Personen der Art bisweilen oder vielmehr gar oft etwas kätzlicher Natur sind und aus dem Samtpfötchen, womit sie dich vor dem Priestersegen streichelten, bald nachher bei schicklicher Gelegenheit gar nicht unebne Krallen hervorspringen lassen."

„Herr des Himmels!" unterbrach Alexander den Freund, „Herr des Himmels! welch Geschwätz! Weder Falters naives zweiunddreißigjähriges Alräunchen noch sonst ein Gegenstand, sei er zehnmal so hübsch und jung und reizend als sie, kann mich verlocken, die goldnen Jahre jugendlicher Freiheit, die ich nun erst, da mir Geld und Gut zugefallen, recht nutzen will, mir selbst mutwillig zu verderben. In der Tat, die alte bräutliche Tante wirkt so spukhaft auf mich ein, daß ich unwillkürlich mit dem Worte Braut ein unheimliches, grauliches, freudestörendes Wesen verbinde."

„Ich bedaure dich," sprach Marzell, „was mich betrifft, so fühle ich, denke ich mir ein bräutlich geschmücktes Mädchen, süße heimliche Schauer mich durchbeben, und sehe ich solch ein Wesen dann wirklich, so ist es mir, als müsse mein Geist sie mit einer höhern Liebe, die nichts gemein hat mit dem Irdischen, umfassen."

„O, ich weiß es schon," erwiderte Alexander, „du verliebst dich

in der Regel in alle Bräute, und oft steht in dem Sanktuario, das du phantastischerweise in deinem Innern angelegt, wohl auch schon die Geliebte eines andern."

„Er liebt mit den Liebenden," sprach Severin, „und darum liebe ich ihn so herzlich!"

„Ich werde ihm", rief Alexander lachend, „die alte Tante über den Hals schicken und so mich von einem Spuk befreien, der mir lästig ist. – Ihr schaut mich mit fragenden Blicken an? – Nun ja doch! – die Alte-Jungfern-Natur läßt sich in mir auch dadurch verspüren, daß ich an einer ganz unerträglichen Gespensterfurcht laboriere und mich gebärde wie ein kleiner Bube, den die Wartfrau mit irgendeinem Mummel ängstigt. Es passiert mir nämlich nichts Geringeres, als daß ich oft am hellen Tage, vorzüglich in der Mittagsstunde, wenn ich in die großen Kisten und Kasten schaue, dicht neben mir der alten Tante spitze Nase erblicke und ihre langen dürren Finger, wie sie hineinfahren in die Wäsche, in die Kleider und darin wühlen. – Nehme ich wohlgefällig ein Kesselchen herab oder eine Kasserolle, so schütteln sich die übrigen, und ich denke, nun wird die gespenstische Hand mir gleich ein anderes Kesselchen oder Kasserollchen präsentieren. Da werfe ich alles beiseite und renne, ohne mich umzuschauen, nach dem Zimmer zurück und singe oder pfeife durchs geöffnete Fenster auf die Straße heraus, worüber sich Jungfer Anne sichtlich ärgert. Daß nun aber die Tante in der Tat jede Nacht punkt zwölf Uhr umherwandelt, steht fest."

Marzell lachte laut auf, Severin blieb ernst und rief: „Erzähle nur; am Ende läuft's auf eine Abgeschmacktheit hinaus, denn wie solltest du bei deiner entsetzlichen Aufklärung zum Geisterseher werden."

„Nun, Severin", fuhr Alexander fort, „und du, Marzell, ihr wißt beide, daß niemand sich mehr gesträubt hat gegen allen Gespensterglauben, als ich. Niemals in meinem Leben bis jetzt ist mir

das mindeste Außerordentliche begegnet, und selbst die sonderbare, Sinn und Geist in körperlichem Schmerz lähmende Angst, die die Nähe des fremden geistigen Prinzips aus einer andern Welt verursachen soll, blieb mir fremd. Hört aber nur, was mir geschah in der ersten Nacht, als ich eingetroffen."

„Erzähle leise," sprach Marzell, „denn mich dünkt, hier unsere Nachbarschaft müht sich zuzuhören und zu verstehen."

„Das soll sie", erwiderte Alexander, „um so weniger, als ich eigentlich auch euch meine Gespenstergeschichte verschweigen wollte. Doch – ich will nun einmal erzählen!

*

„Also Jungfer Anne empfing mich, ganz in Schmerz und Trauer aufgelöst. Den silbernen Armleuchter in der zitternden Hand, ächzte und keuchte sie vor mir her durch die öden Zimmer bis ins Schlafgemach. Hier mußte der Postknecht meinen Koffer absetzen. Der Kerl, indem er das reichliche Trinkgeld mit einem: ‚Schön Dank' sehr weitläuftig, den breiten Rock zurückschlagend, in die Hosentasche hineinschob, sah sich mit lachendem Gesicht im Zimmer um, bis sein Blick auf das hochaufgetürmte Bett mit den meergrünen Gardinen fiel, von dem ich schon vorhin sprach. ‚Tausend – tausend!' rief er nun, ‚da wird der Herr schön ruhen, besser wie im Postwagen, und da liegt ja auch schon Schlafrock und Mützchen.' – Der Ruchlose meinte der Tante ehrbares Nachtkleid. Jungfer Anne ließ, wie zusammensinkend, beinahe den silbernen Leuchter fallen, ich ergriff ihn schnell und leuchtete dem Postknecht hinaus, der sich mit einem schelmischen Blick auf die Alte entfernte. Als ich zurückkam, zitterte und bebte Jungfer Anne, sie glaubte, nun würde das Entsetzliche geschehen, nämlich ich würde sie fortschicken und ohne Umstände das jungfräuliche Bett einnehmen. Sie lebte auf, als ich höflich und bescheiden erklärte, daß ich nicht gewohnt sei, in solch weichen Betten zu schlafen, und daß sie mir,

so gut es ginge, ein schlichtes Lager im Wohnzimmer bereiten möge. Das Entsetzliche unterblieb auf diese Weise, doch das Unerhörte geschah, nämlich Jungfer Annes gramverschrumpftes Gesicht heiterte sich auf, wie seitdem nicht mehr, zum holdseligen Lächeln; sie tauchte herab zur Erde mit ihren langen knochendürren Armen, fingerte geschickt die niedergetretenen Hinterteile der Pantoffeln herauf an die spitzen Fußhacken und trippelte mit einem leisen, halb furchtsamen, halb freudigen: ‚Sehr wohl, mein geehrter junger Herr!‘ zur Tür hinaus. ‚Da ich gedenke einen langen Schlaf zu tun, bitt' ich um Kaffee erst zur neunten Stunde.‘ So beinahe mit Wallensteins Worten entließ ich die Alte.

„Todmüde, wie ich war, glaubt' ich vom Schlaf gleich überwältigt zu werden, doch ihm widerstanden die mannigfaltigen Ideen und Gedanken, die sich in mir zu kreuzen begannen. Erst jetzt trat mich der schnelle Wechsel meiner Lage recht lebendig an. Erst jetzt, das neue Besitztum wirklich besitzend und in ihm verweilend, wurde es mir klar, daß, aus drückender Bedürftigkeit herausgerissen, das Leben sich mir in wohltuender Behaglichkeit erschließe.

„Des Nachtwächters widrige Pfeife quäkte – elf – zwölf – ich war so munter, daß ich das Picken meiner Taschenuhr, daß ich das leise Zirpen eines Heimchens vernahm, das sich irgendwo eingenistet haben mußte. Aber mit dem letzten Schlage zwölf einer aus der Ferne dumpf tönenden Turmuhr fing es an, in dem Zimmer mit leisen abgemessenen Tritten auf- und abzuwandeln, und bei jedem Tritt ließ sich ein ängstliches Seufzen und Stöhnen hören, das steigend und steigend den herzzerschneidenden Lauten eines von der Todesnot bedrängten Wesens zu gleichen begann. Dabei schnüffelte und kratzte es an der Tür des Nebenzimmers, und ein Hund winselte und jammerte wie in menschlichen Tönen. Ich hatte den alten Mops, der Tante Liebling, schon abends vorher bemerkt, seine Klage vernahm ich

jetzt unstreitig. Ich fuhr auf von meinem Lager; ich blickte mit offnen starren Augen in das vom Nachtschimmer matt erleuchtete Gemach hinein; alles, was darin stand, sah ich deutlich, nur keine auf- und abwallende Gestalt, und doch vernahm ich die Tritte, und doch seufzte und stöhnte es wie zuvor, dicht vor meinem Lager vorbei. Da ergriff mich plötzlich jene Angst der Geisternähe, die ich nie gekannt; ich fühlte, wie kalter Schweiß auf der Stirn tropfte, und wie, in seinem Eise gefroren, mein Haar sich emporspießte. Nicht vermögend, ein Glied zu rühren, den Mund zum Schrei des Entsetzens zu öffnen, strömte das Blut rascher in den hüpfenden Pulsen und erhielt den innern Sinn wach, der nur nicht über die äußern, wie im Todeskrampf erstarrten Organe zu gebieten vermochte. Plötzlich schwiegen die Tritte, sowie das Stöhnen; dagegen hüstelte es dumpf, die Türe eines Schrankes knarrte auf, es klapperte wie mit silbernen Löffeln; dann war es, als würde eine Flasche geöffnet und in den Schrank gestellt, wie wenn jemand etwas verschluckt – ein seltsames widriges Räuspern – ein lang gedehnter Seufzer. – In dem Augenblick wankte eine lange weiße Gestalt aus der Wand hervor; ich ging unter in dem Eisstrom des tiefsten Entsetzens, mir schwanden die Sinne. –

„Ich erwachte mit dem Ruck des Aus-der-Höhe-stürzens; diese gewöhnliche Traumerscheinung kennt ihr alle, aber das eigene Gefühl, das mich nun erfaßte, vermag ich kaum euch zu beschreiben. Ich mußte mich erst darauf besinnen, wo ich mich befand, dann war es mir, als sei etwas Entsetzliches mit mir vorgegangen, dessen Erinnerung ein langer, tiefer Todesschlaf weggelöscht hätte. Endlich kam mir alles nach und nach in den Sinn, indessen hielt ich es für einen spukhaften Traum, der mich geneckt.

„Als ich nun aufstand, fiel mir zuerst das Bild der bräutlich geschmückten Jungfrau, ein lebensgroßes Kniestück, ins Auge, und kalter Schauer fröstelte mir den Rücken herab, denn es war mir, als

sei diese Gestalt mit lebhaften kennbaren Zügen in der Nacht auf- und abgeschritten; doch der Umstand, daß sich in dem ganzen Zimmer kein einziger Schrank befand, bestätigte es mir aufs neue, daß ich nur geträumt habe.

„Jungfer Anne brachte den Kaffee, sie blickte mir länger und länger ins Gesicht und sprach dann: ‚Ei du lieber Gott, wie sehen Sie doch so krank und blaß aus, es ist Ihnen doch nichts passiert?‘ – Weit entfernt, der Alten nur das mindeste von meinem Spuk merken zu lassen, gab ich vor, daß ein heftiges Brustdrücken mich nicht habe schlafen lassen. ‚Ei‘, lispelte die Alte, ‚das ist der Magen, das ist der Magen, ei, ei, dafür wissen wir Rat!‘ – Und damit schlarrte die Alte auf die Wand zu, öffnete eine von mir nicht bemerkte Tapetentür, und ich sah in einen Schrank, in welchem sich Gläser, kleine Flaschen und ein paar silberne Löffel befanden. Nun nahm die Alte klappernd und klirrend einen Löffel heraus, dann öffnete sie eine Flasche, tröpfelte etwas von dem darin enthaltenen Saft in den Löffel, setzte sie wieder in den Schrank und wankte auf mich zu. Ich schrie auf vor Entsetzen, denn der vorigen Nacht spukhafte Erscheinungen traten ins Leben. ‚Nun, nun,‘ schnarrte die Alte mit seltsam schmunzelndem Gesicht, ‚nun, nun, lieber junger Herr! es ist ja nur eine tüchtige Medizin; die selige Mamsell litt auch am Magen und nahm dergleichen öfters!‘ Ich ermannte mich und schluckte das kräftig brennende Magenelixir hinunter. Mein Blick war starr auf das Bild der Braut gerichtet, das gerade über dem Wandschrank hing. ‚Wen stellt das Bild dort vor?‘ fragte ich die Alte. ‚Ei du mein lieber Gott, das ist ja die selige Mamsell Tante!‘ erwiderte die Alte, indem ihr die Tränen aus den Augen stürzten. Der Mops fing an zu winseln wie in der Nacht, und mit Mühe das innere Erbeben beherrschend, mit Mühe Fassung erringend, sprach ich: ‚Jungfer Anne, ich glaube, die selige Tante war in voriger Nacht um zwölf Uhr an dem

Wandschrank dort und nahm Tropfen?' Die Alte schien gar nicht verwundert, sondern sprach leise, indem eine seltsame Totenbleiche den letzten Lebensfunken aus dem verschrumpften Gesicht weglöschte: 'Haben wir denn heute wieder Kreuzes-Erfindungs-Tag? Der dritte Mai ist ja längst vorüber!' – Es war mir nicht möglich, weiter zu fragen; die Alte entfernte sich, ich zog mich schnell an, ließ das Frühstück unberührt stehen und rannte hinaus in das Freie, um nur den grauenhaften träumerischen Zustand, der sich meiner aufs neue bemächtigen wollte, los zu werden.

„Ohne daß ich es befohlen, hatte die Alte am Abend mein Bett in ein freundliches Kabinett nach der Straße heraus getragen. Ich habe kein Wort weiter über den Spuk mit der Alten gesprochen, noch viel weniger dem Kriegsrat etwas davon erzählt; tut mir den Gefallen und schweigt auch darüber, sonst gäb' es nur ein ärgerliches Geschwätz, ein Erkundigen und Fragen ohn' End' und Ziel und wohl gar lästige Nachforschungen geisterkundiger Dilettanten. Selbst in meinem Kabinett glaub' ich jede Nacht Punkt zwölf Uhr die Tritte und das Stöhnen zu hören, doch will ich noch einige Tage dem Grauen widerstehen und dann zusehen, wie ich ohne vielen Rumor das Haus verlassen und eine andere Wohnung finden kann."

*

Alexander schwieg, und erst nach einigen Sekunden hob Marzell an: „Das mit der alten spukhaften Tante ist wunderbar und graulich genug, aber so sehr ich daran glaube, daß ein fremdes geistiges Prinzip sich uns auf diese oder jene Weise kundtun kann, so läuft mir doch deine Geschichte zu sehr ins Gemeinmaterielle; die Tritte, das Seufzen und Stöhnen, alles das lasse ich gelten, aber daß die Selige wie im Leben Magentropfen zu sich nimmt, das gemahnt mich an jene nach dem Tode wiederkehrende Frau, die wie ein Kätzchen am verschlossenen Fenster herumklirrte."

„Das ist nun", sprach Severin, „wieder eine uns ganz eigene Mystifikation, daß wir, nachdem wir die mögliche Kundmachung des fremden geistigen Prinzips durch wenigstens scheinbares Einwirken auf unsere äußeren Sinne festgestellt, nun auch gleich diesem Prinzip eine gehörige Edukation geben und es darüber belehren wollen, was ihm anständig sei oder nicht. Nach deiner Theorie, lieber Marzell, darf ein Geist mit Pantoffeln einhergehen, seufzen, stöhnen, nur keine Flasche öffnen oder gar ein Schlückchen nehmen. Hier ist nun zu bemerken, daß unser Geist im Traum an das höhere, nur in Ahnungen sich gestaltende Sein oft Gemeinplätze des befangenen Lebens hängt, dieses aber dadurch auf bittere Weise zu ironisieren weiß. Kann diese Ironie, die tief in der ihrer Entartung sich bewußten Natur liegt, nicht auch der entpuppten, der Traumwelt entflogenen Psyche eigen sein, wenn ihr Rückblicke in den verlassenen Körper vergönnt sind? So würde das lebhafte Wollen und Einwirken des fremden geistigen Prinzips, welches den Wachenden im Wachen in die Traumwelt führt, jede Erscheinung bedingen, die er mit äußeren Sinnen wahrzunehmen glaubt; und es wäre doch komisch, wenn wir diesen Erscheinungen irgendeine sittliche Norm nach unserer Art geben wollten. Merkwürdig ist es, daß Nachtwandler, aktive Träumer, oft in den gemeinsten Funktionen des Lebens befangen sind; denkt nur an jenen, der in jeder Vollmondsnacht sein Pferd aus dem Stalle zog, es sattelte, wieder absattelte, in den Stall zurückführte und dann wieder das verlassene Bett suchte. – Alles, was ich sage, sind nur membra disjecta, ich meine aber nur –"

„Du glaubst also doch an die alte Tante?" unterbrach der ziemlich erblaßte Alexander den Freund.

„Was wird er nicht glauben," rief Marzell, „bin ich denn nicht auch ein Gläubiger, wiewohl kein so ausgemachter entschiedener Visionär wie unser Severin?"

[2. Marzells Bericht über sein Abenteuer mit Nettelmann.]

„Nun will ich's aber auch [sprach Marzell weiter] länger nicht verhehlen, daß mich in meiner Wohnung ein beinahe noch ärgerer Spuk, als wie ihn Freund Alexander erfuhr, bis auf den Tod erschreckt hat.“

„Ist es mir denn besser gegangen?“ murmelte Severin.

„Gleich, nachdem ich angekommen,“ fuhr Marzell fort, „mietete ich in der Friedrichsstraße ein nettes möbliertes Zimmer; wie Alexander warf ich mich todmüde aufs Lager; doch kaum mochte ich wohl eine Stunde geschlafen haben, als es mir wie ein heller Schein auf die geschlossenen Augenlider brannte. Ich öffne die Augen und – denkt euch mein Entsetzen! Dicht vor meinem Bette steht eine lange hagere Figur mit todbleichem, graulich verzogenem Gesicht und starrt mich an mit hohlen gespenstischen Augen. Ein weißes Hemde hängt der Gestalt um die Schultern, so daß die Brust ganz entblößt ist, die mir blutig scheint; in der linken Hand trägt sie einen Armleuchter mit zwei angezündeten Kerzen, in der rechten ein großes, mit Wasser gefülltes Glas. – Sprachlos starrte ich das gespenstische Unwesen an, das Leuchter und Glas mit schauerlich winselnden Tönen in großen Kreisen zu schwingen begann. Wie es Alexander beschrieben, so packte auch mich die Gespensterfurcht. – Langsamer und langsamer schwang das Gespenst Leuchter und Glas, bis beides still stand. Nun war es mir, als flüstre ein leiser Gesang durch das Zimmer, da entfernte sich die Gestalt mit seltsam grinsendem Lächeln langsamen Schrittes durch die Türe. Lange dauerte es, bis ich mich ermannte, schnell aufsprang und die Türe, die ich, wie ich nun bemerkte, vor dem Schlafengehen zu verschließen vergessen, abriegelte. Wie oft war es mir im Felde geschehen, daß unvermutet ein fremder Mensch vor meinem Bette

stand, wenn ich die Augen aufschloß; nie hatte mich das erschreckt; daß hier also etwas Außerordentliches, und zwar Gespenstisches vorwalten müsse, davon war ich fest überzeugt.

„Am andern Morgen wollte ich zu meiner Wirtin herab, um ihr zu erzählen, welch eine grauliche Erscheinung mir den Schlaf verstört habe. Indem ich zur Stube heraus in den Flur trat, öffnete sich die Türe mir gegenüber, und eine hagere große Gestalt, in einen weiten Schlafrock gewickelt, kam mir entgegen. Im ersten Augenblick erkannte ich das totenbleiche Gesicht und die hohlen düstern Augen des Unholds von der vorigen Nacht her, und unerachtet ich nun wohl wußte, daß das Gespenst bei ähnlicher Gelegenheit geprügelt oder herausgeworfen werden könne, so fühlte ich doch die Schauer der Nacht in mir nachbeben, und ich wollte schnell die Treppe herabschlüpfen. Der Mann vertrat mir aber den Weg, faßte mich sanft bei der Hand und frug, indem ein gutmütiges Lächeln sein Gesicht überflog, mit leisem freundlichen Ton: ‚O, mein sehr werter Herr Nachbar! wie haben Sie doch diese Nacht in der neuen Wohnung zu ruhen beliebt?‘ – Ich stand gar nicht an, ihm mein Abenteuer ausführlich zu erzählen und hinzuzufügen, daß ich glaube, er selbst sei die Gestalt gewesen, und daß es mich nun freue, ihn nicht im Wahn eines Überfalls in feindlicher Stadt, woran ich leicht denken können vom Feldzuge her, auf empfindliche Weise verjagt zu haben. In der Zukunft vermöge ich nicht dafür zu stehen. Während meiner Erzählung schüttelte der Mann lächelnd mit dem Kopf und sprach, als ich geendet, sehr sanft: ‚O, mein wertester Herr Nachbar, nehmen Sie es doch ja nur nicht übel! – Ei, ei! – ja, ich dachte gleich, daß es so kommen müßte, und ich wußte ja auch schon heute morgen, daß es so gekommen war, denn ich befand mich so wohl, so im Innersten beruhigt. – Ich bin ein etwas ängstlicher Mann, wie sollte das aber auch anders sein! – Auch sagt man, daß übermorgen‘ – mit dieser

Wendung ging er über zu gewöhnlichen Stadtneuigkeiten, denen andere Notizen folgten, die für den Fremden oder Angekommenen von Wert sein mußten und die er lebendig und oft nicht ohne Würze feiner Ironie vorzutragen wußte. Ich kam, da mich nun der Mann recht zu interessieren anfing, jedoch wieder zurück auf die Begebenheit der Nacht und bat ihn, mir nur ohne weitere Umstände zu sagen, was ihn vermocht haben könne, auf so seltsame unheimliche Weise meinen Schlaf zu verstören. ‚Ach, nehmen Sie es doch nur ja nicht übel, wertester Herr Nachbar,' so fing er aufs neue an, ‚daß ich mich, ohne es einmal recht zu wissen, erdreistet. – Es war nur, um von Dero Gesinnungen gegen mich unterrichtet zu sein, ich bin ein ängstlicher Mann; eine neue Nachbarschaft kann mir hart zusetzen, ehe ich weiß, wie ich dran bin mit ihr.' – Ich versicherte dem sonderbaren Menschen, daß ich bis jetzt kein Wort von allem verstehe; da nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Zimmer. ‚Warum soll ich es Ihnen denn verhehlen, lieber Herr Nachbar,' sprach er, indem er mit mir in das Fenster trat, ‚warum es ableugnen, welch eine sonderbare Gabe mir inwohnt? Gott ist mächtig in den Schwachen, und so wurde mir armen, jedem Pfeil der Widersacher bloßgestellten Mann zum Schutz und Trutz die wunderbare Kraft verliehen, unter gewissen Bedingungen in das Innerste der Menschen zu schauen und ihre geheimsten Gedanken zu erraten. Ich ergreife nämlich dies reine sonnenhelle, mit destilliertem Wasser gefüllte Glas," – er nahm einen Pokal von der Fensterbank herab; es war derselbe, den er vorige Nacht in der Hand trug – „richte Sinn und Gedanken auf die Person, deren Inneres ich zu erraten strebe, und bewege das Glas in bestimmten, mir nur bewußten Schwingungen hin und her. Alsbald steigen kleine Bläschen im Glase auf und nieder, die sich wie die Folie eines Spiegels formen, und bald ist es, als wenn, indem ich hineinschaue, mein eigener innerer Geist sich vernehmbar und leserlich darin abspiegle, wiewohl

ein höheres Bewußtsein Bild und Abspieglung für jenes fremde Wesen, auf das der Sinn gerichtet war, anerkennt. Oft, wenn mich die Annäherung eines fremden, noch unerforschten Wesens zu sehr ängstigt, kommt es, daß ich zur Nachtzeit operiere, und dies ist wohl in voriger Nacht der Fall gewesen; denn gestehen muß ich offenherzig, daß Sie mir gestern abend nicht wenig Unruhe verursachten.' Plötzlich schloß mich der wunderliche Mann in seine Arme, indem er wie begeistert ausrief: ,Aber welche Freude, daß ich so bald Ihre gütigen Gesinnungen für mich erkannte. O mein bester, wertester Herr Nachbar, sollte ich mich denn irren – nicht wahr? wir verlebten schon glückliche vergnügte Tage auf Ceylon; es kann kaum zweihundert Jahre her sein.' – Nun verwickelte sich der Mann in die wunderlichsten Kombinationen; ich wußte zur Gnüge, wen ich vor mir hatte, und war froh, als ich, nicht ohne Mühe, mich von ihm losgewunden.

„Auf nähere Nachfrage bei der Wirtin erfuhr ich dann, daß mein Nachbar, so lange als vielseitig ausgebildeter Gelehrter und tüchtiger Geschäftsmann* geschätzt, vor kurzer Zeit in tiefe Melancholie verfiel, in der er wähnte, daß jeder feindliche Absichten gegen ihn in sich trage und ihn auf diese oder jene Weise zu verderben suche, bis er mit einem Male das Mittel gefunden zu haben glaubte, seine Feinde zu erkennen und sich gegen sie sicher zu stellen, worauf er in den jetzigen heitern beruhigten Zustand des fixen Wahnsinns überging. Er sitzt beinahe den ganzen Tag am Fenster und experimentiert mit dem Glase; sein ursprünglich guter harmloser Charakter offenbart sich aber darin, daß er beinahe jedesmal gute Gesinnungen zu erkennen glaubt, und daß er, erscheint ihm irgendein Charakter zweifelhaft oder bedenklich, nicht zornig wird, sondern nur in sanfte Traurigkeit gerät. Daher ist sein Wahnsinn auch ganz unschädlich, und sein älterer Bruder, der ihn

* [= Beamter; er war Geheimer Sekretär: s. u. S. 136 Z. 10f.]

bevormundet, mag ihn ruhig ohne genauere Aufsicht für sich wohnen lassen, wo es ihm gefällt."

„Deine Erscheinung", sprach Severin, „gehört also recht eigentlich in Wagners Gespensterbuch*, da sich die Erklärung, wie alles natürlich zugegangen und wie deine Phantasie das Beste dabei getan hat, ebenso wie in den gemeinen Geschichten jenes nüchternsten aller Bücher langweilig nachschleppt."

„Willst du", erwiderte Marzell, „durchaus nur Gespenster, so hast du recht, übrigens ist aber mein Wahnsinniger, mit dem ich jetzt auf dem besten Fuß von der Welt stehe, eine höchst interessante Erscheinung, und nur das einzige gefällt mir nicht, daß er anfängt, auch andern fixen Ideen Raum zu geben, z. B. daß er König auf Amboina gewesen, in Gefangenschaft geraten und funfzig Jahre hindurch als Paradiesvogel für Geld gezeigt worden ist. So was kann zur Tollheit führen. Ich erinnere mich eines Menschen, der im ruhigen friedlichen Wahnsinn jede Nacht als Mond schien, sofort aber in Tollheit geriet, als er auch des Tages als Sonne aufgehen wollte."

„Aber, ihr Leute!" rief Alexander, „was sind das heute für Gespräche hier mitten unter tausend geputzten Feiertagsgästen im hellen Sonnenschein?"

[3. Der Beginn von Severins Bericht über seine mystische Ahnung.]

„Nun fehlte es noch [fuhr Alexander fort], daß Severin, der mir auch zu düster und nachdenklich aussieht, noch viel Graulicheres als wir in diesen Tagen erlebt hätte und es uns auftischte."

„In der Tat," fing Severin an, „Gespenster habe ich nicht gesehen,

* [genauer: Samuel Christoph Wageners Sammlung ‚Die Gespenster' (4 Bde., 1797 ff). (Ellinger.)]

aber wohl ist mir die unbekannte, unheimliche Macht so nahe getreten, daß ich schmerzlich die Bande gefühlt habe, womit sie mich und uns alle umstrickt hält."

„Hab' ich's nicht gleich gedacht," sprach Alexander zu Marzell, „daß Severins eigne Stimmung in irgend etwas Besonderem ihren Grund finden müsse?"

„Wir werden sogleich viel Fabelhaftes hören," erwiderte Marzell lachend.

Worauf Severin bemerkte: „Hat Alexanders selige Tante Magentropfen eingenommen, hat der geheime Sekretär Nettelmann, denn das ist der Wahnsinnige, den ich längst kenne, Marzells gute Gesinnungen in einem Glase Wasser erblickt, so wird es mir doch erlaubt sein, einer seltsamen Ahnung zu erwähnen, die geheimnisvollerweise, als Blumenduft gestaltet, mir ins Leben trat.

„Ihr wißt, daß ich in dem entfernteren Teil des Tiergartens, dem Hofjäger nahe wohne. Gleich den ersten Tag, als ich angekommen – – –*"

[4. Die fremde Familie.]

In dem Augenblick wurde Severin durch einen alten, sehr wohlgekleideten Mann unterbrochen, der höflich bat, ihm doch durch weniges Vorrücken des Stuhls freien Durchgang zu verschaffen. Severin stand auf, und der Alte führte freundlich grüßend eine ältliche Dame, die seine Frau schien, vorüber; ihnen folgte ein ungefähr zwölfjähriger Knabe.

Severin wollte sich eben wieder hinsetzen, als Alexander leise rief: „Halt, das Mädchen dort scheint noch zur Familie zu gehören!"

Die Freunde erblickten eine wunderherrliche Gestalt, die mit

* [Fortsetzung s. u. S. 163 Z. 7.]

zögernden ungewissen Schritten, mit rückwärtsgewandtem Kopf sich näherte. Augenscheinlich suchte sie jemanden wiederzufinden, den sie vielleicht vorübergehend bemerkt hatte. Gleich darauf schlüpfte auch ein junger Mann durch die Menge dicht an sie heran und drückte ein Zettelchen ihr in die Hand, das sie schnell im Busen verbarg. Der Alte hatte unterdessen nicht weit von den Freunden einen soeben verlassenen Tisch in Beschlag genommen und demonstrierte dem flüchtigen Kellner, den er bei der Jacke festhielt, sehr weitläufig, was er alles herbeibringen solle; die Frau klopfte sorglich den Staub von den Stühlen, und so gewahrten sie die Zögerung der Tochter nicht, die, ohne Severins Artigkeit, der noch immer mit zurückgeschobenem Stuhl stehen geblieben, im mindesten zu beachten, jetzt schnell sich zu ihnen gesellte.

Sie setzte sich so, daß die Freunde ihr trotz des tiefen Strohhuts gerade in das wunderliebliche Gesicht, in die dunkel-sehnsüchtigen Augen blicken konnten. In ihrem ganzen Wesen, in jeder Bewegung lag etwas unendlich Anmutiges, Reizendes; sie war nach der letzten Mode sehr geschmackvoll, für den Spaziergang beinahe zu elegant gekleidet, und doch war an irgendeine Ziererei, wie sie sonst sehr geputzten Mädchen wohl eigen, gar nicht zu denken.

Die Mutter grüßte eine entfernt sitzende Dame, und beide standen auf, sich annähernd zum Gespräch; der Alte trat unterdessen an die Laterne und zündete sich die Pfeife an. Diesen Augenblick benutzte das Mädchen, das Papierchen aus dem Busen zu ziehen und den Inhalt schnell zu lesen. Da sahen die Freunde, wie das Blut der Armen in das Gesicht stieg, wie große Tränen in den schönen Augen perlten, wie der Busen vor innerer Beklemmung sich hob und senkte. Sie zerriß das kleine Papier in hundert kleine Stücke und gab eins nach dem andern langsam, als sei jedes eine schöne, schwer aufzugebende Hoffnung, dem Winde preis.

Die Alten kehrten wieder. Der Vater sah dem Mädchen scharf in die verweinten Augen und schien zu fragen: „Was hast du denn?" Das Mädchen sprach einige sanft klagende Worte, die die Freunde freilich nicht verstehen konnten, da sie aber gleich ein Tuch hervorzog und an die Backe hielt, so mußte sie wohl Zahnschmerzen vorschützen. Ebendeshalb kam es aber den Freunden besonders vor, daß der Alte, der überhaupt ein etwas karikiert-ironisches Gesicht hatte, ein solch possierliches Gesicht schnitt und so laut lachte*.

Keiner, weder Alexander, Marzell noch Severin, hatte bis jetzt ein Wort gesprochen, sondern unverwandt das holde Kind, das irgendeinen großen Schmerz erfahren, angeschaut.

Der Knabe nahm jetzt auch Platz, und die Schwester wechselte den Sitz so, daß sie jetzt den Freunden den Rücken zukehrte.

[5. Die Vermutungen der Freunde.]

Nun war der Zauber gelöst, und Alexander fing an, indem er aufstand und Severin leise auf die Schulter klopfte: „Ei, Freund Severin, wo ist die Geschichte von der in Blumenduft sich gestaltenden Ahnung, wo ist der geheime Sekretär Nettelmann, die selige Tante – wo sind unsere tiefen Gespräche geblieben? – Ei, was ist uns denn jetzt allen erschienen, das uns die Zunge bindet und unsere Augen so verstarrt?"

„Ich sage so viel," sprach Marzell mit einem dumpfen Seufzer, „daß das Mädchen dort das holdeste, wunderherrlichste Engelskind ist, das ich jemals sah."

„Ach!" fiel Severin, noch tiefer und schmerzlicher seufzend, ein, „ach, und dieses Himmelswesen in irdischem Leiden befangen und duldend."

* [Aufklärung dieser Einzelheit s. u. S. 160 Z. 6–9.]

„Vielleicht", sprach Marzell, „in diesem Augenblick unzart von roher Faust berührt!"

„Das meine ich auch," versetzte Alexander, „und sehr würde es mich erlustigen und befriedigen, wenn ich jenen großen hasenfüßigen Lümmel prügeln könnte, der ihr den fatalen Zettel gab. Unstreitig war es nämlich der ersehnte Geliebte, der ihr statt der ungezwungenen Annäherung an die Familie irgendeiner abgeschmackten Eifersüchtelei oder sonstiger dummer Liebesfehde halber schnöde Worte brieflich einhändigte."

„Aber Alexander," fiel Marzell ihm ungeduldig ins Wort, „wie kannst du nur so ohne alle Menschenkenntnis, so ganz erbärmlich beobachten? Deine Prügel würden den seiner Breite halber freilich einladenden Rücken eines höchst unschuldigen, harmlosen Briefträgers treffen. Lasest du es denn nicht in dem dümmlich lächelnden Gesicht, sahst du es denn nicht an der ganzen Manier, ja selbst am Gange, daß der junge Mensch nur Überbringer, nicht Briefsteller war? – Man mag es nun anfangen, wie man will, gibt man eigne Worte im eignen Namen ab, so steht der Inhalt leserlich auf dem Gesicht! – Wenigstens ist das Gesicht allemal die kurze Inhaltsanzeige, die den offiziellen Berichten vorgesetzt wird, und die immer sagen muß, worauf es ankommt. Und es müßte dann die heilloseste, auch leicht zu erkennende Ironie sein, wie wollte man sonst der Geliebten in solch gebückter Botenstellung ein Briefchen überreichen, wie der junge Mensch es tat? Es scheint gewiß, daß das Mädchen den heimlich Geliebten, den sie nicht sehen darf oder kann, hier anzutreffen hoffte. Er wurde unabwendbar verhindert, oder auch, wie Alexander meint, irgendeine dumme Liebesfehde hielt ihn zurück. Er schickte den Freund mit dem Briefchen ab. Mag es nun aber sein, was es will, mir hat die Szene das Herz zerschnitten."

„Ach, Freund Marzell," nahm Severin das Wort, „und doch

gibst du diesem tief in die Brust schneidenden Schmerz, wie ihn die Arme litt, solche gemeine Ursache? – Nein! – sie liebt heimlich – vielleicht wider den Willen des Vaters; alle Hoffnung war auf ein Ereignis gestellt, das heute – heute den Ausschlag geben sollte. Es ist fehlgeschlagen! – Alles vorbei – untergegangen der Hoffnungsstern – begraben alles Glück des Lebens! Saht ihr wohl, mit welchem in das Innerste dringenden Blick der hoffnungslosesten Wehmut das Mädchen den unglückseligen Brief, wie Ophelia die Strohblumen, wie Emilia Galotti die Rose, in hundert Stückchen zerpflückte und in die Luft verstreute? – Ach, ich hätte blutige Tränen weinen mögen, als, wie im entsetzlich höhnenden Spott, der Wind die Todesworte in luftigen Wellen fortkräuselte! Ist denn kein Trost auf Erden für das holde, süße Himmelskind?"

„Nun, Severin," rief Alexander, „du bist wieder gut im Zuge. Das Trauerspiel ist fertig! Nein, nein! wir wollen der Holden alle Hoffnungen, alles Lebensglück lassen, und ich glaube, sie zweifelt selbst noch nicht daran, da sie mir jetzt sehr gefaßt zu sein scheint. Seht nur, wie sorglich sie die neuen weißen Handschuhe auf das weiße Tuch bettet, und mit wie vieler Behaglichkeit sie den Kuchen in die Teetasse einstippt – wie sie dem Alten freundlich zunickt, der ihr einigen Rum in die Tasse tröpfelt – der Junge beißt recht bengelhaft in das große Butterbrot hinein! – Pump! da liegt es im Tee, der ihm ins Gesicht sprützt – die Alten lachen – seht, seht, wie sich das Mädchen vor Lachen schüttelt."

„Ach," unterbrach Severin den Beobachter, „ach, das ist ja eben das Entsetzliche, daß die Arme den tiefen zerstörenden Schmerz im Innern mit des Lebens gemeiner Außenseite verhüllen muß. Und dann! – ist es, im Innern verstört, nicht leichter, zu lachen, als gleichgültig zu scheinen?"

„Ich bitte dich, ich bitte dich, Severin, höre auf," sprach Mar-

zell, „denn wir regen unsre Gefühle, lassen wir das Mädchen nicht aus den Augen, nur auf eine uns verderbliche Weise auf.“

[6. Fernerer Verlauf des Tages.]

Alexander stimmte der Äußerung Marzells ganz bei, und nun mühten sich die Freunde, ein heiteres, von Gegenstand auf Gegenstand launicht springendes Gespräch zu beginnen. Dies gelang ihnen auch insofern, als mit vielem Geräusch die unbedeutendsten Dinge aufs Tapet gebracht und unendlich interessant gefunden wurden. Alles, was jeder sprach, hatte aber wirklich solch besondere Farbe, solch besondern Ton, der niemals zur Sache paßte, so daß die Worte nur ganz was anders bedeutende Chiffern schienen.

Sie beschlossen, den herrlichen Tag des Wiedersehens mit einem kalten Punsch zu feiern, und fielen schon bei dem dritten Glase einander weinend in die Arme.

Das Mädchen stand auf, ging an die Barriere des Wassers und schaute hinübergelehnt mit recht wehmütigen Blicken den fliehenden Wolken nach. „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!“ fing Marzell mit süßlich klagender Stimme an. Aber Severin stürzte das Glas hinunter, und, es hart auf den Tisch niederstoßend, erzählte er von einem Schlachtfelde, das er im hellen Mondschein durchwandelt, und wie ihn die bleichen Toten mit lebendig funkelnden Augen angestarrt hätten. „Gott behüte und bewahre,“ schrie Alexander, „was ficht dich an, Bruder!“ –

Das Mädchen setzte sich eben wieder an den Tisch, mit einem Ruck sprangen die drei Freunde auf und hielten eine Art Wettlauf bis an die Barriere; durch einen gewagten Sprung über zwei Stühle kam aber Alexander den Freunden zuvor und lehnte sich richtig gerade an derselben Stelle an, wo das Mädchen gestanden, behauptete auch

diesen Platz hartnäckig, unerachtet Marzell von der einen, Severin von der andern Seite unter dem Vorwande freundschaftlicher Umarmungen ihn wegzuziehen strebten. Severin sprach nun sehr feierlich und mystisch über die Wolken und ihren Zug, erklärte auch lauter, als gerade nötig, die Bilder, die sich formten. Marzell, ohne auf ihn zu hören, verglich Bellevue mit einer römischen Villa und fand, unerachtet er durch die Schweiz und durch Franken zurückgekommen, die öde Gegend mit den gleich Kniegalgen hervorragenden Blitzableitern an den Pulverhäusern*, die er funkelnde Sterne tragende Masten nannte, üppig reich und romantisch. Alexander begnügte sich damit, den schönen Abend und den reizenden Aufenthalt im Weberschen Zelt zu loben.

*

Die Familie schien aufbrechen zu wollen, denn der Alte klopfte die Pfeife aus, die Frauenzimmer packten die Strickzeuge ein, und der Knabe suchte und rief nach seiner Mütze, die ihm endlich der muntere Hauspudel, der so lange damit gespielt, dienstfertig apportierte. Die Freunde wurden kleinlauter, die Familie grüßte freundlich, da fuhren sie, sich schnell und heftiger als nötig bückend, mit den Köpfen zusammen, daß es merklich krachte. Indem sie sich darüber wundern wollten, war die Familie auf und davon.

Nun schlichen sie in mürrischem Schweigen zurück zum kalten Punsch, den sie miserabel fanden. Die bilderreichen Wolken verhauchten im gestaltlosen, dunkeln Nebel, Bellevue wurde wieder Bellevue, jeder Blitzableiter ein Blitzableiter und das Webersche Zelt eine ordinäre Kneipe. Da überdem beinahe kein Mensch mehr da war, eine unangenehme Kühle eintrat und sogar die Pfeifen nicht mehr recht brennen wollten, schlichen die Freunde in einem Gespräch, das

---

* [Pulverfabrik an der Spree, aus acht Häusern bestehend. (Ellinger. Näheres im Ortsregister.)]

wie ein abgebranntes Licht nur hin und wieder einmal noch aufloderte, fort.

Severin trennte sich schon im Tiergarten von ihnen, um seine Wohnung zu suchen*, und Marzell ließ auch, in die Friedrichsstraße einbiegend, den Freund allein nach seinem weit entlegenen Hause zur seligen Tante wandeln.

[Zusatz zum ersten Teil:

Weitere Zusammenkünfte der Freunde und neue Trennung.]

Eben dieser Entlegenheit ihrer Wohnungen halber hatten die Freunde einen öffentlichen Ort in der Stadt gewählt, wo sie sich an bestimmten Tagen und Stunden sehen wollten.

Es geschah auch so; sie kamen aber mehr, um das sich gegebene Wort zu halten, als aus innerm Antriebe. Vergebens blieb alles Mühen, den gemütlichen traulichen Ton, der sonst unter ihnen herrschte, wieder zu finden. Es war, als trage jeder etwas im Innern, das alle Lust, alle Freiheit verstöre, und das er wie ein düsteres verderbliches Geheimnis bewahren müsse.

Nach weniger Zeit war Severin plötzlich aus Berlin verschwunden**.

*

Alexander klagte kurz darauf mit einer Art von Verzweiflung, daß er vergebens um Verlängerung seines Urlaubs gebeten; daß er, ohne mit der Regulierung der Erbschaft zustande gekommen zu sein, fortreisen und seine herrliche bequeme Wohnung verlassen müsse.

„Aber", fragte Marzell, „mich dünkt, du fandest ja deine Woh-

---

* [Vorwand; s. u. S. 163/64.]

** [Er ging wieder zur Armee: s. u. S. 165/66.]

nung so unheimlich, ist es dir nicht lieb, wieder ins Freie zu kommen, und wie ist es mit dem alten Spuk der seligen Tante?"

„Ach", rief Alexander verdrießlich, „die spukt längst nicht mehr*. – Ich kann dich versichern, daß ich mich recht nach häuslicher Ruhe sehne, und wahrscheinlich nehme ich bald meinen Abschied, um der Kunst und Literatur ungestört nachhängen zu können."

Alexander mußte auch in der Tat in wenigen Tagen fort.

*

Bald darauf [Frühjahr 1815] brach der Krieg aufs neue aus, und plötzlich war Marzell, der, statt den frühern Plan zu verfolgen, wieder Kriegsdienste genommen**, auch fort, zur Armee.

So trennten sich die drei Freunde aufs neue, ehe sie sich noch im eigentlichen Sinne des Worts wiedergefunden hatten.

---

* [E. u. E. 167 Z. 12–16 v. u.]

** [„Als ich über den Gendarmesplatz kam, stellte sich gerade ein Trupp Freiwilliger zum Abmarsch: da stand es klar vor meiner Seele, was ich tun müsse," erzählt er 1816: s. u. S. 160 unten]

[Zweiter Teil.

Pfingstmontag 1816 in Webers Zelt.]

*

[1. Das Wiedersehn.]

Zwei Jahre waren vergangen, als gerade am zweiten Pfingstfeiertage Marzell, der abermals den Kriegsdienst verlassen hatte und nach Berlin zurückgekehrt war, im Weberschen Zelt über die Barriere gelehnt, mancherlei Gedanken nachhängend, in die Spree hinabsah.

Es klopfte ihm jemand leise auf die Schulter, und als er um sich blickte, standen Alexander und Severin vor ihm.

„So muß man die Freunde suchen und finden", rief Alexander, indem er Marzell voll inniger Freude umarmte. „Mir," fuhr Alexander fort, „mir nichts weniger träumend, als einen von euch gerade heute wiederzusehen, wandle ich eines Geschäfts halber durch die Linden, dicht vor mir geht eine Gestalt – ich traue meinen Augen nicht – Ja, es ist Severin! – Ich rufe, er dreht sich um, der meinigen gleich ist seine Freude, ich lade ihn ein in meine Wohnung, er schlägt es mir rund ab, weil ihn ein unwiderstehlicher Trieb fortjagt nach dem Weberschen Zelt. Was kann ich anders tun, als mein Geschäft aufgeben und gleich mit ihm gehen. Seine Ahnung hat ihn nicht betrogen, er wußte im Geist, daß du hier sein würdest."

„In der Tat," fiel Severin ein, „es war mir in der Seele ganz

deutlich, daß ich Alexandern sowohl als dich hier treffen müsse, und nicht erwarten konnte ich das freudige Wiedersehen."

Die Freunde umarmten sich aufs neue.

„Findest du nicht, Alexander," sprach Marzell, „daß Severins kränkliche Blässe ganz verschwunden ist? Er sieht wunderbar frisch und gesund aus, und die fatalen finsteren Wolkenschatten liegen gar nicht mehr auf der freien Stirne."

„Dasselbe", erwiderte Severin, „möchte ich von dir behaupten, mein lieber Marzellus. Denn sahst du gleich nicht krank aus, wie ich, der ich es wirklich war an Leib und Gemüt, so beherrschte die eigne Verstimmung im Innern dich doch so ganz und gar, daß sie dein jugendliches munteres Gesicht schier in das eines grämlichen Alten verwandelte. Ich glaube, wir sind beide durchs Fegfeuer gegangen, und am Ende auch wohl Alexander. Hatte der nicht auch zuletzt all seine Heiterkeit verloren und machte solch ein verdammtes Arzneigesicht, auf dem man hätte lesen mögen: ‚Alle Stunde einen Eßlöffel voll?' Mag ihn nun die selige Tante so geängstet oder, wie ich beinahe glaube, etwas anderes geplagt haben, aber so wie wir ist er erstanden."

„Du hast recht," fiel Marzell ein, „aber je mehr ich den Burschen ansehe, desto klarer wird es mir, was Geld und Gut vermag auf dieser Erde. Hat der Mensch jemals solch rote Backen, solch rundliches Kinn gehabt? Glänzt er nicht vor Wohlbehaglichkeit? Sprechen nicht diese süß gezogenen Lippen: ‚Der Roastbeef war delikat und der Burgunder von der feinsten Sorte!'"

Severin lachte.

„Bemerke," fuhr Marzell weiter fort, indem er Alexandern bei beiden Armen erfaßte und sanft herumdrehte, „bemerke gefälligst dies superfeine Tuch des modernen Fracks, diese blendend weiße, sauber gefältelte Wäsche, diese reiche Uhrkette mit siebenhundert goldnen Pet-

schaften! – Nein sage, Junge! wie bist du zu dieser enormen, dir ganz fremden Eleganz gekommen? – Gott weiß, ich glaube gar, der üppige Mensch, von dem wir sonst, wie Falstaff vom Friedensrichter Schaal*, sagten, daß er füglich in eine Aalhaut gepackt werden könne**, fängt an, sich ganz rundlich zu formen! – Sage, was ist mit dir vorgegangen?"

„Ei," erwiderte Alexander, indem eine leise Röte sein Gesicht überflog, „ei, was ist an meiner Gestalt weiter Verwunderliches? Seit einem Jahr habe ich dem königlichen Dienst entsagt und lebe froh und heiter."

„Eigentlich," fing Severin, der nicht viel auf Marzell gehört, sondern nachdenklich gestanden, jetzt wie erwachend an, „eigentlich verließen wir uns recht unfreundlich, gar nicht, wie es alten Freunden ziemt."

„Du vorzüglich," sprach Alexander, „denn du liefst davon, ohne einem Menschen etwas zu sagen."

„Ach," erwiderte Severin, „ich war damals in großer Narrheit befangen, so wie du und Marzell, denn" – er stockte plötzlich, und die Freunde sahen sich mit funkelndem Blick an, wie Leute, die derselbe Gedanke gleich einem elektrischen Schlage durchblitzt.

Sie waren nämlich unter Severins Worten Arm in Arm vorgeschritten und standen gerade an dem Tisch, wo vor zwei Jahren am Pfingstfeiertage das schöne, holde Himmelskind saß, das allen die Köpfe verrückte. „Hier – hier saß sie," sprach es jedem aus den Augen, es war so, als wenn sie an demselben Tisch Platz nehmen wollten; Marzell rückte schon die Stühle ab, doch gingen sie schweigend weiter, und Alexander ließ einen Tisch gerade an die Stelle setzen, wo sie vor zwei Jahren saßen.

---

* [im 2. Teil von ‚König Heinrich IV.' Akt 3, Sz. 2. (Ellinger.)]

** [Vor der Erbschaft lebte er in „drückender Bedürftigkeit": s. o. S. 126 Mitte.]

Schon war der bestellte Kaffee da, und noch sprach keiner ein Wort; Alexander schien der Beklommenste von allen. Der Kellner, Zahlung erwartend, blieb stehen, er blickte bald den einen, bald den andern der stummen Gäste verwundert an, er rieb sich die Hände, er hüstelte, endlich frug er mit gedämpfter Stimme: „Befehlen Sie vielleicht Rum, meine Herrn?"

Da schauten sich die Freunde an und brachen dann plötzlich in ein unmäßiges Gelächter aus.

„Ach du meine Güte, mit denen ist es nicht recht!" rief der Kellner, bestürzt zwei Schritte rückwärts springend.

Alexander beschwichtigte den Erschrockenen durch Zahlung, und nachdem er sich wieder hingesetzt, fing Severin an: „Das, was ich erst weiter ausführen wollte, haben wir alle drei mimisch dargestellt, und der beruhigende Schluß nebst Nutzanwendung lag in unserm recht aus dem Innern herausströmenden Lachen! – Heute vor zwei Jahren fingen wir uns in großer Narrheit, wir schämen uns ihrer und sind davon totaliter geheilt."

„In der Tat," sprach Marzell, „das freilich wunderhübsche Mädchen hatte uns allen die Köpfe sattsam verrückt."

„Wunderhübsch, ja wunderhübsch", lächelte Alexander behaglich. „Aber", fuhr er mit etwas ängstlich beklommenem Ton fort, „du behauptest, Severin, daß wir alle von der Narrheit, das heißt, von dem tollen Verliebtsein in jenes uns unbekannt gebliebene Mädchen geheilt sind; aber ich setze den Fall, daß sie ebenso schön, ebenso anmutig im ganzen Wesen in diesem Augenblick wieder hier erschiene und sich dort an jenen Platz setzte: würden wir nicht aufs neue in die alte Torheit verfallen?"

„Für mich", nahm Severin das Wort, „kann ich wenigstens einstehen, denn ich bin auf eine sehr empfindliche Weise geheilt worden."

„Mir", sprach Marzell, „ist es nicht besser gegangen, denn toller kann niemand in der Welt mystifiziert werden, als ich es wurde bei näherer Bekanntschaft mit der unvergleichlichen Dame."

„Unvergleichliche Dame, nähere Bekanntschaft!" – fiel Alexander ihm heftig ins Wort.

„Nun ja, leugnen mag ich es nicht," fuhr Marzell fort, „daß jenem Abenteuer hier – beinahe mag ich's so nennen – ein kleiner Roman in einem Bande, eine Posse in einem Akt folgte."

„Ist es mir denn besser gegangen?" sprach Severin. „Hatte aber, o Marzellus, dein Roman einen Band, deine Posse einen Akt – so spielte ich nur ein Duodezbändchen, nur eine Szene durch."

Alexander war blutrot im Gesicht geworden, Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne, er holte kurz Atem, wühlte in dem wohlgekräuselten Toupet, kurz aller Merkmale eines auf das heftigste erregten Menschen konnte er, sichtlicher Anstrengung unerachtet, so wenig Herr werden, daß Marzell fragte: „Aber sage mir nur, Bruder, was hast du? was geht in dir vor?"

„Was wird es anders sein," sprach Severin lachend, „als daß er in die Dame, der wir entsagt, noch bis über die Ohren verliebt ist und uns nicht traut oder wohl gar Wunder denkt, wie unsere Romane beschaffen waren, und plötzlich eifersüchtig wird, ohne im mindesten Ursache dazu zu haben; denn wenigstens ich bin garstig gemißhandelt worden."

„Ich auf gewisse Weise ebenfalls," sprach Marzell, „und ich schwöre dir zu, Alexander, daß der Funke, der damals in meine Seele fiel, völlig zum Nie-wieder-aufglimmen verlöscht ist, du kannst also getrost die Dame lieben, soviel du willst."

„Meinetwegen auch," setzte Severin hinzu.

Alexander, völlig aufgeheitert, lachte nun sehr, indem er sprach: „In gewisser Art habt ihr mich richtig beurteilt, aber dann seid ihr

auch wieder auf ganz falschem Wege. Hört also: Leugnen mag ich es gar nicht, daß, gedenkend des verhängnisvollen Nachmittags, jenes holde Mädchen in all ihrem wunderbaren Liebreiz mir so lebendig vor Augen stand, daß ich ihre anmutige Stimme zu hören, ihre weiße, zarte, nach mir ausgestreckte Hand erfassen zu können glaubte. Da war es, als könne ich nur sie mit der ganzen Gewalt der höchsten, im Innern brennenden Leidenschaft lieben, als könne ich nur in ihrem Besitz glücklich sein – und das wäre denn doch ein großes Unglück."

„Wieso? – warum?" riefen Marzell und Severin heftig.

„Weil," erwiderte Alexander gelassen, „weil ich seit einem Jahre* verheiratet bin!" –

„Du? verheiratet? seit einem Jahre?" – so schrieen die Freunde, indem sie die Hände zusammenschlugen und dann hell auflachten. „Wer ist deine teure Ehehälfte? – ist sie schön? – reich? – arm? – jung? – alt? – wie – wo – wann – was –"

„Ich bitt' euch," fuhr Alexander kleinlaut fort, indem er, die linke Hand auf den Tisch gestützt, mit der rechten, an deren kleinem Finger nebst einem Chrysopras der Trauring blitzte, den Löffel ergriff und den Kaffee, tief in die Tasse guckend, umrührte, „ich bitt' euch, verschont mich mit allen Fragen, und wollt ihr mir obendrein einen recht herzlichen Gefallen erzeigen, so erzählt mir hübsch, was euch nach jenem Abenteuer mit der Dame geschah."

„Ei, ei, Bruder," sprach Marzell, „mir scheint, als ob du übel angekommen seist. Sollte der Teufel dich geplagt haben, gar Falters goldgelbes Alräunchen –"

„Hast du mich lieb," fiel ihm Alexander ins Wort, „so quäle mich nicht mit Fragen, sondern erzähle mir deinen Roman."

„Da haben wir den Spuk," rief Severin ganz verdrießlich, „zu

---

* [seit dem 3. Mai 1815: s. u. S. 172 Mitte.]

seinen Tellern und Schüsseln, Kesseln und Kasserollen hat er eine Frau, gleichviel welche, stellen zu müssen geglaubt, blindlings zugegriffen, und nun sitzt er da, Reue und verbotene Liebe im Herzen – wozu nun freilich sein glaues Aussehen nicht recht passen will. Was sagt denn die selige Tante mit ihren Magentropfen dazu?"

„Die ist sehr zufrieden mit mir," sprach Alexander sehr ernsthaft; „aber", fuhr er fort, „wollt ihr mir die Stunde des Wiedersehens nicht auf immer verbittern, wollt ihr mich nicht mit Gewalt von euch forttreiben, so hört auf mit Fragen und erzählt."

Alexanders Betragen kam den Freunden gar wunderlich vor, doch merkten sie wohl, daß sie den tief Verwundeten nicht mehr reizen dürften. Marzell fing daher den gewünschten Roman ohne weiteres in folgender Art an:

[2. Marzells Bericht über seine Erlebnisse mit Pauline und über Nettelmanns Versorgung.]

„Es steht fest, daß heute vor zwei Jahren ein hübsches Mädchen auf den ersten Blick uns allen dreien die Köpfe verrückte, daß wir uns wie junge verliebte Hasenfüße betrugen und den Wahnsinn, der uns befangen, nicht loswerden konnten. Nacht und Tag, wo ich ging und stand, verfolgte mich des Mädchens Gestalt, sie schritt mit mir zum Kriegsminister, sie trat mir aus dem Schreibpult des Präsidenten entgegen und verwirrte durch ihren holden Liebesblick meine wohlstudierten Reden, so daß man mitleidig frug, ob ich noch an meiner Kopfwunde litte. Sie wiederzusehn, war all mein Ziel und rastloses Streben. Ich lief wie ein Briefträger von Morgen bis Abend durch die Straßen, schaute nach allen Fenstern hübscher Leute, aber umsonst – umsonst. – Jeden Nachmittag war ich im Tiergarten, hier im Weberschen Zelt."

„Ich auch! ich auch!" – riefen Severin und Alexander.

„Ich habe euch wohl gesehen, aber sorglich vermieden", sprach Marzell.

„Geradeso haben wir es auch gemacht," riefen die Freunde und alle drei zusammen im Tutti: „o wir Esel!"

„Alles, alles war vergebens," fuhr Marzell fort, „aber ich hatte keine Rast, keine Ruhe. Gerade die Überzeugung, daß die Unbekannte schon liebe, daß ich in hoffnungslosem Schmerz vergehen werde, wenn ich ihr näher gekommen, mein Unglück recht mit leiblichen Augen schauen würde, nämlich ihren trostlosen Jammer um den Verlornen, ihre Sehnsucht, ihre Treue, gerade das fachte das Feuer in mir erst recht an. Severins tragische Deutung jenes Moments hier im Tiergarten kam mir in den Sinn, und indem ich alles nur mögliche Liebesunglück auf das Mädchen häufte, war ich selbst immer der noch Unglücklichere. In den schlaflosen Nächten, ja selbst auf einsamen Spaziergängen spann ich die seltsamsten, verwickeltsten Romane aus, in der natürlicherweise die Unbekannte, der Geliebte und ich die Hauptrollen spielten. Welche Szenen waren zu abenteuerlich, um sie nicht in meinen Roman zu bringen? – Ich gefiel mir erstaunlich als Heros in resignierter Liebesnot! – Wie gesagt, ich durchstrich unsinnigerweise ganz Berlin, um sie, die meine Gedanken, mein ganzes Ich beherrschte, wiederzufinden."

„So bin ich auch eines Vormittags, es mochte schon zwölf Uhr sein, in die Neue Grünstraße geraten, die ich in mich vertieft durchwandle, da tritt mir ein junger, sauber gekleideter Mann in den Weg und frägt mich, höflich den Hut rückend, ob ich nicht wisse, wo hier der Geheime Rat Asling wohne. Ich verneine es, doch der Name Asling fällt mir auf. Asling – Asling! Da fällt es mir mit einem Mal schwer aufs Herz, daß ich, ganz befangen von meiner romanesken Liebe, eines Briefs an den Geheimen Rat Asling ganz ver-

gessen habe, den mir sein im Hospital zu Deutz wundliegender Neffe mitgab, mich aufs dringendste bittend, ihn selbst abzugeben. Ich beschließe, den unverzeihlich verschobenen Auftrag zur Stelle auszurichten, sehe, daß der junge Mann, von einem Diener aus dem nahen Laden zurechtgewiesen, in das ansehnliche Haus dicht vor mir hineingeht, und folge ihm.

„Der Bediente führt mich ins Vorzimmer und bittet mich, einen Augenblick zu warten, da der Herr Geheime Rat soeben mit einem fremden Herrn spreche. Er läßt mich allein, ich betrachte gedankenlos die großen Kupferstiche an den Wänden, da öffnet sich die Tür hinter mir, ich drehe mich um und erblicke – sie! – sie selbst, das holde Himmelskind aus dem Tiergarten. Ich mag euch nun gar nicht beschreiben, wie mir zumute wurde; aber so viel ist gewiß, daß das Blut mir in den Adern stockte, daß mir aller Lebensatem verging, daß ich keines Wortes mächtig war, daß ich glaubte, nun werde ich gleich leblos der Holden zu Füßen sinken."

„Ei, ei," rief Alexander etwas betreten, „da warst du ja wohl in der Tat gar arg verliebt, Bruder!"

„Wenigstens", fuhr Marzell fort, „konnte in diesem Augenblick das Gefühl der wahnsinnigsten Liebe nicht heftiger wirken. Meine Erstarrung muß deutlich auf meinem Gesicht, in meiner ganzen Stellung kennbar gewesen sein, denn Pauline schaute mich betroffen an, und da ich nun keine Silbe hervorbrachte und sie mein Betragen für Dummheit oder Tölpelei halten mußte, frug sie endlich, indem ein leises ironisches Lächeln ihr Gesicht überflog: ‚Sie warten gewiß auf meinen Vater?' Mit der tiefen Scham, die ich nun über mich selbst empfand, kam mir volles Bewußtsein wieder. Ich raffte mich mit aller Kraft zusammen, mit höflicher Verbeugung nannte ich meinen Namen und erwähnte des Auftrags, den ich an den Geheimen Rat auszurichten hatte.

„Da rief Pauline laut und freudig: ‚O, mein Gott – mein Gott, Nachrichten vom Vetter! – Sie waren bei ihm, Sie sprachen ihn? – Ich traue seinen Briefen nicht, immer schreibt er von völliger Herstellung! – sagen Sie nur gleich das Schmerzhafteste heraus! Nicht wahr, er bleibt verkrüppelt, der Arme?‘ Ich versicherte dagegen, wie ich es mit Recht tun konnte, daß die Schußwunde, da beinahe die Kniescheibe zerschmettert, allerdings gefährlich gewesen sei und man mit Amputation gedroht habe; alle Gefahr sei indessen nicht allein vorüber, sondern auch Hoffnung da, daß der junge, vollkräftige Mann in einiger Zeit die Krücke würde wegwerfen können, die er jetzt wohl mehrere Monate hindurch werde brauchen müssen. An Paulinens Anblick, an den Zauber ihrer Nähe gewöhnt, durch das Erzählen jener Tatsachen ermutigt, gelang es mir, dem Bericht von dem Zustande des wunden Neffen die Erzählung des Gefechts, das ich, mit ihm in einem Bataillon dienend, bestand und in welchem er die Wunde erhielt, zuzufügen. Ihr wißt es wohl, daß in solcher Exaltation man der lebensvollsten, farbenreichsten Darstellung mächtig ist, ja wohl selbst mehr als nötig in jenen emphatischen Stil gerät, der seine volle Wirkung auf junge Mädchen niemals verfehlt. Ebenso werdet ihr wohl glauben, daß ich nicht gerade von der Stellung der Truppen, von dem kunstreichen Plan des Manövers, von maskierten Angriffen, versteckten Hinterhalten von Batterien, vom Debouchieren und Entwickeln der Kavalleriemassen usw. sprach, sondern vielmehr all die kleinen, Herz und Gemüt ergreifenden Einzelheiten, die im Felde so häufig sich darbieten, heraushob. Gestehen muß ich, daß manches Ereignis, das ich kaum beachtet, sich jetzt in der Erzählung als höchst wunderbar und rührend gestaltete, und so geschah es, daß Pauline bald vor Schauer und Schreck verblaßte, bald mild und fromm durch die Tränen, die ihr in den Augen standen, lächelte.

„‚Ach,‘ sprach sie endlich, als ich einen Augenblick schwieg, ‚Sie

standen so regungslos, so in Gedanken vertieft da, als ich eintrat, gewiß weckte jenes Schlachtstück dort irgendeine sehr schmerzhafte Erinnerung!' – Wie ein glühender Pfeil durchfuhr es mein Inneres, ich muß blutrot geworden sein bei diesen Worten Paulinens. ‚Ich gedachte,' sprach ich mit einem wahrscheinlich recht kläglichen Seufzer ‚ich gedachte eines Augenblicks, der der seligste meines Lebens war, unerachtet ich auf den Tod verwundet wurde.' ‚Aber doch wieder ganz geheilt,' frug Pauline mit inniger Teilnahme; ‚gewiß traf Sie eine böse Kugel im Augenblick, als der glorreichste Sieg entschieden?' Mir wurde etwas albern zumute, doch unterdrückte ich dies Gefühl, und ohne aufzublicken, sondern zur Erde schauend wie ein gescholtener Bube, sprach ich sehr leise und dumpf: ‚Ich hatte schon das Glück, Sie zu sehen, mein Fräulein!' Nun ging das Gespräch auf erbauliche Weise weiter, indem Pauline anfing: ‚Ich wüßte doch in der Tat nicht' – ‚Nur wenige Tage sind es her: der herrlichste Frühlingshauch ging über die Erde hin und erquickte Geist und Gemüt, ich feierte mit zwei meiner mir im Innersten verwandten Freunde das Fest des Wiedersehens nach langer Trennung!' – ‚Das muß recht hübsch gewesen sein!' – ‚Ich sah Sie, mein Fräulein!' – ‚In der Tat? Ach! das war gewiß im Tiergarten!' – ‚Am zweiten Pfingstfeiertage im Weberschen Zelt!' – ‚Ja, ja, ganz recht, ich war da mit Vater und Mutter! Es gab viel Leute, ich amüsierte mich recht gut, aber Sie habe ich gar nicht gesehn!' –

„Die vorige Albernheit kam wieder mit aller Stärke, ihr gemäß war ich im Begriff, etwas sehr Abgeschmacktes zu sagen, als der Geheime Rat hereintrat, dem Pauline in voller Freude gleich verkündete, daß ich Briefe vom Vetter brächte. Der Alte schrie jubelnd auf: ‚Was? – Briefe von Leopold? – lebt er? – wie geht's mit der Wunde? – wann kann er reisen?' – Und damit packte er mich bei der Rockklappe und zog mich in sein Zimmer. Pauline folgte, er rief nach Frühstück,

er hörte nicht auf mit Fragen. Kurz! zwei volle Stunden mußte ich bleiben, und als ich endlich – in steigender Beklommenheit, da Pauline sich dicht neben mir gesetzt und mir fortwährend mit kindlicher Unbefangenheit in die Augen schaute – mich losriß, lud mich der Alte mit herzlicher Umarmung ein, nur so oft hinzukommen – vorzüglich zur Teestunde – als ich wollte.

„Nun war ich also, wie es oft in der Feldschlacht zu ergehen pflegt, unversehens mitten im Feuer. Wollt' ich euch nun meine Qualen schildern, wie ich oft, von unwiderstehlichem Zauber befangen, nach dem Hause, das mir so verderblich schien, hineilte, wie ich die Klinke, die ich schon in der Hand hatte, wieder fahren ließ und nach Hause lief, wieder zurückkehrte, das Haus umkreiste und dann in einer Art von Verzweiflung hineinstürzte, dem Sommervogel gleich, der nicht lassen kann von der Lichtflamme, die ihm zuletzt den freiwilligen Tod gibt – wahrhaftig, ihr würdet lachen, da ihr wohl das Geständnis erwartet, daß ich mich damals auf die ärgste Weise selbst mystifizierte. Beinahe jeden Abend, wenn ich den Geheimen Rat besuchte, fand ich mehrere Gesellschaft da, und ich muß gestehen, daß ich mich nirgends behaglicher gefühlt als dort, unerachtet ich, mein eigner Dämon, mir geistige Rippenstöße gab und in die Ohren schrie: ‚Du liebst ja unglücklich, du bist ja ein verlorner Mensch!' – Jedesmal kam ich verliebter und unglücklicher nach Hause. Aus Paulinens frohem unbefangenen Betragen merkt' ich bald, daß von einem Liebesunglück nicht die Rede sein könne, und manche Anspielungen der Gäste deuteten offenbar dahin, daß sie versprochen sei und bald heiraten werde.

„Überhaupt herrschte in des Geheimen Rats Zirkel eine gar herrliche gemütliche Lustigkeit, die er selbst, ein lebenskräftiger jovialer Mann, auf die ungezwungenste Weise zu entzünden wußte. Oft schienen größer angelegte Späße Stoff zum Lachen zu geben, die nur, da sie, vielleicht auf Persönlichkeiten sich beziehend, mich als Fremden nicht

ansprechen konnten, verschwiegen wurden. So erinnere ich mich, daß ich einst, als ich nach langem Kampfe sehr spät abends eintrat, den Alten und Paulinen, von jungen Mädchen umgeben, in der Ecke stehend erblickte. Der Alte las etwas vor, und ein schallendes Gelächter folgte, als er geendet. Zu meiner Verwunderung hatte er eine große weiße, mit einem ungeheuren Nelkenstrauß geschmückte Schlafmütze in der Hand, die setzte er, nachdem er noch einige Worte gesprochen, auf und nickte seltsam mit dem Kopfe hin und her, worauf alle aufs neue in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen."

„Teufel – Teufel!" rief hier Severin, indem er sich heftig vor die Stirne schlug.

„Was hast du? – was hast du, Herr Bruder?" riefen die Freunde besorgt.

„Nichts, nichts – nicht das mindeste, fahr nur fort, lieber Bruder! – nachher, nachher! – jetzt nur weiter." Dies erwiderte Severin, nicht ohne bitter in sich hinein zu lachen.

Marzell erzählte weiter: „Sei es nun, daß die Kameradschaft mit dem Neffen oder daß die aus meiner beständigen Exaltation sich erzeugende besondere Art meines ganzen Wesens meiner Unterhaltung, mir selbst ein besonderes Interesse gab, kurz, der Alte gewann mich in kurzer Zeit sehr lieb; vorzüglich müßte ich aber ganz verblendet gewesen sein, hätte ich nicht merken sollen, daß Pauline mich vor allen andern jungen Männern, die sie umgaben, ganz besonders auszeichnete."

„Wirklich, wirklich?" frug Alexander mit betrübtem Ton.

„In der Tat war es so," fuhr Marzell fort, „und ihr mußte ich ja schon deshalb näher getreten sein, weil sie, wie jedes nur irgend sinnige Mädchen, mit einem feinen Takt aus allem, was ich sprach, was ich tat, den vollstimmigen Hymnus ihres wunderbaren Liebreizes heraushören, die tiefste Adoration ihres ganzen, mit glühender Liebe

erfaßten Wesens herausfühlen mußte. – Unbeachtet ließ sie oft ihre Hand minutenlang in der meinigen ruhen, sie erwiderte ihren leisen Druck, ja, als einmal in fröhlichem Übermute nach den Tönen eines alten Flügels sich die Mädchen zu drehen anfingen, flog sie in meinen Arm, und ich fühlte ihren Busen glutvoll beben und ihren süßen Liebeshauch an meinen Wangen. – Ich war außer mir! – Feuer brannte auf meinen Lippen – ich hatte sie geküßt –"

„Donnerwetter!" schrie hier Alexander, wie besessen aufspringend und sich mit beiden Fäusten in die Haare fahrend.

„Schäme dich, schäme dich, Ehemann," sprach Severin, indem er ihn auf den Stuhl niederdrückte, „du bist, hol' mich der Teufel, noch in Paulinen verliebt, schäme dich, schäme dich, Ehemann – armer, ins Joch gebeugter Ehemann."

„So fahre nur fort," sprach Alexander wie trostlos, „es werden noch schöne Dinge kommen, merk' ich schon."

„Ihr könnt euch nach diesem allen", sprach Marzell weiter, „meine Stimmung wohl denken. Ich wurde, so glaubt' ich, von tausend Qualen zerrissen, ich steigerte mich herauf zum höchsten Heroismus, ich wollte mit einem Zuge den vollen verderblichen Giftbecher leeren und dann fern von der Geliebten mein Leben aushauchen. Das heißt mit andern Worten, ich wollte ihr meine Liebe gestehen und dann sie meiden – wenigstens bis zum Hochzeitstage, da konnt' ich denn, wie es geschrieben steht in vielen Büchern, halb versteckt hinter einem Kirchenpfeiler die Trauung mit ansehen und nach dem unglücklichen Ja! mit vielem Geräusch der Länge lang ohnmächtig zu Boden sinken, von mitleidigen Bürgersleuten herausgetragen werden usw.

„Von diesen Ideen ganz erfüllt, ganz wahnsinnig lief ich eines Tages früher als gewöhnlich zum Geheimen Rat. – Ich treffe Paulinen allein im Zimmer – noch ehe sie recht erschrecken kann über mein verstörtes Wesen, stürze ich ihr zu Füßen, ergreife ihre Hände, drücke

sie an meine Brust – gestehe ihr, daß ich sie bis zur hellen Raserei liebe, und nenne mich, indem ich einen Strom von Tränen vergieße, den unglücklichsten, dem bittersten Tode geweihten Menschen, da sie nicht mein werden könne, da sie Herz und Hand dem glücklichen Nebenbuhler früher geschenkt. – Pauline ließ mich austoben, hob mich dann auf, nötigte mich mit holdem Lächeln neben sich aufs Sofa und frug mit rührend sanfter Stimme: ‚Was ficht Sie an? lieber – lieber Marzell! beruhigen Sie sich doch nur, Sie sind in einer Stimmung, die mich ängstet!‘ – Ich wiederholte, wiewohl besonnener, alles, was ich gesagt, da sprach Pauline: ‚Aber wie kommt es Ihnen denn in den Sinn, daß ich schon liebe, ja daß ich schon versprochene Braut sein soll? – Es ist nicht das mindeste davon wahr, ich kann es versichern.‘ Als ich dagegen behauptete, daß ich schon seit dem ersten Augenblick, als ich sie sah, auf das klarste überzeugt worden sei, daß sie liebe, und sie immer mehr in mich drang, doch mich nur deutlicher zu erklären, so erzählte ich ihr ganz treuherzig unsere ganze famöse Geschichte vom Pfingstfeiertage im Weberschen Zelt. Kaum habe ich geendet, da springt Pauline auf und hüpft mit lautem Gelächter in der Stube umher und ruft: ‚Nein, das ist zu arg! – nein, solche Träume – solche Einbildungen – nein, das ist zu arg!‘ – Ich bleibe ganz verdutzt sitzen. Pauline kehrt zu mir zurück, faßt meine beiden Hände und schüttelt sie, wie wenn man jemanden aus tiefem Traum wecken will. ‚Nun horchen Sie wohl auf,‘ fängt sie, kaum vermögend das Lachen zu unterdrücken, an, ‚der junge Mensch, den Sie für den Liebesboten hielten, war ein Diener aus dem Bramigkschen Laden, das Billettchen, das er mir brachte, von Herrn Bramigk selbst. Er, der gefälligste, artigste Mann von der Welt, hatte mir versprochen, ein allerliebstes Pariser Hütchen, dessen Modell ich gesehen, zu verschreiben und mir Nachricht zu geben, wenn es angekommen. Ich wollt' es gerade den andern Tag, als Sie mich bei Weber sahen, zu einem Singetee –

Sie wissen, daß hier so eine Abendgesellschaft heißt, bei der man Tee trinkt, um zu singen, und singt, um Tee zu trinken, – also da wollt' ich ihn aufsetzen. Der Hut war wirklich angekommen, aber durch die Schuld des Versenders so übel zugerichtet, daß er ohne gänzliches Umarbeiten nicht getragen werden konnte. Das war die fatale Nachricht, die mir Tränen ausspreßte. Ich mocht's dem Vater gar nicht merken lassen, aber er wußte den Grund meines tiefen Kummers bald auszuforschen und lachte mich derb aus. Daß ich die Gewohnheit habe, in derlei Fällen mein Tuch an die Backe zu bringen, bemerkten Sie längst.' – Pauline lachte aufs neue, aber mir fröstelte es eiskalt durch Mark und Glieder, ein Glutstrom folgte, und es war, als riefe es im Innern: ‚Alberne, törichte, widrige Putznärrin!'"

„Hoho, das ist zu grob und unwahr!" unterbrach Alexander den Erzähler ganz erzürnt. „Doch nur weiter!" setzte er gelassener hinzu.

„Nicht beschreiben," fuhr Marzell fort, „nicht beschreiben kann ich euch mein Gefühl. Ich war aus dem Traum erwacht, in dem mich ein böser Geist geneckt, ich wußte es, daß niemals ich Paulinen liebte, und daß nur eine unbeschreibliche narrenhafte Täuschung der Spuk war, der mich so toll umhergetrieben. Kaum vermochte ich ein Wort zu sprechen, vor innerm Verdruß zitterte ich am ganzen Leibe, und als Pauline erschrocken frug, was mir wäre, schützte ich eine plötzliche Kränklichkeit vor, die ich nicht zum Ausbruch kommen lassen dürfte, und rannte wie ein gehetztes Wild von dannen.

„Als ich über den Gensd'armesplatz kam, stellte sich gerade ein Trupp Freiwilliger zum Abmarsch; da stand es klar vor meiner Seele, was ich tun müsse, mich selbst zu beschwichtigen und die ärgerliche Geschichte zu vergessen. Statt nach Hause zu gehen, lief ich augenblicklich zu der Behörde, die meine Wiedereinstellung bewirkte.

„In zwei Stunden war alles abgemacht, nun lief ich nach Hause, zog meine Uniform an, packte meinen Tornister, nahm mein Seiten-

gewehr und meine Büchse und ging zur Wirtin, um ihr meinen Koffer in Verwahrung zu geben.

„Indem ich mit ihr sprach, ließ sich ein Gespräch auf der Treppe hören. ‚Ach, jetzt werden sie ihn bringen', sprach die Wirtin und öffnete die Türe. Da sah ich zwischen zwei Männern den wahnsinnigen Nettelmann herabkommen. Er hatte eine hohe Krone von Goldpapier aufgesetzt und trug ein langes Lineal, auf das er einen vergoldeten Apfel gespießt, als Zepter in der Hand. ‚Er ist nun wieder König von Amboina geworden,' flüsterte die Wirtin, ‚und machte in der letzten Zeit solche tolle Streiche, daß ihn der Bruder nach der Charité bringen lassen muß.' Im Vorübergehen erkannte mich Nettelmann, lächelte mit gnädigem Stolz auf mich herab und sprach: ‚Jetzt, nachdem die Bulgaren durch meinen Feldherrn, den vormaligen Hauptmann Tellheim, geschlagen, kehre ich zurück in meine beruhigten Staaten.' Ohne daß ich Miene machte zu sprechen, setzte er, mit der Hand abwehrend, hinzu: ‚Schon gut – schon gut – ich weiß, was Er sagen will, mein Lieber! – Nichts weiter, ich war mit Ihm zufrieden, ich habe es gern getan! – Nehm' Er die Wenigkeit als ein Zeichen meiner Gnade und Affektion!' – Mit diesen Worten drückte er mir ein paar Gewürznelken, die er aus der Westentasche hervorgesucht, in die Hand. Nun hoben ihn die Männer in den Wagen, der unterdessen vorgefahren. Als er fortrollte, traten mir die Tränen in die Augen.

„‚Kommen Sie gesund, freudig und siegreich in unsere Stadt zurück', rief die Wirtin, mir treuherzig die Hand schüttelnd.

„Mit mannigfachen schmerzlichen Gefühlen in der aufgeregten Brust rannte ich fort in die Nacht hinein und erreichte in weniger Zeit den Trupp der lustige Kriegslieder singenden Kameraden."

*

„Also bist du überzeugt, Bruder," frug Alexander, „daß deine Liebe zu Paulinen nur Selbsttäuschung war?"

„Wie von meinem Leben," erwiderte Marzell, und wenn du nur ein bißchen Menschenkenntnis zu Rate ziehst, wirst du auch finden, daß die plötzliche Sinnesänderung, als ich erfuhr, daß ich keinen Nebenbuhler hatte, sonst nicht möglich war. – Übrigens liebe ich jetzt ernstlich, und unerachtet ich über deinen Ehestand so gelacht, Alexander, weil du mir, nimm's nicht übel, als pater familias gar zu schnakisch vorkommst, so hoffe ich doch bald in einer schönern Gegend als die unsrige ein holdes Mädchen als Braut heimführen zu können."

„In der Tat?" rief Alexander ganz erfreut, „in der Tat? O du lieber scharmanter Bruder!"

Er umarmte den Marzell mit Heftigkeit.

„Nun seht doch," sprach Severin, „wie er sich freut, daß ein anderer ihm seine tollen Streiche nachmacht. Nein, was mich betrifft, so umfängt mich der Gedanke an den Ehestand mit unheimlichem Grauen."

[3. Severins Bericht über sein Erlebnis mit Pauline.]

„Doch nun [fuhr Severin fort] will ich euch meine Geschichte mit Fräulein Paulinen auftischen zu eurer Ergötzlichkeit."

„Was hast du denn mit Paulinen vorgehabt?" fragte Alexander verdrießlich.

„Nicht viel," erwiderte Severin, „gegen Marzells ausführliche, mit psychologischer Ein- und Ansicht vorgetragene Geschichte ist die meinige nur ein dürftiger magerer Schwank.

„Ihr wißt, daß ich mich vor zwei Jahren in einer ganz besonderen

Stimmung befand. Wohl mochte es meine physische Kränklichkeit sein, die mich ganz und gar zum empfindelnden Geisterseher umschuf. Ich schwamm in einem bodenlosen Meer von Ahnungen und Träumen. Ich glaubte, wie ein persischer Magier, den Gesang der Vögel zu verstehen, ich hörte in dem Rauschen des Waldes bald tröstende, bald warnende Stimmen, ich sah mich selbst in den Wolken wandeln. So geschah es, daß ich einst in einer abgelegenen wilden Partie des Tiergartens, auf einer Moosbank sitzend, in einen Zustand geriet, den ich nur dem wunderbaren Delirieren, das dem Einschlafen vorherzugehen pflegt, vergleichen kann. Mir war es, als würde ich plötzlich von süßem Rosenduft umwallt, indessen erkannte ich bald, daß der Rosenduft ein holdes Wesen sei, das ich schon längst bewußtlos mit glühender inbrünstiger Liebe umfangen. Ich wollte sie mit leiblichen Augen erschauen, aber da legte es sich wie eine große dunkelrote Nelke über meine Stirn, und ihr Duft, wie mit brennenden Strahlen den Hauch der Rose wegsengend, betäubte meine Sinne, so daß ein bitter schmerzliches Gefühl mich durchdrang, welches laut werden wollte in tief klagenden Akzenten. Wie wenn der Abendwind mit leisem Fittich die Äolsharfe anschlägt und den Zauber löst, von dem bestrickt ihre Töne im Innern schliefen, so klang es durch den Wald, aber nicht meine Klage war das, sondern die Stimme jenes Wesens, das, wie ich, von der Nelke zum Sterben berührt worden. –

„Erlaßt es mir, mein Traumgesicht zum indischen Mythos zu formen und zu ründen, genug, Ros' und Nelke wurden mir Leben und Tod, und all meine Tollheit, die ich heut vor zwei Jahren ausließ, kam hauptsächlich davon her, daß ich in dem Himmelskinde, das dort drüben saß und das sich leiblicherweise jetzt als Fräulein Pauline Asling gestaltet hat, das ätherischem Rosenduft entkeimte Wesen zu erkennen glaubte, dessen Liebesglut sich mir erschlossen. Ihr erinnert euch, daß ich gleich im Tiergarten euch verließ, um nach meiner

Wohnung zu eilen, aber eine ganz deutliche bestimmte Ahnung sagte mir, daß, wenn ich mit Anstrengung fort- und hineinliefe durch das Leipziger Tor und dann nach den Linden, ich die sehr langsam davonschreitende Familie am Ausgang derselben oder in der Nähe des Schlosses antreffen würde. Nun rannte ich fort; und zwar nicht da, wo ich glaubte, wohl aber in der Breiten Straße, in die ich unwillkürlich hineingefahren, sah ich die Familie, sah ich das wunderbare Bild vor mir herwandeln. Ich folgte von weitem und erfuhr auf diese Weise noch denselben Abend die Wohnung der Geliebten. Ihr werdet wahrscheinlich sehr lachen, daß ich in der Grünstraße – ich sage: in der Grünstraße! – einen geheimnisvollen Nelken- und Rosenduft zu verspüren glaubte. – Ja! so weit ging mein Wahnsinn!

„Übrigens gebärdete ich mich jetzt ganz wie ein verliebter Knabe, der wider die Forstordnung die schönsten Bäume mit dem Einschneiden verschlungener Namenzüge ruiniert, ein verdorrtes Blumenblatt, das der Geliebten entfiel, in sieben Papiere gewickelt, auf dem Herzen trägt usw. Das heißt, ich fing, wie es jener allemal tut, damit an, des Tages zwölf-, funfzehn-, zwanzigmal vorbeizulaufen und, stand sie am Fenster, ohne zu grüßen, mit Blicken hinaufzustarren, die seltsam genug gewesen sein müssen."

„Sie bemerkte mich, und der Himmel mag wissen, wie ich dazu kam, mir einzubilden, daß sie mich verstehe, ja daß sie sich ihres psychischen Einwirkens auf mich in jener Blumenvision bewußt sei und nun in mir den erkenne, über den die feindselige Nelke dunkle Schleier warf, als er sie, die ihm tief im Innern als Liebesstern aufgegangen, voll inbrünstiger Sehnsucht erfassen wollte."

„Selbigen Tages setzte ich mich hin und schrieb an sie. Ich erzählte ihr meine Vision, wie ich sie dann im Weberschen Zelt gesehen und als das Traumbild erkannt habe, wie ich wisse, daß sie schon zu lieben vermeine, daß aber in dieser Hinsicht irgend etwas Bedroh-

liches in ihr Leben getreten sei. Es könne, sagte ich ferner, kein Wahn sein, daß auch sie in gleichem Traumesahnen unsere psychische Verwandtschaft, unsere Liebe erkannt, doch vielleicht habe ihr nun erst meine Vision deutlich erschlossen, was tief in ihrem eignen Innern geruht. Aber damit das froh und freudig ins Leben trete, damit ich mit freier Brust mich ihr nahen könne, flehe ich sie an, künftigen Tages in der zwölften Stunde am Fenster zu erscheinen und als deutliches Wahrzeichen unsers Liebesglücks frisch blühende Rosen an der Brust zu tragen. Sei sie aber in feindlicher Täuschung von einem andern Wesen unwiderstehlich verlockt, wäre mein Sehnen hoffnungslos, verwerfe sie mich ganz und gar, so solle sie zur selbigen Stunde statt der Rosen Nelken an die Brust stecken. – Der Brief mag ein tolles, unsinniges Stück Arbeit gewesen sein, das kann ich mir jetzt wohl denken. Ich schickte ihn mit solch sicherer Botschaft ab, daß ich überzeugt sein konnte, er werde in die rechten Hände gelangen.

„Voll innerer Angst und Beklemmung gehe ich den andern Tag nach der Grünstraße – ich nähere mich dem Hause des Geheimen Rats – ich sehe eine weiße Gestalt am Fenster – das Herz schlägt mir, als wolle es die Brust zersprengen – ich stehe dicht vor dem Hause – da öffnet der Alte – er war die weiße Gestalt – das Fenster – er hat eine hohe, weiße Nachtmütze auf, einen ungeheuren Nelkenstrauß daran befestigt – er nickt sehr freundlich heraus, so daß die Blumen seltsam schwanken und zittern – er wirft mir mit süßlich lächelnder Miene Kußhändchen zu. – In dem Augenblick werde ich auch Paulinen gewahr, wie sie verstohlen hinter der Gardine hervorsieht. – Sie lacht – sie lacht! – wie verzaubert war ich regungslos stehengeblieben, aber nun rannte ich fort – fort wie toll! –

„Nun! ihr könnt denken (zweifelt ihr wohl daran?), daß ich durch diesen hämischen Spott gänzlich geheilt war? – Doch die Scham ließ mich nicht rasten. Wie Marzell es später tat, ging ich schon da-

mals zur Armee, und nur ein böses Verhängnis hat es gewollt, daß wir niemals zusammentrafen."

*

Alexander lachte unmäßig über den humoristischen Alten.

„Also diese Geschichte war es," sprach Marzell, „welche der Geheime Rat damals vortrug, und wahrscheinlich war das, was er vorlas, dein exzentrischer Brief."

„Daran ist gar nicht zu zweifeln," erwiderte Severin; „und unerachtet ich jetzt das Lächerliche meines Beginnens sehr wohl einsehe, unerachtet ich dem Alten recht gebe und ihm für die angewandte schneidende Arznei danken muß, so erfüllt mich mein Abenteuer doch noch immer mit tiefem Verdruß, und ich mag bis jetzt deshalb keine Nelken leiden."

„Nun," sprach Marzell, „wir haben beide hinlänglich für unsere Torheit gebüßt. Alexander, der, wie es scheint, nun erst, da wir's überstanden, in Paulinen verliebt ist, war der Vernünftigste von uns allen, und daher blieb er frei von weiterer Narrheit und hat nichts davon aufzutischen."

„Dafür", rief Severin, „kann er uns erzählen, wie er zur Frau kam."

[4. Alexanders Bericht über seine Heirat und die Erlösung der Tante.]

„Ach, lieber Bruder," nahm Alexander das Wort, „was kann ich viel mehr von meiner Heiratsgeschichte sagen, als: ich sah sie, verliebte mich, und sie wurde meine Braut, meine Frau. Doch das einzige mag vielleicht einigermaßen interessieren, wie die selige Tante sich dabei benahm."

„Nun? nun?" – frugen die Freunde voll Neugierde.

*

„Ihr werdet euch erinnern," fuhr Alexander fort, „daß ich damals mit dem größten Widerwillen Berlin und vorzüglich auch das – durch den graulichen Spuk mir [doch] unheimlich gewordene – Haus verließ. Das hing so zusammen:

„Einst an einem hellen Morgen, nachdem ich die Nacht wieder durch das Hin- und Hertappen, welches diesmal bis in mein Kabinett hineindringen zu wollen schien, recht arg verstört worden, lieg' ich abgemattet und verdrießlich im Fenster, ich sehe gedankenlos die Straße herab, da wird schrägüber in dem großen Hause ein Fenster geöffnet, und ein wunderhübsches Mädchen in einem zierlichen Morgenkleide schaut heraus. So sehr mir Pauline gefallen, so fand ich doch dies Gesichtchen unendlich viel anziehender. Mein Blick blieb starr auf sie geheftet, sie sah endlich herüber, sie mußte mich bemerken, ich grüßte, und sie dankte mit unbeschreiblicher Anmut. Durch Jungfer Anne erfuhr ich gleich, wer drüben wohne, und mein Entschluß stand fest, auf irgendeine Weise die Bekanntschaft der Familie zu machen und so dem holden lieblichen Wesen, das meinen ganzen Sinn gefangen hatte, näher zu treten."

„Es war eigen, daß, da ich nun all meine Gedanken auf das Mädchen gerichtet hatte, da ich mich in süßen Träumen des schönsten Liebesglücks verlor, der unheimliche Spuk der Tante ausblieb.

„Jungfer Anne, der ich so liebreich begegnete, als es nur in meinen Kräften stand, und die alle Scheu abgelegt hatte, erzählte mir oft [und] viel von der Seligen, sie war untröstlich, daß die Verstorbene, die doch ein solch gottseliges, frommes Leben geführt, keine Ruhe im Grabe habe, und schob alle Schuld auf den ruchlosen Bräutigam und den unverwindlichen Schmerz jenes unglücklichen Hochzeitstages, an dem der Bräutigam ausblieb. Nun verkündigte ich ihr mit vieler Freude, daß ich nichts mehr höre. ‚Ach du lieber Gott,' rief sie weinerlich, ‚wenn nur erst Kreuzes-Erfindungs-Tag vorüber wäre!' ‚Was ist

das mit dem Kreuzes-Erfindungs-Tag?' frug ich schnell. ‚Ach du lieber Gott,' sprach Jungfer Anne weiter, ‚das ist ja eben der unglückliche Hochzeitstag. Sie wissen, lieber Herr, daß die selige Mamsell gerade am dritten April dahinschied. Acht Tage darauf wurde sie begraben. Die Stuben wurden bis auf das große Zimmer und das daranstoßende Kabinett versiegelt. So mußte ich dann in diesen Gemächern hausen, unerachtet mir, selbst wußt' ich nicht warum, dies ängstlich und graulich war. Kaum brach nun am Kreuzes-Erfindungs-Tage der Morgen an, als mir eine eiskalte Hand über das Gesicht fuhr und ich ganz deutlich der Seligen Stimme vernahm, welche sprach: ‚Steh auf, steh auf, Anne! es ist Zeit, daß du mich schmückest, der Bräutigam kommt, der Bräutigam kommt!' Voller Schreck sprang ich aus dem Bette und zog mich rasch an. Es war alles still, und nur eine schneidende Zugluft blies durch den Kamin. Mimi winselte und jammerte unaufhörlich, und selbst Hans, wie es sonst gar nicht Katzennatur ist, ächzte vernehmlich und drückte sich scheu in die Ecken. Nun war es, als würden Kommoden und Schränke geöffnet, als rausche es mit seidenen Kleidern, und dabei sang es ein Morgenlied. Ach, lieber Herr! alles hörte ich deutlich, und doch sah ich niemanden, die Angst wollte mich ganz übermannen, aber ich kniete in die Ecke des Zimmers und betete eifrig. Nun war es, als würde ein Tischchen gerückt, als würden Gläser und Tassen darauf gesetzt – und es ging im Zimmer auf und ab! – Ich konnte kein Glied rühren, und – was soll ich denn nun noch weiter sagen – wie jedesmal an jenem Unglückstage, hörte ich die selige Mamsell herumgehen und stöhnen und seufzen und beten, bis die Uhr zehn schlug, da vernahm ich wieder ganz deutlich die Worte: ‚Geh nur zu Bette, Anne! es ist aus!' – Aber da fiel ich auch bewußtlos zur Erde nieder, und so fanden mich am andern Morgen die Leute im Hause, welche, da ich mich gar nicht blicken lassen, glaubten, mir sei etwas zugestoßen, und die verschlossene Türe auf-

brechen ließen. Niemanden als Ihnen, lieber Herr, habe ich indessen erzählt, was mir an jenem Tage geschehen.‘

Nach dem, was ich erfahren, durfte ich gar nicht daran zweifeln, daß alles sich so, wie Jungfer Anne erzählte, zugetragen, und ich war froh, daß ich nicht früher angekommen und so den argen graulichen Spuk mit zu bestehen gehabt hatte. – Gerade jetzt, als ich den Spuk verbannt glaubte, als in der Nachbarschaft mir süße Hoffnungen aufgingen, mußte ich fort*, und daher kam die Verstimmung, die ihr an mir bemerktet.

*

„Nicht sechs Monate waren verflossen, als ich meinen Abschied erhalten hatte** und wiederkehrte.

„Es gelang mir sehr bald, die Bekanntschaft jener nachbarlichen Familie zu machen, und ich fand das Mädchen, die mir auf den ersten Blick so reizend, so anmutig erschien, bei näherer Bekanntschaft immer anziehender in allem ihren Wesen und Tun, so daß nur in der innigsten Verbindung mit ihr mein Lebensglück blühen konnte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich durchaus glaubte, sie liebe schon einen andern, und diese Meinung wurde bestätigt, als einst von einem jungen Mann die Rede war, bei dessen Erwähnung das Mädchen, helle Tränen in den Augen, schnell aufstand und sich entfernte. – Demunerachtet tat ich mir gar keinen Zwang an, sondern ließ ihr, ohne geradezu von Liebe zu sprechen, in vollem Maß die innige Zuneigung merken, die mich an sie fesselte. Es schien, als würde sie mir mit jedem Tage gewogener, mit recht lieblicher Behaglichkeit nahm sie die Huldigungen auf, die sich in tausend kleinen, ihr wohlgefälligen Galanterien aussprachen.“

„Niemals“, fiel hier Marzell dem erzählenden Alexander in die Rede, „niemals hätt’ ich das alles dem ungeschickten Menschen zu-

* [S. o. S. 143 unten.] ** [Vgl. o. S. 144 Z. 5f.]

getraut; er ist Geisterseher und eleganter Liebhaber zugleich, aber indem er es erzählt, glaube ich daran und sehe ihn, wie er alle Laden durchläuft, um irgendeine gewünschte Putzware zu erbeuten, wie er atemlos bei Bouché ankommt, um den schönsten Rosen- oder Nelkenstock –"

„Fort mit den unseligen Blumen", schrie Severin; und Alexander erzählte also weiter:

„Glaubt nicht, daß ich ungeschickterweise mit kostbaren Geschenken anrückte; daß dies in dem Hause nicht angebracht sei, sagte mir bald mein inneres richtiges Gefühl, dagegen knüpfte ich gering scheinende Aufmerksamkeiten an meine Person und erschien niemals, ohne ein gewünschtes Stickmuster, ein neues Lied, ein noch nicht gelesenes Taschenbuch usw. in der Tasche zu tragen. Kam ich nicht jeden Vormittag auf ein halbes Stündchen herüber, so wurde ich vermißt. – Kurz, was will ich euch denn mit solcher Umständlichkeit ermüden – mein Verhältnis mit dem Mädchen ging in jene behagliche Vertraulichkeit über, die zum offnen Geständnis der Liebe und zur Heirat führt."

„Ich wollte mir den letzten Wolkenschatten vertreiben, sprach daher einst in einer gemütlichen Stunde geradezu von der vorgefaßten Meinung, daß sie schon liebe oder wenigstens geliebt habe, und erwähnte aller Umstände, die diese Meinung genährt hatten, vorzüglich aber gedachte ich jenes jungen Mannes, dessen Andenken ihr Tränen auspreßte. ‚Gestehen will ich's Ihnen,' sprach das Mädchen, ‚daß das längere Zusammensein mit jenem Manne, der plötzlich als Fremder in unser Haus eintrat, meiner Ruhe hätte gefährlich werden können, ja daß ich eine heftige Neigung für ihn in mir aufkeimen spürte, und deshalb kann ich noch jetzt nicht ohne tiefes Mitleid, das mir Tränen entlockt, des Unglücks, das ihn auf ewig von mir schied, gedenken.' ‚Des Unglücks, das ihn verbannte?' frug ich neugierig. ‚Ja,' erzählte

das Mädchen weiter, ‚nie kannte ich einen Mann, der so wie er durch sein ganzes Wesen, durch sein Gespräch Sinn und Gemüt zu beherrschen wußte, aber nicht leugnen konnte ich, daß er, wie mein Vater fortwährend behauptete, sich beständig in einem besonders exaltierten Zustande befand. Dies schrieb ich dem durch uns unbekannte Ursachen – vielleicht durch den Krieg, den er mitgemacht, tief erregten Innern, der Vater dagegen dem Genuß geistiger Getränke zu. Ich hatte recht, das lehrte der Erfolg. Er überraschte mich einst allein und offenbarte eine Stimmung, die ich erst für den Ausbruch der leidenschaftlichsten Liebe, dann aber, als er, wie von Frost geschüttelt, an allen Gliedern zitternd, unter unverständlich ausgestoßenen Lauten davonrannte, für Wahnsinn halten mußte. Es war so. Zufällig hatte er einmal Straße und Nummer seiner Wohnung genannt, die ich im Gedächtnis behalten. Als er mehrere Wochen ausgeblieben, schickte der Vater hin; die Wirtin, oder vielmehr der Hausknecht, der die dort möblierte Zimmer Bewohnenden zu bedienen pflegte und den unser Diener gerade antraf, ließ aber auf die Erkundigung sagen, der sei längst toll und nach der Charité gebracht worden. Er müsse über das Lotteriespiel verrückt geworden sein, denn er habe geglaubt, König von der Ambe zu sein.‘"

„Gott im Himmel," schrie Marzell erschreckt, „das war Nettelmann! Ambe – Amboina."

„Es kann", sprach Severin sehr leise und dumpf, „auch eine besondere Verwechslung stattgefunden haben – mir gehn Lichter auf! – Doch nur weiter!"

Alexander blickte den Severin wehmütig lächelnd an und fuhr dann fort:

„Ich war beruhigt, und bald kam es denn dahin, daß das holde Mädchen meine Braut und der Hochzeitstag anberaumt wurde. Ich wollte das Haus, in dem der Spuk sich dann und wann wieder ver-

nehmen ließ, verkaufen, der Schwiegervater riet mir's ab, und so kam es, daß ich ihm die ganze Geschichte von dem graulichen Umgehn der alten Tante erzählte. – Er wurde, sonst ein gar lebenskräftiger, jovialer Mann, sehr nachdenklich, und, wie ich es gar nicht erwartet hatte, sprach er: ‚In alter Zeit hatten wir einen frommen schlichten Glauben: wir erkannten das Jenseits, aber auch die Blödigkeit unserer Sinne; dann kam die Aufklärung, die alles so klar machte, daß man vor lauter Klarheit nichts sah und sich am nächsten Baum im Walde die Nase stieß; jetzt soll das Jenseits erfaßt werden mit hinübergestreckten Armen von Fleisch und Bein. – Behalten Sie das Haus, und lassen Sie mich machen!'

„Ich erstaunte, als der Alte die Haustrauung in dem großen Zimmer meiner Wohnung am Kreuz-Erfindungs-Tage, ich erstaunte noch mehr, als er alles in dem Zimmer so anordnete, wie es die selige Tante getan. Jungfer Anne schlich mit vor Angst verstörtem Gesicht leise betend umher. Die geschmückte Braut – der Geistliche kam, nichts Befremdendes ließ sich hören oder blicken. Als aber der Segen gesprochen, da ging es wie ein leiser sanfttönender Hauch durchs Zimmer, und ich, meine Braut, der Geistliche, alle Anwesende hatten nach einstimmiger Aussage in demselben Augenblick ein unbeschreibliches Wohlsein gefühlt, das uns mit elektrischer Wärme durchdrang.

„Seit der Zeit habe ich keinen Spuk verspürt, außer heute, da das lebhafte Andenken an die holde Pauline in meine Ehe einen neuen Spuk gebracht." Dies sprach Alexander, seltsam lächelnd und sich umschauend.

„O du großer Tor", rief Marzell. „Ich wollte nicht, daß sie heute wieder hier erschiene, wer weiß, was mir geschähe."

[5. Die Lösung.]

Es waren unterdessen viele Spaziergänger angelangt und hatten Tische und Stühle eingenommen, nur den Platz nicht, wo vor zwei Jahren die Aslingsche Familie saß.

„Eine recht seltsame Ahnung", fing Severin an, „geht durch mein Inneres, indem ich jenen verhängnisvollen Platz dort anschaue, es ist mir, als ob –"

In dem Augenblick schritt der Geheime Rat Asling, seine Frau am Arme, vorüber, Pauline folgte, anmutig und wunderherrlich anzuschauen, wie vor zwei Jahren. So wie damals schien sie mit rückwärts gewandtem Kopf jemanden ausspähen zu wollen.

Da fiel ihr Alexander ins Auge, der aufgestanden. „Ach, da bist du ja schon!" rief sie freudig, indem sie auf ihn zusprang.

Er faßte sie bei der Hand und sprach zu den Freunden: „Das ist, Herzensbrüder, mein liebes Weiblein Pauline!"

Zweites Buch:

Sechs Begebenheiten

aus der Zeit

vom September 1814 bis zum September 1816.

*

Siebentes Stück:

Der Kapellmeister Johannes Kreisler an den Baron Wallborn.

Geschrieben am 27. September 1814

und von Kreisler an Hoffmann versiegelt zur Besorgung übergeben.

*

Vorwort.

Durch vorstehenden* Brief des Baron Wallborn an den Kapellmeister Johannes Kreisler ist ein Rätsel gelöst, dessen Deutung mir bis jetzt unmöglich schien.

Der arme Johannes, welcher lange Zeit hindurch mit mir an einem Orte lebte, galt allgemein für wahnsinnig, und in der Tat stach auch sein ganzes Tun und Treiben, vorzüglich sein Leben in der Kunst, so grell gegen alles ab, was vernünftig und schicklich heißt, daß an der innern Zerrüttung seines Geistes kaum zu zweifeln war. Immer exzentrischer, immer verwirrter wurde sein Ideengang; so z. B. sprach er, kurz vor seiner Entfernung aus dem Orte, viel von der unglücklichen Liebe einer Nachtigall zu einer Purpurnelke, das Ganze sei aber (meinte er) nichts als ein Adagio, und dies nun wieder eigentlich ein einziger lang ausgehaltener Ton Juliens, auf dem Romeo in den höchsten Himmel voll Liebe und Seligkeit heraufschwebe. Endlich gestand er mir, wie er seinen Tod beschlossen und sich im nächsten Walde mit einer übermäßigen Quinte erdolchen werde. So wurde oft sein höchster Schmerz auf eine schauerliche Weise skurril. Noch in der Nacht, als er auf immer von mir schied, brachte er mir einen sorgfältig versiegelten Brief mit der dringenden Bitte, ihn gleich an die Behörde abzusenden. Das war aber nicht wohl tunlich, da der Brief die wunderliche Adresse hatte:

---

* d. h. vorher in den ‚Musen' abgedruckten: s. unsere Anmerkungen.

An den Freund und Gefährten in Liebe, Leid und Tod!

Cito!	Abzugeben in der Welt,
	dicht an der großen Dornenhecke,
Par bonté	der Grenze der Vernunft.

Verschlossen bewahrte ich den Brief auf, hoffend, daß der Zufall mir vielleicht einmal jenen „Freund und Gefährten" näher bezeichnen werde.

Und so ist es denn auch gekommen. Nicht den geringsten Zweifel hegte ich nämlich, nachdem ich des Baron Wallborn Brief an den p. Kreisler gelesen, daß dieser unter jenem „Freunde und Gefährten" niemand anders als eben den Baron von Wallborn gemeint haben könne, und fand, als ich Kreislers Schreiben geöffnet, meine Vermutung vollkommen bestätigt.

Da Wallborns Brief den Lesern dieser Zeitschrift mitgeteilt worden, so nehme ich keinen Anstand, ihm Kreislers Brief folgen zu lassen, da aus beiden das wunderbare Zusammentreffen zweier im Innern verwandter Geister recht klar sich darstellt.

*

So wie Wallborn in verfehlter Liebe den Wahnsinn fand, so scheint auch Kreisler durch eine ganz phantastische Liebe zu einer Sängerin auf die höchste Spitze des Wahnsinns getrieben worden zu sein; wenigstens ist die Andeutung darüber in einem von ihm nachgelassenen Aufsatz, überschrieben ‚Die Liebe des Künstlers', enthalten. Diesen Aufsatz sowie mehrere andere, die einen ganzen Zyklus des Rein-Geistigen in der Musik bilden, gedenke ich künftig unter dem allgemeinen Titel ‚Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers' herauszugeben.

Hoffmann,
Verfasser der ‚Phantasiestücke in Callots Manier'.

Der Brief.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren muß ich nur gleich, nachdem ich aus dem Komödienhause in meinem Stübchen angelangt und mit vieler Mühe Licht angeschlagen, recht ausführlich schreiben. Nehmen Ew. Hoch- und Wohlgeboren es aber doch ja nicht übel, wenn ich mich sehr musikalisch ausdrücken sollte, denn Sie wissen es ja wohl schon, daß die Leute behaupten, die Musik, die sonst in meinem Innern verschlossen, sei zu mächtig und stark herausgegangen und habe mich so umsponnen und eingepuppt, daß ich nicht mehr heraus könne, und alles, alles sich mir wie Musik gestalte – und die Leute mögen wirklich recht haben.

Doch, wie es nun auch gehen mag, ich muß an Ew. Hoch- und Wohlgeboren schreiben, denn wie soll ich anders die Last, die sich schwer und drückend auf meine Brust gelegt in dem Augenblick, als die Gardine fiel und Ew. Hoch- und Wohlgeboren auf unbegreifliche Weise verschwunden waren, los werden! Wie viel hatte ich noch zu sagen, unaufgelöste Dissonanzen schrien recht widrig in mein Inneres hinein, aber eben als all die schlangenzüngigen Septimen herabschweben wollten in eine ganz lichte Welt freundlicher Terzen, da waren Ew. Hoch- und Wohlgeboren fort – fort – und die Schlangenzungen stachen und stachelten mich sehr!

Ew. Hoch- und Wohlgeboren, den ich jetzt mit all' jenen freundlichen Terzen ansingen will, sind doch kein anderer als der Baron Wallborn, den ich längst so in meinem Innern getragen, daß es

mir, wenn alle meine Melodien sich wie er gestalteten und nun keck und gewaltig hervorströmten, oft schien: ich sei ja eben er selbst.

*

Als heute im Theater eine kräftige jugendliche Gestalt in Uniform, das klirrende Schwert an der Seite, recht mannlich und ritterhaft auf mich zutrat, da ging es so fremd und doch so bekannt durch mein Innres, und ich wußte selbst nicht, welcher sonderbare Akkordwechsel sich zu regen und immer höher und höher anzuschwellen anfing. Doch der junge Ritter gesellte sich immer mehr und mehr zu mir, und in seinem Auge ging mir eine herrliche Welt, ein ganzes Eldorado süßer wonnevoller Träume auf – der wilde Akkordwechsel zerfloß in zarte Engelsharmonien, die gar wunderbarlich von dem Sein und Leben des Dichters sprachen, und nun wurde mir, da ich, wie Ew. Hoch- und Wohlgeboren versichert sein können, ein tüchtiger Praktikus in der Musik bin, die Tonart, aus der das Ganze ging, gleich klar. Ich meine nämlich, daß ich in dem jungen Ritter gleich Ew. Hoch- und Wohlgeboren den Baron Wallborn erkannte.

Als ich einige Ausweichungen versuchte, und als meine innere Musik lustig und sich recht kindisch und kindlich freuend in allerlei munteren Melodien, ergötzlichen Murkis und Walzern hervorströmte, da fielen Ew. Hoch- und Wohlgeboren überall in Takt und Tonart so richtig ein, daß ich gar keinen Zweifel hege, wie Sie mich auch als den Kapellmeister Johannes Kreisler erkannt und sich nicht an den Spuk gekehrt haben werden, den heute Abend der Geist Droll* nebst einigen seiner Consorten mit mir trieb. – In solch eigner Lage, wenn ich nämlich in den Kreis irgend eines Spuks geraten, pflege ich, wie ich wohl weiß, einige besondere Gesichter zu schneiden. Auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einst im höchsten Unmut über ein mißlungenes Trio gekauft und dessen Farbe in Cismoll geht,

* = Puck im ‚Sommernachtstraum'.

weshalb ich zu einiger Beruhigung der Beschauer einen Kragen aus Edur-Farbe darauf setzen lassen; Ew. Hoch- und Wohlgeboren wird das doch wohl nicht irritiert haben. Zudem hatte man mich auch ja heute Abend anders vorgezeichnet; ich hieß nämlich Doktor Schulz aus Rathenow, weil ich nur unter dieser Vorzeichnung dicht am Flügel stehend den Gesang zweier Schwestern anhören durfte – zwei im Wettgesang kämpfender Nachtigallen, aus deren tiefster Brust hell und glänzend die herrlichsten Töne auffunkelten. Sie scheuten des Kreislers tollen Spleen, aber der Doktor Schulz war in dem musikalischen Eden, das ihm die Schwestern erschlossen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schwestern waren versöhnt mit dem Kreisler, als in ihn sich der Doktor Schulz plötzlich umgestaltete.

*

Ach, Baron Wallborn, auch Ihnen bin ich wohl, vom Heiligsten sprechend was in mir glüht, zu hart, zu zornig erschienen! Ach, Baron Wallborn – auch nach meiner Krone griffen feindselige Hände, auch mir zerrann in Nebel die himmlische Gestalt, die in mein tiefstes Innerstes gedrungen, die geheimsten Herzensfasern des Lebens erfassend. – Namenloser Schmerz zerschnitt meine Brust, und jeder wehmutsvoller Seufzer der ewig dürstenden Sehnsucht wurde zum tobenden Schmerz des Zorns, den die entsetzliche Qual entflammt hatte.

Aber Baron Wallborn! glaubst Du nicht auch selbst, daß die von dämonischen Krallen zerrissene blutende Brust auch jedes Tröpfchen lindernden Balsam stärker und wohlthätiger fühlt? – Du weißt, Baron Wallborn! daß ich mehrentheils über das Musiktreiben des Pöbels zornig und toll wurde, aber ich kann es Dir sagen, daß wenn ich oft von heillosen Bravour-Arien, Konzerten und Sonaten ordentlich zerschlagen und zerwalkt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie von mittelmäßiger Stimme gesungen oder unsicher und

stümperhaft gespielt, aber treulich und gut gemeint und recht aus dem Innern heraus empfunden, mich tröstete und heilte. Begegnest Du daher, Baron Wallborn! solchen Tönen und Melodien auf Deinem Wege, oder siehst Du sie, wenn Du zu Deiner Wolke aufschwebst, unter Dir, wie sie in frommer Sehnsucht nach Dir aufblicken, so sage ihnen, Du wolltest sie wie liebe Kindlein hegen und pflegen, und Du wärst kein anderer als der Kapellmeister Johannes Kreisler. – Denn sieh, Baron Wallborn! ich verspreche es Dir hiemit heilig, daß ich denn Du sein will, und eben so voll Liebe, Milde und Frömmigkeit wie Du. Ach, ich bin es ja wohl ohnedem! – Manches liegt bloß an dem Spuk, den oft meine eignen Noten treiben; die werden oft lebendig und springen wie kleine schwarze vielgeschwänzte Teufelchen empor aus den weißen Blättern – sie reißen mich fort im wilden unsinnigen Dreher, und ich mache ganz ungemeine Bocksprünge und schneide unziemliche Gesichter, aber ein einziger Ton, aus heiliger Glut seinen Strahl schießend, löst diesen Wirrwarr, und ich bin fromm und gut und geduldig! – Du siehst, Baron Wallborn! daß das alles wahrhafte Terzen sind, in die alle Septimen verschweben; und damit Du diese Terzen recht deutlich vernehmen möchtest, deshalb schrieb ich Dir!

*

Gott gebe, daß, so wie wir uns schon seit langer Zeit im Geiste gekannt und geschaut, wir auch noch oft wie heute Abend leiblich zusammentreffen mögen; denn Deine Blicke, Baron Wallborn! fallen recht in mein Innerstes, und oft sind ja die Blicke selbst herrliche Worte, die mir wie eigene in tiefer Brust erglühte Melodien tönen. – Doch treffen werde ich Dich noch oft, da ich morgen eine große Reise nach der Welt antreten werde und daher schon neue Stiefeln angezogen. –

Glaubst Du nicht, Baron Wallborn! daß oft Deine Worte

meine Melodie, und meine Melodie Dein Wort sein könnte? Ich habe in diesem Augenblick zu einem schönen Liede die Noten aufgeschrieben, dessen Worte Du früher setztest, unerachtet es mir so ist, als hätte in demselben Augenblick, da das Lied in Deinem Innern aufging, auch in mir die Melodie sich entzünden müssen. – Zuweilen kommt es mir vor, als sei das Lied eine ganze Oper. –

Gott gebe, daß ich Dich, Du freundlicher milder Ritter, bald wieder mit meinen leiblichen Augen so schauen möge, wie Du stets vor meinen geistigen lebendig stehst und gehst.

Gott segne Dich und erleuchte die Menschen, daß sie Dich genugsam erkennen mögen in Deinem herrlichen Tun und Treiben. Dies sei der heitre beruhigende Schlußakkord in der Tonika!

Johannes Kreisler,
Kapellmeister,
wie auch verrückter Musikus par excellence.

Achtes Stück:

Die Abenteuer der Silvesternacht.

Ein Brief des reisenden Enthusiasten vom 1. Januar 1815

an Theodor Amadeus Hoffmann.

*

Vorwort des Herausgebers [Hoffmann].

Der reisende Enthusiast . . . trennt offenbar sein inneres Leben so wenig vom äußern, daß man beider Grenzen kaum zu unterscheiden vermag. Aber eben, weil du, günstiger Leser, diese Grenze nicht deutlich wahrnimmst, lockt der Geisterseher dich vielleicht herüber, und unversehens befindest du dich in dem fremden Zauberreiche, dessen seltsame Gestalten recht in dein äußeres Leben treten und mit dir auf du und du umgehen wollen wie alte Bekannte. Daß du sie wie diese aufnehmen, ja daß du, ihrem wunderbarlichen Treiben ganz hingegeben, manchen kleinen Fieberschauer, den sie, stärker dich fassend, dir erregen könnten, willig ertragen mögest, darum bitte ich, günstiger Leser, recht von Herzen. Was kann ich mehr für den reisenden Enthusiasten tun, dem nun einmal überall und so auch am Silvesterabend in Berlin, so viel Seltsames und Tolles begegnet ist?

[Erstes Abenteuer.

Mit Julie beim Justizrat unter den Linden.

> ... auch nach meiner Krone griffen feindselige Hände, auch mir zerrann in Nebel die himmlische Gestalt, die in mein tiefstes Innerstes gedrungen, die geheimsten Herzensfasern des Lebens erfassend. – Namenloser Schmerz zerschnitt meine Brust, und jeder wehmutsvoller Seufzer der ewig dürstenden Sehnsucht wurde zum tobenden Schmerz des Zorns, den die entsetzliche Qual entflammt hatte.
>
> Kreisler an Wallborn
> (s. o. S. 183).]

Ich hatte den Tod, den eiskalten Tod im Herzen, ja aus dem Innersten, aus dem Herzen heraus stach es wie mit spitzigen Eiszapfen in die glutdurchströmten Nerven. Wild rannte ich, Hut und Mantel vergessend, hinaus in die finstre stürmische Nacht! – Die Turmfahnen knarrten, es war, als rühre die Zeit hörbar ihr ewiges furchtbares Räderwerk und gleich werde das alte Jahr wie ein schweres Gewicht dumpf hinabrollen in den dunkeln Abgrund. –

*

Du weißt es ja, daß diese Zeit, Weihnachten und Neujahr, die euch allen in solch heller herrlicher Freudigkeit aufgeht, mich immer aus friedlicher Klause hinauswirft auf ein wogendes, tosendes Meer.

Weihnachten! das sind Festtage, die mir in freundlichem Schimmer lange entgegenleuchten. Ich kann es nicht erwarten – ich bin

besser, kindlicher als das ganze Jahr über, keinen finstern, gehässigen Gedanken nährt die der wahren Himmelsfreude geöffnete Brust; ich bin wieder ein vor Lust jauchzender Knabe. Aus dem bunten vergoldeten Schnitzwerk in den lichten Christbuden lachen mich holde Engelgesichter an, und durch das lärmende Gewühl auf den Straßen gehen, wie aus weiter Ferne kommend, heilige Orgelklänge: „denn es ist uns ein Kind geboren!"

Aber nach dem Feste ist alles verhallt, erloschen der Schimmer im trüben Dunkel. Immer mehr und mehr Blüten fallen jedes Jahr verwelkt herab, ihr Keim erlosch auf ewig, keine Frühlingssonne entzündet neues Leben in den verdorrten Ästen. Das weiß ich recht gut, aber die feindliche Macht rückt mir das, wenn das Jahr sich zu Ende neigt, mit hämischer Schadenfreude unaufhörlich vor. „Siehe," lispelt's mir in die Ohren, „siehe, wieviel Freuden schieden in diesem Jahr von dir, die nie wiederkehren, aber dafür bist du auch klüger geworden und hältst überhaupt nicht mehr viel auf schnöde Lustigkeit, sondern wirst immer mehr ein ernster Mann – gänzlich ohne Freude."

Für den Silvesterabend spart mir der Teufel jedesmal ein ganz besonderes Feststück auf. Er weiß im richtigen Moment, recht furchtbar höhnend, mit der scharfen Kralle in die Brust hineinzufahren und weidet sich an dem Herzblut, das ihr entquillt. Hilfe findet er überall, so wie gestern der Justizrat ihm wacker zur Hand ging.

★

Bei dem (dem Justizrat, meine ich) gibt es am Silvesterabend immer große Gesellschaft, und dann will er zum lieben Neujahr jedem eine besondere Freude bereiten, wobei er sich so ungeschickt und täppisch anstellt, daß alles Lustige, was er mühsam ersonnen, untergeht in komischen Jammer.

[1. Im Vorzimmer.]

Als ich ins Vorzimmer trat, kam mir der Justizrat schnell entgegen, meinen Eingang ins Heiligtum, aus dem Tee und feines Räucherwerk herausdampfte, hindernd. Er sah überaus wohlgefällig und schlau aus, er lächelte mich ganz seltsam an, sprechend: „Freundchen, Freundchen, etwas Köstliches wartet Ihrer im Zimmer – eine Überraschung sondergleichen am lieben Silvesterabend – erschrecken Sie nur nicht!"

Das fiel mir aufs Herz, düstre Ahnungen stiegen auf, und es war mir ganz beklommen und ängstlich zumute.

[2. Im Salon.]

Die Türen wurden geöffnet; rasch schritt ich vorwärts, ich trat hinein: aus der Mitte der Damen auf dem Sofa strahlte mir ihre Gestalt entgegen. Sie war es – Sie selbst, die ich seit Jahren nicht gesehen. Die seligsten Momente des Lebens blitzten in einem mächtigen zündenden Strahl durch mein Innres – kein tötender Verlust mehr – vernichtet der Gedanke des Scheidens! – Durch welchen wunderbaren Zufall sie hergekommen, welches Ereignis sie in die Gesellschaft des Justizrats, von dem ich gar nicht wußte, daß er sie jemals gekannt, gebracht – an das alles dachte ich nicht: ich hatte sie wieder!

Regungslos, wie von einem Zauberschlag plötzlich getroffen, mag ich dagestanden haben; der Justizrat stieß mich leise an: „Nun, Freundchen – Freundchen?"

Mechanisch trat ich weiter, aber nur sie sah ich, und der gepreßten Brust entflohen mühsam die Worte: „Mein Gott – mein Gott, Julie hier?"

Ich stand dicht am Teetisch, da erst wurde mich Julie gewahr.

Ludwig Berger.

Gezeichnet um 1835 von G. Metz. Auf den Stein übertr. von Karl Wildt.

Zu S. 193—95; vgl. dazu S. 389 oben sub 4.

Sie stand auf und sprach in beinahe fremdem Ton: „Es freut mich recht sehr, Sie hier zu sehen – Sie sehen recht wohl aus!“ – und damit setzte sie sich wieder und frug die neben ihr sitzende Dame: „Haben wir künftige Woche interessantes Theater zu erwarten?“ –

Du nahst dich der herrlichen Blume, die in süßen heimischen Düften dir entgegenleuchtet, aber sowie du dich beugst, ihr liebliches Antlitz recht nahe zu schauen, schießt aus den schimmernden Blättern heraus ein glatter, kalter Basilisk und will dich töten mit feindlichen Blicken! – Das war mir jetzt geschehen! –

Täppisch verbeugte ich mich gegen die Damen, und damit dem Giftigen auch noch das Alberne hinzugefügt werde, warf ich, schnell zurücktretend, dem Justizrat, der dicht hinter mir stand, die dampfende Tasse Tee aus der Hand in das zierlich gefältelte Jabot. Man lachte über des Justizrats Unstern und wohl noch mehr über meine Tölpelhaftigkeit. So war alles zu gehöriger Tollheit vorbereitet, aber ich ermannte mich in resignierter Verzweiflung. Julie hatte nicht gelacht, meine irren Blicke trafen sie, und es war, als ginge ein Strahl aus herrlicher Vergangenheit, aus dem Leben voll Liebe und Poesie zu mir herüber.

Da fing einer an im Nebenzimmer auf dem Flügel zu phantasieren; das brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es hieß, jener sei ein fremder großer Virtuose, namens Berger, der ganz göttlich spiele und dem man aufmerksam zuhören müsse. „Klappre nicht so gräßlich mit den Teelöffeln, Minchen“, rief der Justizrat und lud, mit sanft gebeugter Hand nach der Türe zeigend und einem süßen: „Eh bien!“ die Damen ein, dem Virtuosen näher zu treten.

Auch Julie war aufgestanden und schritt langsam nach dem Nebenzimmer. Ihre ganze Gestalt hat etwas Fremdartiges angenommen, sie schien mir größer, herausgeformter in fast üppiger Schönheit, als sonst. Der besondere Schnitt ihres weißen, falten-

reichen Kleides, Brust, Schultern und Nacken nur halb verhüllend, mit weiten bauschichten, bis an die Ellbogen reichenden Ärmeln, das vorn an der Stirn gescheitelte, hinten in vielen Flechten sonderbar heraufgenestelte Haar gab ihr etwas Altertümliches, sie war beinahe anzusehen, wie die Jungfrauen auf den Gemälden von Mieris – und doch auch wieder war es mir, als hab' ich irgendwo deutlich mit hellen Augen das Wesen gesehen, in das Julie verwandelt. Sie hatte die Handschuhe herabgezogen und selbst die künstliche, um die Handgelenke gewundene Armgehänge fehlten nicht, um durch die völlige Gleichheit der Tracht jene dunkle Erinnerung immer lebendiger und farbiger hervorzurufen. Julie wandte sich, ehe sie in das Nebenzimmer trat, nach mir herum, und es war mir, als sei das engelschöne jugendlich anmutige Gesicht verzerrt zum höhnenden Spott; etwas Entsetzliches, Grauenvolles regte sich in mir, wie ein alle Nerven durchzuckender Krampf.

„O, er spielt himmlisch!" lispelte eine durch süßen Tee begeisterte Demoiselle, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ihr Arm in dem meinigen hing und ich sie oder vielmehr sie mich in das Nebenzimmer führte.

[3. Im Musikzimmer.]

Berger ließ gerade den wildesten Orkan daherbrausen; wie donnernde Meereswellen stiegen und sanken die mächtigen Akkorde, das tat mir wohl! – Da stand Julie neben mir und sprach mit süßerer, lieblicherer Stimme als je: „Ich wollte, du säßest am Flügel und sängest milder von vergangener Lust und Hoffnung!" – Der Feind war von mir gewichen, und in dem einzigen Namen „Julia!" wollte ich alle Himmelsseligkeit aussprechen, die in mich gekommen. – Andere dazwischentretende Personen hatten sie aber von mir entfernt. –

Sie vermied mich nun sichtlich, aber es gelang mir, bald ihr Kleid zu berühren, bald dicht bei ihr die süßduftende Wärme ihres Leibes, ihren Hauch einzuatmen, und mir ging in tausend blinkenden Farben die vergangene Frühlingszeit auf. – Berger hatte den Orkan ausbrausen lassen, der Himmel war helle worden, wie kleine goldne Morgenwölkchen zogen liebliche Melodien daher und verschwebten im Pianissimo.

Dem Virtuosen wurde reichlich verdienter Beifall zuteil, die Gesellschaft wogte durcheinander, und so kam es, daß ich unversehens dicht vor Julien stand. Der Geist wurde mächtiger in mir, ich wollte sie festhalten, sie umfassen im wahnsinnigen Schmerz der Liebe, aber das verfluchte Gesicht eines geschäftigen Bedienten drängte sich zwischen uns hinein, der, einen großen Präsentierteller hinhaltend, recht widrig rief: „Befehlen Sie?"

In der Mitte der mit dampfendem Punsch gefüllten Gläser stand ein zierlich geschliffener Pokal, voll desselben Getränkes, wie es schien. Wie der unter die gewöhnlichen Gläser kam, weiß jener am besten, den ich allmählich kennen lerne; er macht, wie der Clemens im „Oktavian"* daherschreitend, mit einem Fuß einen angenehmen Schnörkel und liebt ungemein rote Mäntelchen und rote Federn. Diesen fein geschliffenen und seltsam blinkenden Pokal nahm Julie und bot ihn mir dar, sprechend: „Nimmst du denn noch so gern wie sonst das Glas aus meiner Hand?"

„Julia – Julia," seufzte ich auf.

Den Pokal erfassend, berührte ich ihre zarten Finger, elektrische Feuerstrahlen blitzten durch alle Pulse und Adern – ich trank und trank – es war mir, als knisterten und leckten kleine blaue Flämmchen um Glas und Lippe.

---

* [in Tiecks ‚Kaiser Oktavianus' (1804) Teil 2, Akt 4. (Ellinger.)]

[4. Im Kabinett.]

Geleert war der Pokal, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich in dem nur von einer Alabaster-Lampe erleuchteten Kabinett auf der Ottomane saß – Julie – Julie neben mir, kindlich und fromm mich anblickend wie sonst. Berger war aufs neue am Flügel, er spielte das Andante aus Mozarts sublimer Esdur-Sinfonie, und auf den Schwanenfittichen des Gesanges regte und erhob sich alle Liebe und Lust meines höchsten Sonnenlebens. – Ja, es war Julie – Julie selbst, engelschön und mild – unser Gespräch sehnsüchtige Liebesklage, mehr Blick als Wort; ihre Hand ruhte in der meinigen. – „Nun lasse ich dich nimmer, deine Liebe ist der Funke, der in mir glüht, höheres Leben in Kunst und Poesie entzündend – ohne dich – ohne deine Liebe alles tot und starr – aber bist du denn nicht auch gekommen, damit du mein bleibest immerdar?" –

In dem Augenblick schwankte eine tölpische, spinnenbeinichte Figur mit herausstehenden Froschaugen herein und rief, recht widrig kreischend und dämisch lachend: „Jule – Jule – wo bist du denn?"

Julie stand auf und sprach mit fremder Stimme: „Wollen wir nicht zur Gesellschaft gehen? mein Mann ruft mich. Sie waren wieder recht amüsant, mein Lieber, immer noch bei Laune wie vormals; menagieren Sie sich nur im Trinken!" – und der spinnenbeinichte Kleinmeister* griff nach ihrer Hand. Sie folgte ihm lachend in den Saal.

„Auf ewig verloren!" schrie ich auf.

„Ja, gewiß, Codille, Liebster!" meckerte eine l'Hombre spielende Bestie.

Hinaus – hinaus rannte ich in die stürmische Nacht**. –

---

* [= petit-maître = Stutzer.]

** [Ausführlicher am Anfang: s. S. 190, den ersten Absatz.]

Eine L'Hombre-Partie.

Farbige Dragantplastik des Konditors und akad. Künstlers P. F. L. Weyde (s. S. 209, Z. 4 v. u.).

Zu St. 8, I. und III. Abenteuer (s. S. 196 unten, 209—11 sub 4 und 389 oben sub 3).

[Zweites Abenteuer.

Mit Schlemihl und Spikher in einem Bierkeller in der Jägerstraße.]

Die Promenade unter den Linden ist sonst ganz angenehm, aber nicht in der Silvesternacht bei tüchtigem Frost und Schneegestöber. Das fühlte ich Barköpfiger und Unbemäntelter doch zuletzt, als durch die Fieberglut Eisschauer fuhren. Fort ging es über die Opernbrücke, bei dem Schlosse vorbei – ich bog ein, lief über die Schleusenbrücke bei der Münze vorüber.

*

Ich war in der Jägerstraße dicht bei dem Thiermannschen Laden. Da brannten freundliche Lichter in den Zimmern; schon wollte ich hinein, weil zu sehr mich fror und ich nach einem tüchtigen Schluck starken Getränkes durstete.

Eben strömte eine Gesellschaft in heller Fröhlichkeit heraus. Sie sprachen von prächtigen Austern und dem guten Elfer-Wein. „Recht hatte jener doch," rief einer von ihnen – wie ich beim Laternenschein bemerkte, ein stattlicher Ulanenoffizier – „recht hatte jener doch, der voriges Jahr in Mainz auf die verfluchten Kerle schimpfte, welche Anno 1794 durchaus nicht mit dem Elfer herausrücken wollten." – Alle lachten aus voller Kehle.

[1. Vor dem Keller.]

Unwillkürlich war ich einige Schritte weiter gekommen.

Ich blieb vor einem Keller stehen, aus dem ein einsames Licht herausstrahlte. Die lustige Gesellschaft hatte sich entfernt, es war stille geworden, und ich vernahm deutlich, wie Mann und Frau unten mit einander sprachen:

Die Frau: Nun sitzen wir wieder allein, und das Leben für die vornehmen Leute da oben geht erst recht an.

Der Mann: Mag's doch! War es denn nicht heute recht voll bei uns, und lauter tüchtige ehrsame Männer?

Die Frau: O ja! – zehn Menschen oder elf, und was haben wir denn verdient? – Aber freilich, wenn man nichts feil hat als Bier, nicht einmal Rum, den sie nun einmal alle trinken wollen. – Oben geht es schon anders, da klappert die Türe immer auf und zu, auf und zu, und lauter hübsche vornehme Herren.

Der Mann: Geh mir mit deinen vornehmen Herren und dem ausländischen Laden. Mein Mannheimer, Fredersdorfer, Neuwalder, Stettiner ist das beste weit und breit, und mehr verlangt der Gevatter Kammacher und jeder meiner werten Gäste nicht.

Die Frau: Aber Rum mußt du dir halten und auch Sardellen.

Der Mann: Gott soll mich dafür behüten, das welsche Zeug soll nicht in meinen Keller. Einmal war ich da oben im Laden beim Nachbar Thiermann, der die vielen schönen Bilder hat. Bei dem ging es lustig her in den Zimmern, und ein ganz kleines blasses Männlein trug eine große Schüssel mit ganz kuriosem bunten Zeuge – gelb, rot, blau, grün durcheinander – hinein. Sie nannten das einen italienischen Salat – Gott verzeih! mir wurde ganz schlimm und unheimlich; der kleine Kerl kam mir vor wie ein Däumling, mit einem Satansfraß die Leute zu verlocken.

Die Frau: Wie du auch bist! – das kommt aber, weil unser Herr* dir zuweilen allerlei närrisches Zeug vorschwatzt. – Heute bleibt er wohl aus.

Der Mann: Ich glaub' es auch – wir wollen nur zu Bette gehn.

[2. Im Keller, als einziger Gast.]

Schnell fuhr ich in den Keller hinein. Die Frau saß im Lehnstuhl am Ofen, der Mann stand im Nachtwams und Pantoffeln vor ihr. „Was beliebt?" kam er mir freundlich die Mütze rückend entgegen.

Ich forderte eine Flasche Stettiner Bier nebst einer tüchtigen Pfeife guten Tabaks und befand mich bald in solch einem sublimen Philistrismus, vor dem selbst der Teufel Respekt hatte und von mir abließ. – O Justizrat! hättest du mich gesehen, wie ich aus deinem hellen Teezimmer herabgestiegen war in den dunkeln Bierkeller, du hättest dich mit recht stolzer verächtlicher Miene von mir abgewendet und gemurmelt: „Ist es denn ein Wunder, daß ein solcher Mensch die zierlichsten Jabots ruiniert?"

[3. Zu zweien.]

Ich mochte ohne Hut und Mantel den Leuten etwas verwunderlich vorkommen. Dem Manne schwebte eine Frage auf den Lippen, da pochte es ans Fenster, und eine Stimme rief herab: „Macht auf, macht auf, ich bin da!" Beide, Mann und Frau, liefen hinaus. –

Bald trat diese wieder herein, zwei brennende Lichter hoch in den Händen tragend, ihr folgte ein sehr langer, schlanker Mann. In der niedrigen Tür vergaß er sich zu bücken und stieß sich den Kopf recht

* [der im 3. Abschnitt geschilderte Mann, dessen „Normalkneipe" dieser Bierkeller ist.]

derb; eine barettartige schwarze Mütze, die er trug, verhinderte jedoch Beschädigung. Dann kam der Mann hinterher, ebenfalls mit zwei brennenden Lichtern. Der Fremde drückte sich auf ganz eigne Weise der Wand entlang und setzte sich mir gegenüber, indem die Lichter auf den Tisch gestellt wurden. Man hätte beinahe von ihm sagen können, daß er vornehm und unzufrieden aussähe. Er forderte verdrießlich Bier und Pfeife und erregte mit wenigen Zügen einen solchen Dampf, daß wir bald in einer Wolke schwammen. Übrigens hatte sein Gesicht so etwas Charakteristisches und Anziehendes, daß ich ihn trotz seines finstern Wesens sogleich liebgewann. Die schwarzen reichen Haare trug er gescheitelt und von beiden Seiten in vielen kleinen Locken herabhängend, so daß er den Bildern von Rubens glich. Als er den großen Mantelkragen abgeworfen, sah ich, daß er in eine schwarze Kurtka mit vielen Schnüren gekleidet war, sehr fiel es mir aber auf, daß er über die Stiefeln zierliche Pantoffeln gezogen hatte. Ich wurde das gewahr, als er die Pfeife ausklopfte, die er in fünf Minuten ausgeraucht.

Unser Gespräch wollte nicht recht von statten gehen. Der Fremde schien sehr mit allerlei seltenen Pflanzen beschäftigt, die er aus einer Kapsel genommen hatte und wohlgefällig betrachtete. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung über die schönen Gewächse und frug, da sie ganz frisch gepflückt zu sein schienen, ob er vielleicht im botanischen Garten oder bei Boucher gewesen.

Er lächelte ziemlich seltsam und antwortete: „Botanik scheint nicht eben Ihr Fach zu sein, sonst hätten Sie nicht so“ – Er stockte, ich lispelte kleinlaut: „albern“ – „gefragt“, setzte er treuherzig hinzu. „Sie würden“, fuhr er fort, „auf den ersten Blick Alpenpflanzen erkannt haben, und zwar, wie sie auf dem Tschimborasso wachsen.“

Die letzten Worte sagte der Fremde leise vor sich hin, und Du

Peter Schlemihl.

(Porträt Chamissos in seiner gewöhnlichen Tracht; nur Bart und Pantoffeln sind hinzugesetzt)
Originalradierung von Franz Leopold,
1814 erschienen als Titelbild zu Schlemihls Geschichte.

Zu S. 199 unten bis 205, namentlich bis S. 201 oben; vgl. dazu S. 388 sub 1.

kannst denken, daß mir dabei gar wunderlich zumute wurde. Jede Frage erstarb mir auf den Lippen; aber immer mehr regte sich eine Ahnung in meinem Innern, und es war mir, als habe ich den Fremden nicht sowohl oft gesehen als oft gedacht.

[4. Zu dreien.]

Da pochte es aufs neue ans Fenster, der Wirt öffnete die Tür, und eine Stimme rief: „Seid so gut, Euern Spiegel zu verhängen."

„Aha!" sagte der Wirt, „da kommt noch recht spät der General Suwarow."

Die Frau verhing den Spiegel, und nun sprang mit einer täppischen Geschwindigkeit, schwerfällig hurtig, möcht' ich sagen, ein kleiner dürrer Mann herein, in einem Mantel von ganz seltsam bräunlicher Farbe, der, indem der Mann in der Stube herumhüpfte, in vielen Falten und Fältchen auf ganz eigne Weise um den Körper wehte, so daß es im Schein der Lichter beinahe anzusehen war, als führen viele Gestalten aus- und ineinander, wie bei den Enslerschen* Phantasmagorien. Dabei rieb er die in den weiten Ärmeln versteckten Hände und rief: „Kalt! – kalt – o wie kalt! In Italia ist es anders, anders!"

Endlich setzte er sich zwischen mir und dem Großen, sprechend: „Das ist ein entsetzlicher Dampf – Tabak gegen Tabak – hätt' ich nur eine Prise!"

Ich trug die spiegelblank geschliffene Stahldose in der Tasche, die Du mir einst schenktest, die zog ich gleich heraus und wollte dem Kleinen Tabak anbieten.

Kaum erblickte er die, als er mit beiden Händen darauf zufuhr

* [vielmehr Enslenschen. (Ellinger; vgl. Register.)]

und, sie wegstoßend, rief: „Weg – weg mit dem abscheulichen Spiegel!“ Seine Stimme hatte etwas Entsetzliches, und als ich ihn verwundert ansah, war er ein andrer worden. Mit einem gemütlichen jugendlichen Gesicht sprang der Kleine herein, aber nun starrte mich das todblasse, welke, eingefurchte Antlitz eines Greises mit hohlen Augen an.

Voll Entsetzen rückte ich hin zum Großen. „Um's Himmels willen, schauen Sie doch,“ wollt' ich rufen; aber der Große nahm an allem keinen Anteil, sondern war ganz vertieft in seine Tschimborasso-Pflanzen, und in dem Augenblick forderte der Kleine: „Wein des Nordens“, wie er sich preziös ausdrückte.

Nach und nach wurde das Gespräch lebendiger. Der Kleine war mir zwar sehr unheimlich, aber der Große wußte über geringfügig scheinende Dinge recht viel Tiefes und Ergötzliches zu sagen, unerachtet er mit dem Ausdruck zu kämpfen schien, manchmal auch wohl ein ungehöriges Wort einmischte, das aber oft der Sache eben eine drollige Originalität gab, und so milderte er, mit meinem Innern sich immer mehr befreundend, den übeln Eindruck des Kleinen. Dieser schien wie von lauter Springfedern getrieben, denn er rückte auf dem Stuhle hin und her, gestikulierte viel mit den Händen, und wohl rieselte mir ein Eisstrom durch die Haare über den Rücken, wenn ich es deutlich bemerkte, daß er wie aus zwei verschiedenen Gesichtern heraussah. Vorzüglich blickte er oft den Großen, dessen bequeme Ruhe sonderbar gegen des Kleinen Beweglichkeit abstach, mit dem alten Gesicht an, wiewohl nicht so entsetzlich, als zuvor mich.

In dem Maskenspiel des irdischen Lebens sieht oft der innere Geist mit leuchtenden Augen aus der Larve heraus, das Verwandte erkennend, und so mag es geschehen sein, daß wir drei absonderliche Menschen im Keller uns auch so angeschaut und erkannt hatten. Unser

Gespräch fiel in jenen Humor, der nur aus dem tief bis auf den Tod verletzten Gemüte kommt.

„Das hat auch seinen Haken," sagte der Große.

„Ach Gott," fiel ich ein, „wie viel Haken hat der Teufel überall für uns eingeschlagen, in Zimmerwänden, Lauben, Rosenhecken, woran vorbeistreifend wir etwas von unserm teuern Selbst hängen lassen. Es scheint, Verehrte, als ob uns allen auf diese Weise schon etwas abhanden gekommen – wiewohl mir diese Nacht vorzüglich Hut und Mantel fehlte: beides hängt an einem Haken in des Justizrats Vorzimmer, wie Sie wissen."

Der Kleine und der Große fuhren sichtlich auf, als träfe sie unversehens ein Schlag. Der Kleine schaute mich recht häßlich mit seinem alten Gesichte an, sprang aber gleich auf einen Stuhl und zog das Tuch fester über den Spiegel, während der Große sorgfältig die Lichter putzte.

Das Gespräch lebte mühsam wieder auf. Man erwähnte eines jungen wackern Malers, namens Philipp, und des Bildes einer Prinzessin, das er mit dem Geist der Liebe und dem frommen Sehnen nach dem Höchsten, wie der Herrin tiefer heiliger Sinn es in ihm entzündet, vollendet hatte.

„Zum Sprechen ähnlich und doch kein Porträt, sondern ein Bild," meinte der Große.

„Es ist so ganz wahr," sprach ich, „man möchte sagen, wie aus dem Spiegel gestohlen."

Da sprang der Kleine wild auf; mit dem alten Gesicht und funkelnden Augen mich anstarrend, schrie er: „Das ist albern, das ist toll! Wer vermag aus dem Spiegel Bilder zu stehlen? Wer vermag das? meinst du vielleicht, der Teufel? – Hoho Bruder, der zerbricht das Glas mit der tölpischen Kralle, und die feinen weißen Hände des Frauenbildes werden auch wund und bluten. Albern ist das. Heisa! – zeig' mir das Spiegelbild, das gestohlne Spiegelbild, und ich mache

dir den Meistersprung von tausend Klafter[n] hinab, du betrübter Bursche!"

Der Große erhob sich, schritt auf den Kleinen los und sprach: „Mache Er sich nicht so unnütz, mein Freund, sonst wird Er die Treppe hinaufgeworfen! Es mag wohl miserabel aussehen mit Seinem eignen Spiegelbilde."

„Ha ha ha ha!" lachte und kreischte der Kleine in tollem Hohn, „ha ha ha – meinst du? meinst du? Hab' ich doch meinen schönen Schlagschatten, o du jämmerlicher Geselle! Hab' ich doch meinen Schlagschatten!" –

Und damit sprang er fort, noch draußen hörten wir ihn recht hämisch meckern und lachen: „Hab' ich doch meinen Schlagschatten!"

[5. Wieder zu zweien.]

Der Große war, wie vernichtet, totenbleich in den Stuhl zurückgesunken, er hatte den Kopf in beide Hände gestützt, und aus der tiefsten Brust atmete schwer ein Seufzer auf.

„Was ist Ihnen?" frug ich teilnehmend.

„O mein Herr," erwiderte der Große, „jener böse Mensch, der uns so feindselig erschien, der mich bis hieher, bis in meine Normalkneipe verfolgte, wo ich sonst einsam blieb, da höchstens nur etwa ein Erdgeist unter dem Tisch aufduckte und Brotkrümchen naschte – jener böse Mensch hat mich zurückgeführt in mein tiefstes Elend. Ach – verloren, unwiederbringlich verloren habe ich meinen – Leben Sie wohl!"

Er stand auf und schritt mitten durch die Stube zur Türe hinaus. Alles blieb hell um ihn: er warf keinen Schlagschatten.

Voll Entzücken rannte ich nach; „Peter Schlemihl – Peter Schlemihl!" rief ich freudig.

Aber der hatte die Pantoffeln weggeworfen. Ich sah, wie er über den Gensdarmesturm hinwegschritt und in der Nacht verschwand.

*

Als ich in den Keller zurück wollte, warf mir der Wirt die Türe vor der Nase zu, sprechend: „Vor solchen Gästen bewahre mich der liebe Herre Gott!"

[Drittes Abenteuer.

Mit Spikher im ,Goldnen Adler' am Dönhoffsplatz; Spikhers Manuskript.]

Herr Mathieu ist mein guter Freund und sein Portier ein wachsamer Mann. Der machte mir gleich auf, als ich im ,Goldnen Adler' an der Hausklingel zog. Ich erklärte, wie ich mich aus einer Gesellschaft fortgeschlichen ohne Hut und Mantel; im letztern stecke aber mein Hausschlüssel, und die taube Aufwärterin herauszupochen, sei unmöglich. Der freundliche Mann (den Portier mein' ich) öffnete ein Zimmer, stellte die Lichter hin und wünschte mir eine gute Nacht.

[1. Vorm Spiegel.]

Der schöne breite Spiegel war verhängt; ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam, das Tuch herabzuziehen und beide Lichter auf den Spiegeltisch zu setzen.

Ich fand mich, da ich in den Spiegel schaute, so blaß und entstellt, daß ich mich kaum selbst wiedererkannte. – Es war mir, als schwebe aus des Spiegels tiefstem Hintergrunde eine dunkle Gestalt hervor; sowie ich fester und fester Blick und Sinn darauf richtete, entwickelten sich in seltsam magischem Schimmer deutlicher die Züge eines holden Frauenbildes – ich erkannte Julien. Von inbrünstiger Liebe und Sehnsucht befangen, seufzte ich laut auf: „Julia! Julia!"

[2. Der Schlafgefährte.]

Da stöhnte und ächzte es hinter den Gardinen eines Bettes in des Zimmers äußerster Ecke. Ich horchte auf, immer ängstlicher wurde das Stöhnen. Juliens Bild war verschwunden, entschlossen ergriff ich ein Licht, riß die Gardinen des Bettes rasch auf und schaute hinein. Wie kann ich Dir denn das Gefühl beschreiben, das mich durchbebte, als ich den Kleinen erblickte, der mit dem jugendlichen, wiewohl schmerzlich verzogenen Gesicht dalag und im Schlaf recht aus tiefster Brust aufseufzte: „Giulietta! Giulietta!"

Der Name fiel zündend in mein Inneres – das Grauen war von mir gewichen, ich faßte und rüttelte den Kleinen recht derb, rufend: „He – guter Freund, wie kommen Sie in mein Zimmer, erwachen Sie und scheren Sie sich gefälligst zum Teufel!"

Der Kleine schlug die Augen auf und schaute mich mit recht dunklen Blicken an. „Das war ein böser Traum," sprach er; „Dank sei Ihnen, daß Sie mich weckten." Die Worte klangen nur wie leise Seufzer. Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Kleine mir jetzt ganz anders erschien – ja daß der Schmerz, von dem er ergriffen, in mein eignes Innres drang und all mein Zorn in tiefer Wehmut verging.

Weniger Worte bedurfte es nur, um zu erfahren, daß der Portier mir aus Versehen dasselbe Zimmer aufgeschlossen, welches der Kleine schon eingenommen hatte, daß ich es also war, der, unziemlich eingedrungen, den Kleinen aus dem Schlafe aufstörte.

„Mein Herr," sprach der Kleine, „ich mag Ihnen im Keller wohl recht toll und ausgelassen vorgekommen sein. Schieben Sie mein Betragen darauf, daß mich, wie ich nicht leugnen kann, zuweilen ein toller Spuk befängt, der mich aus allen Kreisen des Sittigen und Gehörigen hinaustreibt. Sollte Ihnen denn nicht zuweilen Gleiches widerfahren?"

„Ach Gott ja," erwiderte ich kleinmütig, „nur noch heute abend, als ich Julien wiedersah."

„Julia?" krächzte der Kleine mit widriger Stimme, und es zuckte über sein Gesicht hin, das wieder plötzlich alt wurde. „O lassen Sie mich ruhen – verhängen Sie doch gütigst den Spiegel, Bester!" – dies sagte er, ganz matt aufs Kissen zurücksinkend.

„Mein Herr," sprach ich, „der Name meiner auf ewig verlornen Liebe scheint seltsame Erinnerungen in Ihnen zu wecken, auch variieren Sie merklich mit Dero angenehmen Gesichtszügen. Doch hoffe ich mit Ihnen ruhig die Nacht zu verbringen, weshalb ich gleich den Spiegel verhängen und mich ins Bette begeben will."

Der Kleine richtete sich auf, sah mich mit überaus milden, gutmütigen Blicken seines Jünglingsgesichts an, faßte meine Hand und sprach, sie leise drückend: „Schlafen Sie ruhig, mein Herr, ich merke, daß wir Unglücksgefährten sind. – Sollten Sie auch –? Julia – Giulietta – Nun dem sei, wie ihm wolle, Sie üben eine unwiderstehliche Gewalt über mich aus – ich kann nicht anders, ich muß Ihnen mein tiefstes Geheimnis entdecken – dann hassen, dann verachten Sie mich."

Mit diesen Worten stand der Kleine langsam auf, hüllte sich in einen weißen, weiten Schlafrock und schlich leise und recht gespensterartig nach dem Spiegel, vor den er sich hinstellte. Ach! rein und klar warf der Spiegel die beiden Lichter, die Gegenstände im Zimmer, mich selbst zurück, die Gestalt des Kleinen war nicht zu sehen im Spiegel, kein Strahl reflektierte sein dicht herangebogenes Gesicht. Er wandte sich zu mir, die tiefste Verzweiflung in den Mienen; er drückte meine Hände: „Sie kennen nun mein grenzenloses Elend," sprach er; „Schlemihl, die reine, gute Seele, ist beneidenswert gegen mich Verworfenen. Leichtsinnig verkaufte er seinen Schlagschatten, aber ich! – ich gab mein Spiegelbild ihr – ihr! – oh – oh – oh!" So tief auf-

stöhnend, die Hände vor die Augen gedrückt, wankte der Kleine nach dem Bette, in das er sich schnell warf.

Erstarrt blieb ich stehen. Argwohn, Verachtung, Grauen, Teilnahme, Mitleiden – ich weiß selbst nicht, was sich alles für und wider den Kleinen in meiner Brust regte.

Der Kleine fing indes bald an, so anmutig und melodiös zu schnarchen, daß ich der narkotischen Kraft dieser Töne nicht widerstehen konnte. Schnell verhing ich den Spiegel, löschte die Lichter aus, warf mich so wie der Kleine ins Bett und fiel bald in tiefen Schlaf.

[3. Gegen Morgen: Der Kleine schreibt.]

Es mochte wohl schon Morgen sein, als ein blendender Schimmer mich weckte. Ich schlug die Augen auf und erblickte den Kleinen, der im weißen Schlafrock, die Nachtmütze auf dem Kopf, den Rücken mir zugewendet, am Tische saß und bei beiden angezündeten Lichtern emsig schrieb*. Er sah recht spukhaft aus, mir wandelte ein Grauen an.

[4. Vormittags: der Traum von der Weihnachtsausstellung beim Konditor.]

Der Traum erfaßte mich plötzlich und trug mich wieder zum Justizrat, wo ich neben Julien auf der Ottomane saß.

Doch bald war es mir, als sei die ganze Gesellschaft eine spaßhafte Weihnachtsausstellung bei Fuchs, Weyde, Schoch oder sonst, der Justizrat eine zierliche Figur von Dragant mit postpapiernem Jabot.

Höher und höher wurden die Bäume und Rosenbüsche.

* [Er wollte, wie wir hörten, dem Enthusiasten sein „tiefstes Geheimnis entdecken", hatte das aber bisher nur andeutungsweise getan und vollendete die Enthüllung nun schriftlich.]

Julie stand auf und reichte mir den kristallnen Pokal, aus dem blaue Flammen emporleckten. Da zog es mich am Arm, der Kleine stand hinter mir mit dem alten Gesicht und lispelte: „Trink nicht, trink nicht – sieh sie doch recht an! – hast du sie nicht schon gesehen auf den Warnungstafeln von Breughel, von Callot oder von Rembrandt?" – Mir schauerte vor Julien, denn freilich war sie in ihrem faltenreichen Gewande mit den bauschichten Ärmeln, in ihrem Haarschmuck so anzusehen wie die von höllischen Untieren umgebene lockende Jungfrauen auf den Bildern jener Meister.

„Warum fürchtest du dich denn," sprach Julie, „ich habe dich und dein Spiegelbild doch ganz und gar."

Ich ergriff den Pokal, aber der Kleine hüpfte wie ein Eichhörnchen auf meine Schultern und wehte mit dem Schweife in die Flammen, widrig quiekend: „Trink nicht – trink nicht."

Doch nun wurden alle Zuckerfiguren der Ausstellung lebendig und bewegten komisch die Händchen und Füßchen, der dragantne Justizrat trippelte auf mich zu und rief mit einem ganz feinen Stimmchen: „Warum der ganze Rumor, mein Bester? warum der ganze Rumor? Stellen Sie sich doch nur auf Ihre liebe Füße, denn schon lange bemerke ich, daß Sie in den Lüften über Stühle und Tische wegschreiten."

Der Kleine war verschwunden, Julie hatte nicht mehr den Pokal in der Hand. „Warum wolltest du denn nicht trinken?" sprach sie. „War denn die reine herrliche Flamme, die dir aus dem Pokal entgegenstrahlte, nicht der Kuß, wie du ihn einst von mir empfingst?"

Ich wollte sie an mich drücken, Schlemihl trat aber dazwischen, sprechend: „Das ist Mina*, die den Raskal** geheiratet." Er hatte einige Zuckerfiguren getreten, die ächzten sehr.

---

* [Schlemihls ehemalige Braut.]

** [Dessen ehemaliger Diener.]

Aber bald vermehrten diese sich zu Hunderten und Tausenden und trippelten um mich her und an mir herauf im bunten häßlichen Gewimmel und umsummten mich wie ein Bienenschwarm. – Der dragantne Justizrat hatte sich bis zur Halsbinde heraufgeschwungen, die zog er immer fester und fester an.

„Verdammter dragantner Justizrat!" schrie ich laut – und fuhr auf aus dem Schlafe. Es war heller lichter Tag, schon elf Uhr mittags.

[5. Das Manuskript des Kleinen.]

„Das ganze Ding mit dem Kleinen war auch wohl nur ein lebhafter Traum," dacht' ich eben, als der mit dem Frühstück eintretende Kellner mir sagte, daß der fremde Herr, der mit mir in einem Zimmer geschlafen, am frühen Morgen abgereiset sei und sich mir sehr empfehlen lasse.

Auf dem Tische, an dem nachts der spukhafte Kleine saß, fand ich ein frisch beschriebnes Blatt, dessen Inhalt ich dir mitteile, da es unbezweifelt des Kleinen wundersame Geschichte ist.

Die Geschichte vom verlornen Spiegelbilde.

Endlich war es doch so weit gekommen, daß Erasmus Spikher den Wunsch, den er sein Leben lang im Herzen genährt, erfüllen konnte. Mit frohem Herzen und wohlgefülltem Beutel setzte er sich in den Wagen, um die nördliche Heimat zu verlassen und nach dem schönen warmen Welschland zu reisen. Die liebe fromme Hausfrau vergoß tausend Tränen; sie hob den kleinen Rasmus, nachdem sie ihm Nase und Mund sorgfältig geputzt, in den Wagen hinein, damit der Vater zum Abschiede ihn noch sehr küsse. „Lebe wohl, mein lieber Erasmus Spikher," sprach die Frau schluchzend, „das Haus will ich dir gut bewahren, denke fein fleißig an mich, bleibe mir treu und verliere nicht die schöne Reisemütze, wenn du, wie du wohl pflegst, schlafend zum Wagen herausnickst." – Spikher versprach das.

[Erstes Kapitel.

In Florenz.]

In dem schönen Florenz fand Erasmus einige Landsleute, die voll Lebenslust und jugendlichem Mut in den üppigen Genüssen, wie sie das herrliche Land reichlich darbot, schwelgten. Er bewies sich ihnen als ein wackrer Kumpan, und es wurden allerlei ergötzliche Gelage veranstaltet, denen Spikhers besonders muntrer Geist und das Talent, dem tollen Ausgelassenen das Sinnige beizufügen, einen eignen Schwung gaben.

[1. Das nächtliche Gartenfest.]

So kam es denn, daß die jungen Leute (Erasmus, erst siebenundzwanzig Jahr alt, war wohl dazu zu rechnen) einmal zur Nachtzeit in eines herrlichen, duftenden Gartens erleuchtetem Boskett ein gar fröhliches Fest begingen. Jeder, nur nicht Erasmus, hatte eine liebliche Donna mitgebracht. Die Männer gingen in zierlicher altdeutscher Tracht, die Frauen waren in bunten leuchtenden Gewändern, jede auf andere Art, ganz phantastisch gekleidet, so daß sie erschienen wie liebliche wandelnde Blumen. Hatte diese oder jene zu dem Saitengelispel der Mandolinen ein italienisches Liebeslied gesungen, so stimmten die Männer unter dem lustigen Geklingel der mit Syrakuser gefüllten Gläser einen kräftigen deutschen Rundgesang an. Ist ja doch Italien das Land der Liebe. Der Abendwind säuselte wie in sehnsüchtigen Seufzern, wie Liebeslaute durchwallten die Orange- und Jasmindüfte das Boskett, sich mischend in das lose neckhafte Spiel, das die holden Frauenbilder, all die kleinen zarten Buffonerien, wie sie nur den italienischen Weibern eigen, aufbietend, begonnen hatten.

Immer reger und lauter wurde die Lust. Friedrich, der glühendste vor allen, stand auf, mit einem Arm hatte er seine Donna umschlungen, und das mit perlendem Syrakuser gefüllte Glas mit der andern Hand hoch schwingend rief er: „Wo ist denn Himmelslust und Seligkeit zu finden als bei euch, ihr holden, herrlichen italienischen Frauen, ihr seid ja die Liebe selbst. – Aber du, Erasmus," fuhr er fort, sich zu Spikher wendend, „scheinst das nicht sonderlich zu fühlen, denn nicht allein, daß du, aller Verabredung, Ordnung und Sitte entgegen, keine Donna zu unserm Feste geladen hast, so bist du auch heute so trübe und in dich gekehrt, daß, hättest du nicht wenigstens tapfer getrunken und gesungen, ich glauben würde, du seist mit einem Mal ein langweiliger Melancholikus geworden." – „Ich muß dir gestehen, Friedrich," er-

widerte Erasmus, „daß ich mich auf die Weise nun einmal nicht freuen kann. Du weißt ja, daß ich eine liebe, fromme Hausfrau zurückgelassen habe, die ich recht aus tiefster Seele liebe, und an der ich ja offenbar einen Verrat beginge, wenn ich im losen Spiel auch nur für einen Abend mir eine Donna wählte. Mit euch unbeweibten Jünglingen ist das ein andres, aber ich als Familienvater –". Die Jünglinge lachten hell auf, da Erasmus bei dem Worte „Familienvater" sich bemühte, das jugendliche gemütliche Gesicht in ernste Falten zu ziehen, welches denn eben sehr possierlich herauskam. Friedrichs Donna ließ sich das, was Erasmus deutsch gesprochen, in das Italienische übersetzen, dann wandte sie sich ernsten Blickes zum Erasmus und sprach, mit aufgehobenem Finger leise drohend: „Du kalter, kalter Deutscher! verwahre dich wohl, noch hast du Giulietta nicht gesehen!"

In dem Augenblick rauschte es beim Eingange des Bosketts, und aus dunkler Nacht trat in den lichten Kerzenschimmer hinein ein wunderherrliches Frauenbild. Das weiße, Busen, Schultern und Nacken nur halb verhüllende Gewand, mit bauschichten, bis an die Ellbogen streifenden Ärmeln, floß in reichen breiten Falten herab, die Haare [waren] vorn an der Stirn gescheitelt, hinten in vielen Flechten heraufgenestelt. – Goldne Ketten um den Hals, reiche Armbänder, um die Handgelenke geschlungen, vollendeten den altertümlichen Putz der Jungfrau, die anzusehen war, als wandle ein Frauenbild von Rubens oder dem zierlichen Mieris daher. „Giulietta!" riefen die Mädchen voll Erstaunen. Giulietta, deren Engelsschönheit alle überstrahlte, sprach mit süßer lieblicher Stimme: „Laßt mich doch teilnehmen an euerm schönen Fest, ihr wackern deutschen Jünglinge. Ich will hin zu jenem dort, der unter euch ist so ohne Lust und ohne Liebe." Damit wandelte sie in hoher Anmut zum Erasmus und setzte sich auf den Sessel, der neben ihm leer geblieben, da man vorausgesetzt hatte, daß auch er eine Donna mitbringen werde. Die Mädchen lispelten untereinander: „Seht, o seht, wie Giulietta heute wieder so schön ist!" und die Jünglinge sprachen: „Was ist denn das mit dem Erasmus, er hat ja die Schönste gewonnen und uns nur wohl verhöhnt?"

Dem Erasmus war bei dem ersten Blick, den er auf Giulietta warf, so ganz besonders zumute geworden, daß er selbst nicht wußte, was sich denn so gewaltsam in seinem Innern rege. Als sie sich ihm näherte, faßte ihn eine fremde Gewalt und drückte seine Brust zusammen, daß sein Atem stockte. Das Auge fest geheftet auf Giulietta, mit erstarrten Lippen saß er da und konnte kein Wort hervorbringen, als die Jünglinge laut Giuliettas Anmut und Schön-

heit priesen. Giulietta nahm einen vollgeschenkten Pokal und stand auf, ihn dem Erasmus freundlich darreichend: der ergriff den Pokal, Giuliettas zarte Finger leise berührend. Er trank, Glut strömte durch seine Adern. Da frug Giulietta scherzend: „Soll ich denn Eure Donna sein?" Aber Erasmus warf sich wie im Wahnsinn vor Giulietta nieder, drückte ihre beiden Hände an seine Brust und rief: „Ja, du bist es, dich habe ich geliebt immerdar, dich, du Engelsbild! – Dich habe ich geschaut in meinen Träumen, du bist mein Glück, meine Seligkeit, mein höheres Leben!" – Alle glaubten, der Wein sei dem Erasmus zu Kopf gestiegen, denn so hatten sie ihn nie gesehen, er schien ein anderer worden. „Ja, du – du bist mein Leben, du flammst in mir mit verzehrender Glut. Laß mich untergehen – untergehen! Nur in dir, nur du will ich sein", so schrie Erasmus. Aber Giulietta nahm ihn sanft in die Arme. Ruhiger geworden, setzte er sich an ihre Seite, und bald begann wieder das heitre Liebesspiel in munteren Scherzen und Liedern, das durch Giulietta und Erasmus unterbrochen worden.

Wenn Giulietta sang, war es, als gingen aus tiefster Brust Himmelstöne hervor, nie gekannte, nur geahnte Lust in allen entzündend. Ihre volle wunderbare Kristallstimme trug eine geheimnisvolle Glut in sich, die jedes Gemüt ganz und gar befing. Fester hielt jeder Jüngling seine Donna umschlungen, und feuriger strahlte Aug' in Auge.

Schon verkündete ein roter Schimmer den Anbruch der Morgenröte, da rief Giulietta, das Fest zu enden. Es geschah. Erasmus schickte sich an, Giulietta zu begleiten; sie schlug das ab und bezeichnete ihm das Haus, wo er sie künftig finden könne. Während des deutschen Rundgesanges, den die Jünglinge noch zum Beschluß des Festes anstimmten, war Giulietta aus dem Boskett verschwunden; man sah sie hinter zwei Bedienten, die mit Fackeln voranschritten, durch einen fernen Laubgang wandeln. Erasmus wagte nicht, ihr zu folgen. Die Jünglinge nahmen nun jeder seine Donna unter den Arm und schritten in voller heller Lust von dannen. Ganz verstört und im Innern zerrissen von Sehnsucht und Liebesqual, folgte ihnen endlich Erasmus, dem sein kleiner Diener mit der Fackel vorleuchtete.

So ging er, da die Freunde ihn verlassen, durch eine entlegene Straße, die nach seiner Wohnung führte. Die Morgenröte war hoch heraufgestiegen, der Diener stieß die Fackel auf dem Steinpflaster aus, aber in den aufsprühenden Funken stand plötzlich eine seltsame Figur vor Erasmus, ein langer dürrer Mann mit spitzer Habichtsnase, funkelnden Augen, hämisch verzogenem Munde, im feuerroten Rock mit strahlenden Stahlknöpfen. Der lachte und rief mit

unangenehm gellender Stimme: „Ho, ho! Ihr seid wohl aus einem alten Bilderbuch herausgestiegen mit Euerm Mantel, Euerm geschlitzten Wams und Euerm Federnbarett. Ihr seht recht schnackisch aus, Herr Erasmus; aber wollt Ihr denn auf der Straße der Leute Spott werden? Kehrt doch nur ruhig zurück in Euern Pergamentband." – „Was geht Euch meine Kleidung an," sprach Erasmus verdrießlich und wollte, den roten Kerl beiseite schiebend, vorübergehen, der schrie ihm nach: „Nun, nun – eilt nur nicht so, zur Giulietta könnt Ihr doch jetzt gleich nicht hin." Erasmus drehte sich rasch um. „Was sprecht Ihr von Giulietta," rief er mit wilder Stimme, den roten Kerl bei der Brust packend. Der wandte sich aber pfeilschnell und war, ehe sich's Erasmus versah, verschwunden. Erasmus blieb ganz verblüfft stehen mit dem Stahlknopf in der Hand, den er dem Roten abgerissen. „Das war der Wunderdoktor, Signor Dapertutto; was der nur von Euch wollte?" sprach der Diener. Aber dem Erasmus wandelte ein Grauen an; er eilte, sein Haus zu erreichen. –

[2. Verkehr mit Giulietta.]

Giulietta empfing den Erasmus mit all der wunderbaren Anmut und Freundlichkeit, die ihr eigen. Der wahnsinnigen Leidenschaft, die den Erasmus entflammt, setzte sie ein mildes, gleichmütiges Betragen entgegen. Nur dann und wann funkelten ihre Augen höher auf, und Erasmus fühlte, wie leise Schauer aus dem Innersten heraus ihn durchbebten, wenn sie manchmal ihn mit einem recht seltsamen Blicke traf. Nie sagte sie ihm, daß sie ihn liebe; aber ihre ganze Art und Weise mit ihm umzugehen, ließ es ihn deutlich ahnen, und so kam es, daß immer festere und festere Bande ihn umstrickten. Ein wahres Sonnenleben ging ihm auf; die Freunde sah er selten, da Giulietta ihn in andere fremde Gesellschaft eingeführt. –

[3. Die Katastrophe.]

Einst begegnete ihm Friedrich, der ließ ihn nicht los, und als der Erasmus durch manche Erinnerung an sein Vaterland und an sein Haus recht mild und weich geworden, da sagte Friedrich: „Weißt du wohl, Spikher, daß du in recht gefährliche Bekanntschaft geraten bist? Du mußt es doch wohl schon gemerkt haben, daß die schöne Giulietta eine der schlauesten Courtisanen ist, die es je gab. Man trägt sich dabei mit allerlei geheimnisvollen, seltsamen Geschichten, die sie in gar besonderm Lichte erscheinen lassen. Daß sie über die

Menschen, wenn sie will, eine unwiderstehliche Macht übt und sie in unauflösliche Bande verstrickt, seh' ich an dir: du bist ganz und gar verändert, du bist ganz der verführerischen Giulietta hingegeben, du denkst nicht mehr an deine liebe fromme Hausfrau." — Da hielt Erasmus beide Hände vors Gesicht, er schluchzte laut, er rief den Namen seiner Frau. Friedrich merkte wohl, wie ein innerer harter Kampf begonnen. „Spikher," fuhr er fort, „laß uns schnell abreisen." „Ja, Friedrich," rief Spikher heftig, „du hast recht. Ich weiß nicht, wie mich so finstre gräßliche Ahnungen plötzlich ergreifen, — ich muß fort, noch heute fort." —

Beide Freunde eilten über die Straße. Quer vorüber schritt Signor Dapertutto, der lachte dem Erasmus ins Gesicht und rief: „Ach, eilt doch, eilt doch nur schnell! Giulietta wartet schon, das Herz voll Sehnsucht, die Augen voll Tränen. Ach, eilt doch, eilt doch!" Erasmus wurde wie vom Blitz getroffen. „Dieser Kerl," sprach Friedrich, „dieser Ciarlatano ist mir im Grunde der Seele zuwider, und daß der bei Giulietta aus- und eingeht und ihr seine Wunderessenzen verkauft —" „Was!" rief Erasmus, „dieser abscheuliche Kerl bei Giulietta — bei Giulietta?" —

„Wo bleibt Ihr aber auch so lange? Alles wartet auf Euch! Habt Ihr denn gar nicht an mich gedacht?" so rief eine sanfte Stimme vom Balkon herab. Es war Giulietta, vor deren Hause die Freunde, ohne es bemerkt zu haben, standen. Mit einem Sprunge war Erasmus im Hause. „Der ist nun einmal hin und nicht mehr zu retten," sprach Friedrich leise und schlich über die Straße fort.

Nie war Giulietta liebenswürdiger gewesen; sie trug dieselbe Kleidung als damals in dem Garten, sie strahlte in voller Schönheit und jugendlicher Anmut. Erasmus hatte alles vergessen, was er mit Friedrich gesprochen; mehr als je riß ihn die höchste Wonne, das höchste Entzücken unwiderstehlich hin. Aber auch noch niemals hatte Giulietta so ohne allen Rückhalt ihm ihre innigste Liebe merken lassen. Nur ihn schien sie zu beachten, nur für ihn zu sein. —

Auf einer Villa, die Giulietta für den Sommer gemietet, sollte ein Fest gefeiert werden. Man begab sich dahin. In der Gesellschaft befand sich ein junger Italiener von recht häßlicher Gestalt und noch häßlicheren Sitten, der bemühte sich viel um Giulietta und erregte die Eifersucht des Erasmus, der voll Ingrimm sich von den andern entfernte und einsam in einer Seitenallee des Gartens auf- und abschlich. Giulietta suchte ihn auf. „Was ist dir? — bist du denn nicht ganz mein?" Damit umfing sie ihn mit den zarten Armen und drückte einen Kuß auf seine Lippen. Feuerstrahlen durchblitzten ihn, in rasender Liebes-

wut drückte er die Geliebte an sich und rief: „Nein, ich lasse dich nicht, und sollte ich untergehen im schmachvollsten Verderben!" Giulietta lächelte seltsam bei diesen Worten, und ihn traf jener sonderbare Blick, der ihm jederzeit innern Schauer erregte. Sie gingen wieder zur Gesellschaft. Der widrige junge Italiener trat jetzt in die Rolle des Erasmus; von Eifersucht getrieben, stieß er allerlei spitze beleidigende Reden gegen Deutsche und insbesondere gegen Spikher aus. Der konnte es endlich nicht länger ertragen; rasch schritt er auf den Italiener los. „Haltet ein", sprach er, „mit Euern nichtswürdigen Sticheleien auf Deutsche und auf mich, sonst werfe ich Euch in jenen Teich, und Ihr könnt Euch im Schwimmen versuchen." In dem Augenblick blitzte ein Dolch in des Italieners Hand, da packte Erasmus ihn wütend bei der Kehle und warf ihn nieder, ein kräftiger Fußtritt ins Genick, und der Italiener gab röchelnd seinen Geist auf. – Alles stürzte auf den Erasmus los. Er war ohne Besinnung – er fühlte sich ergriffen, fortgerissen.

Als er wie aus tiefer Betäubung erwachte, lag er in einem kleinen Kabinett zu Giuliettas Füßen, die, das Haupt über ihn herabgebeugt, ihn mit beiden Armen umfaßt hielt. „Du böser, böser Deutscher," sprach sie unendlich sanft und mild, „welche Angst hast du mir verursacht! Aus der nächsten Gefahr habe ich dich errettet, aber nicht sicher bist du mehr in Florenz, in Italien. Du mußt fort, du mußt mich, die dich so sehr liebt, verlassen." Der Gedanke der Trennung zerriß den Erasmus in namenlosem Schmerz und Jammer. „Laß mich bleiben," schrie er, „ich will ja gern den Tod leiden, heißt denn sterben mehr, als leben ohne dich?" Da war es ihm, als rufe eine leise ferne Stimme schmerzlich seinen Namen. Ach! es war die Stimme der frommen deutschen Hausfrau. Erasmus verstummte, und auf ganz seltsame Weise frug Giulietta: „Du denkst wohl an dein Weib? – Ach, Erasmus, du wirst mich nur zu bald vergessen." – „Könnte ich nur ewig und immerdar ganz dein sein," sprach Erasmus. Sie standen gerade vor dem schönen breiten Spiegel, der in der Wand des Kabinetts angebracht war und an dessen beiden Seiten helle Kerzen brannten. Fester, inniger drückte Giulietta den Erasmus an sich, indem sie leise lispelte: „Laß mir dein Spiegelbild, du innig Geliebter, es soll mein [sein] und bei mir bleiben immerdar." – „Giulietta," rief Erasmus ganz verwundert, „was meinst du denn? – mein Spiegelbild?" – Er sah dabei in den Spiegel, der ihn und Giulietta in süßer Liebesumarmung zurückwarf. „Wie kannst du denn mein Spiegelbild behalten," fuhr er fort, „das mit mir wandelt überall und aus jedem klaren Wasser, aus jeder hellgeschliffnen Fläche mir entgegentritt? – „Nicht einmal," sprach Giulietta, „nicht einmal diesen Traum

deines Ichs, wie er aus dem Spiegel hervorschimmert, gönnst du mir, der du sonst mein mit Leib und Leben sein wolltest? Nicht einmal dein unstetes Bild soll bei mir bleiben und mit mir wandeln durch das arme Leben, das nun wohl, da du fliehst, ohne Lust und Liebe bleiben wird?" Die heißen Tränen stürzten der Giulietta aus den schönen dunklen Augen. Da rief Erasmus, wahnsinnig vor tötendem Liebesschmerz: „Muß ich denn fort von dir, muß ich fort, so soll mein Spiegelbild dein bleiben auf ewig und immerdar. Keine Macht – der Teufel soll es dir nicht entreißen, bis du mich selbst hast mit Seele und Leib." – Giuliettas Küsse brannten wie Feuer auf seinem Munde, als er dies gesprochen. Dann ließ sie ihn los und streckte sehnsuchtsvoll die Arme aus nach dem Spiegel. Erasmus sah, wie sein Bild unabhängig von seinen Bewegungen hervortrat; wie es in Giuliettas Arme glitt; wie es mit ihr im seltsamen Duft verschwand. Allerlei häßliche Stimmen meckerten und lachten in teuflischem Hohn; erfaßt von dem Todeskrampf des tiefsten Entsetzens, sank er bewußtlos zu Boden, aber die fürchterliche Angst – das Grausen riß ihn auf aus der Betäubung, in dicker dichter Finsternis taumelte er zur Türe hinaus, die Treppe hinab.

Vor dem Hause ergriff man ihn und hob ihn in einen Wagen, der schnell fortrollte. „Dieselben haben sich etwas alteriert, wie es scheint," sprach der Mann, der sich neben ihn gesetzt hatte, in deutscher Sprache, „Dieselben haben sich etwas alteriert, indessen wird jetzt alles ganz vortrefflich gehen, wenn Sie sich nur mir ganz überlassen wollen. Giuliettchen hat schon das ihrige getan und mir Sie empfohlen. Sie sind auch ein recht lieber junger Mann und inklinieren erstaunlich zu angenehmen Späßen, wie sie uns, mir und Giuliettchen, sehr behagen. Das war mir ein recht tüchtiger deutscher Tritt in den Nacken. Wie dem Amoroso die Zunge kirschblau zum Halse heraushing – es sah recht possierlich aus, und wie er so krächzte und ächzte und nicht gleich abfahren konnte – ha – ha – ha –" Die Stimme des Mannes war so widrig höhnend, sein Schnickschnack so gräßlich, daß die Worte Dolchstichen gleich in des Erasmus Brust fuhren. „Wer Ihr auch sein mögt," sprach Erasmus, „schweigt, schweigt von der entsetzlichen Tat, die ich bereue!" – „Bereuen, bereuen!" erwiderte der Mann, „so bereut Ihr auch wohl, daß Ihr Giulietta kennen gelernt und ihre süße Liebe erworben habt?" – „Ach, Giulietta, Giulietta!" seufzte Erasmus. „Nun ja," fuhr der Mann fort, „so seid Ihr nun kindisch, Ihr wünscht und wollt, aber alles soll auf gleichem glatten Wege bleiben. Fatal ist es zwar, daß Ihr Giulietta habt verlassen müssen; aber doch könnte ich wohl, bliebet Ihr hier, Euch allen Dolchen Eurer Verfolger und auch der

lieben Justiz entziehen." Der Gedanke, bei Giulietta bleiben zu können, ergriff den Erasmus gar mächtig. „Wie wäre das möglich?" frug er. — „Ich kenne", fuhr der Mann fort, „ein sympathetisches Mittel, das Eure Verfolger mit Blindheit schlägt, kurz, welches bewirkt, daß Ihr ihnen immer mit einem andern Gesichte erscheint und sie Euch niemals wieder erkennen. Sowie es Tag ist, werdet Ihr so gut sein, recht lange und aufmerksam in irgend einen Spiegel zu schauen, mit Euerm Spiegelbilde nehme ich dann, ohne es im mindesten zu versehren, gewisse Operationen vor, und Ihr seid geborgen, Ihr könnt dann leben mit Giulietta ohne alle Gefahr in aller Lust und Freudigkeit." — „Fürchterlich, fürchterlich!" schrie Erasmus auf. „Was ist denn fürchterlich, mein Wertester?" frug der Mann höhnisch. „Ach, ich — habe, ich — habe —", fing Erasmus an. „Euer Spiegelbild sitzen lassen," fiel der Mann schnell ein, „sitzen lassen bei Giulietta? — ha ha ha! Bravissimo, mein Bester! Nun könnt Ihr durch Fluren und Wälder, Städte und Dörfer laufen, bis Ihr Euer Weib gefunden nebst dem kleinen Rasmus und wieder ein Familienvater seid, wiewohl ohne Spiegelbild, worauf es Eurer Frau auch weiter wohl nicht ankommen wird, da sie Euch leiblich hat, Giulietta aber nur Euer schimmerndes Traum-Ich." — „Schweige, du entsetzlicher Mensch," schrie Erasmus. In dem Augenblick nahte sich ein fröhlich singender Zug mit Fackeln, die ihren Glanz in den Wagen warfen. Erasmus sah seinem Begleiter ins Gesicht und erkannte den häßlichen Doktor Dapertutto. Mit einem Satz sprang er aus dem Wagen und lief dem Zuge entgegen, da er schon in der Ferne Friedrichs wohltönenden Baß erkannt hatte.

Die Freunde kehrten von einem ländlichen Mahle zurück. Schnell unterrichtete Erasmus Friedrichen von allem, was geschehen, und verschwieg nur den Verlust seines Spiegelbildes. Friedrich eilte mit ihm voran nach der Stadt, und so schnell wurde alles Nötige veranstaltet, daß, als die Morgenröte aufgegangen, Erasmus auf einem raschen Pferde sich schon weit von Florenz entfernt hatte. —

[Zweites Kapitel.

Die Rückreise.

(Vom Enthusiasten nur im Auszuge mitgeteilt.)]

Spikher hat manches Abenteuer aufgeschrieben, das ihm auf seiner Reise begegnete.

Am merkwürdigsten ist der Vorfall, welcher zuerst den Verlust seines Spiegel-

bildes ihm recht seltsam fühlen ließ. Er war nämlich gerade, weil sein müdes Pferd Erholung bedurfte, in einer großen Stadt geblieben und setzte sich ohne Arg an die stark besetzte Wirtstafel, nicht achtend, daß ihm gegenüber ein schöner klarer Spiegel hing. Ein Satan von Kellner, der hinter seinem Stuhle stand, wurde gewahr, daß drüben im Spiegel der Stuhl leer geblieben und sich nichts von der darauf sitzenden Person reflektiere. Er teilte seine Bemerkung dem Nachbar des Erasmus mit, der seinem Nebenmann, es lief durch die ganze Tischreihe ein Gemurmel und Geflüster, man sah den Erasmus an, dann in den Spiegel. Noch hatte Erasmus gar nicht bemerkt, daß ihm das alles galt, als ein ernsthafter Mann vom Tische aufstand, ihn vor den Spiegel führte, hineinsah und dann, sich zur Gesellschaft wendend, laut rief: „Wahrhaftig, er hat kein Spiegelbild!" „Er hat kein Spiegelbild — er hat kein Spiegelbild!" schrie alles durcheinander; „ein mauvais sujet, ein homo nefas, werft ihn zur Türe hinaus!" — Voll Wut und Scham flüchtete Erasmus auf sein Zimmer; aber kaum war er dort, als ihm von Polizei wegen angekündigt wurde, daß er binnen einer Stunde mit seinem vollständigen, völlig ähnlichen Spiegelbilde vor der Obrigkeit erscheinen oder die Stadt verlassen müsse. Er eilte von dannen, vom müßigen Pöbel, von den Straßenjungen verfolgt, die ihm nachschrien: „Da reitet er hin, der dem Teufel sein Spiegelbild verkauft hat, da reitet er hin!" — Endlich war er im Freien.

Nun ließ er überall, wo er hinkam, unter dem Vorwande eines natürlichen Abscheus gegen jede Abspieglung, alle Spiegel schnell verhängen, und man nannte ihn daher spottweise den General Suwarow, der ein gleiches tat. —

[Drittes Kapitel.

Wieder in der Vaterstadt.]

Freudig empfing ihn, als er seine Vaterstadt und sein Haus erreicht, die liebe Frau mit dem kleinen Rasmus, und bald schien es ihm, als sei in ruhiger, friedlicher Häuslichkeit der Verlust des Spiegelbildes wohl zu verschmerzen.

[1. Die Entdeckung des Verlustes; erste Verstoßung.]

Es begab sich eines Tages, daß Spikher, der die schöne Giulietta ganz aus Sinn und Gedanken verloren, mit dem kleinen Rasmus spielte; der hatte die Händchen voll Ofenruß und fuhr damit dem Papa ins Angesicht. „Ach, Vater, Vater, wie hab' ich dich schwarz gemacht, schau' mal her!" So rief der

Kleine und holte, ehe Spikher es hindern konnte, einen Spiegel herbei, den er, ebenfalls hineinschauend, dem Vater vorhielt. – Aber gleich ließ er den Spiegel weinend fallen und lief schnell zum Zimmer hinaus.

Bald darauf trat die Frau herein, Staunen und Schreck in den Mienen. „Was hat mir der Rasmus von dir erzählt!" sprach sie. „Daß ich kein Spiegelbild hätte, nicht wahr, mein Liebchen?" fiel Spikher mit erzwungenem Lächeln ein und bemühte sich zu beweisen, daß es zwar unsinnig sei zu glauben, man könne überhaupt sein Spiegelbild verlieren, im ganzen sei aber nicht viel daran verloren, da jedes Spiegelbild doch nur eine Illusion sei, Selbstbetrachtung zur Eitelkeit führe, und noch dazu ein solches Bild das eigne Ich spalte in Wahrheit und Traum. Indem er so sprach, hatte die Frau von einem verhängten Spiegel, der sich in dem Wohnzimmer befand, schnell das Tuch herabgezogen. Sie schaute hinein, und als träfe sie ein Blitzstrahl, sank sie zu Boden. Spikher hob sie auf, aber kaum hatte die Frau das Bewußtsein wieder, als sie ihn mit Abscheu von sich stieß. „Verlasse mich," schrie sie, „verlasse mich, fürchterlicher Mensch! Du bist es nicht, du bist nicht mein Mann, nein – ein höllischer Geist bist du, der mich um meine Seligkeit bringen, der mich verderben will. – Fort, verlasse mich, du hast keine Macht über mich, Verdammter!" Ihre Stimme gellte durch das Zimmer, durch den Saal, die Hausleute liefen entsetzt herbei, in voller Wut und Verzweiflung stürzte Erasmus zum Hause hinaus.

[2. Die Versuchung durch Dapertutto, nachts im Park.]

Wie von wilder Raserei getrieben, rannte er durch die einsamen Gänge des Parks, der sich bei der Stadt befand. Giuliettas Gestalt stieg vor ihm auf in Engelsschönheit, da rief er laut: „Rächst du dich so, Giulietta, dafür, daß ich dich verließ und dir statt meines Selbst nur mein Spiegelbild gab? Ha, Giulietta, ich will ja dein sein mit Leib und Seele, sie hat mich verstoßen, sie, der ich dich opferte. Giulietta, Giulietta, ich will ja dein sein mit Leib und Leben und Seele." – „Das können Sie ganz füglich, mein Wertester," sprach Signor Dapertutto, der auf einmal in seinem scharlachroten Rocke mit den blitzenden Stahlknöpfen dicht neben ihm stand. Es waren Trostesworte für den unglücklichen Erasmus, deshalb achtete er nicht Dapertuttos hämisches, häßliches Gesicht, er blieb stehen und frug mit recht kläglichem Ton: „Wie soll ich sie denn wieder finden, sie, die wohl auf immer für mich verloren ist?" – „Mit nichten," erwiderte Dapertutto, „sie ist gar nicht weit von hier und sehnt sich erstaunlich nach Ihrem werten Selbst, Verehrter, da doch, wie Sie ein-

sehen, ein Spiegelbild nur eine schnöde Illusion ist. Übrigens gibt sie Ihnen, sobald sie sich Ihrer werten Person, nämlich mit Leib, Leben und Seele, sicher weiß, Ihr angenehmes Spiegelbild glatt und unversehrt dankbarlichst zurück." „Führe mich zu ihr – zu ihr hin!" rief Erasmus, „wo ist sie?" „Noch einer Kleinigkeit bedarf es," fiel Dapertuto ein, „bevor Sie Giulietta sehen und sich ihr gegen Erstattung des Spiegelbildes ganz ergeben können. Dieselben vermögen nicht so ganz über Dero werte Person zu disponieren, da Sie noch durch gewisse Bande gefesselt sind, die erst gelöset werden müssen. – Dero liebe Frau nebst dem hoffnungsvollen Söhnlein –" „Was soll das?" fuhr Erasmus wild auf. „Eine unmaßgebliche Trennung dieser Bande", fuhr Dapertutto fort, „könnte auf ganz leicht menschliche Weise bewirkt werden. Sie wissen ja von Florenz aus, daß ich wundersame Medikamente geschickt zu bereiten weiß, da hab' ich denn hier so ein Hausmittelchen in der Hand. Nur ein paar Tropfen dürfen die genießen, welche Ihnen und der lieben Giulietta im Wege sind, und sie sinken ohne schmerzliche Gebärde lautlos zusammen. Man nennt das zwar sterben, und der Tod soll bitter sein; aber ist denn der Geschmack bittrer Mandeln nicht lieblich? und nur diese Bitterkeit hat der Tod, den dieses Fläschchen verschließt. Sogleich nach dem fröhlichen Hinsinken wird die werte Familie einen angenehmen Geruch von bittern Mandeln verbreiten. Nehmen Sie, Geehrtester!" Er reichte dem Erasmus eine kleine Phiole hin*. „Entsetzlicher Mensch," schrie dieser, „vergiften soll ich Weib und Kind?" „Wer spricht denn von Gift," fiel der Rote ein, „nur ein wohlschmeckendes Hausmittel ist in der Phiole enthalten. Mir stünden andere Mittel, Ihnen Freiheit zu schaffen, zu Gebote, aber durch Sie selbst möcht' ich so ganz natürlich, so ganz menschlich wirken, das ist nun einmal meine Liebhaberei. Nehmen Sie getrost, mein Bester!" – Erasmus hatte die Phiole in der Hand, er wußte selbst nicht wie. Gedankenlos rannte er nach Hause in sein Zimmer.

Die ganze Nacht hatte die Frau unter tausend Ängsten und Qualen zugebracht, sie behauptete fortwährend, der Zurückgekommene sei nicht ihr Mann, sondern ein höllischer Geist, der ihres Mannes Gestalt angenommen. Sowie Spikher ins Haus trat, floh alles scheu zurück, nur der kleine Rasmus wagte es, ihm nahe zu treten und kindisch zu fragen, warum er denn sein Spiegelbild nicht mitgebracht habe, die Mutter würde sich darüber zu Tode grämen.

---

* Dapertuttos Phiole enthielt gewiß rektifiziertes Kirschlorbeerwasser, sogenannte Blausäure. Der Genuß einer sehr geringen Quantität dieses Wassers (weniger als eine Unze) bringt die beschriebenen Wirkungen hervor. Horns Archiv für mediz. Erfahr. 1813. Mai bis Dez. Seite 510. [Anmerkung Hoffmanns.]

Erasmus starrte den Kleinen wild an, er hatte noch Dapertuttos Phiole in der Hand. Der Kleine trug seine Lieblingstaube auf dem Arm, und so kam es, daß diese mit dem Schnabel sich der Phiole näherte und an dem Pfropfe pickte; sogleich ließ sie den Kopf sinken, sie war tot. Entsetzt sprang Erasmus auf. „Verräter," schrie er, „du sollst mich nicht verführen zur Höllentat!" — Er schleuderte die Phiole durch das offne Fenster, daß sie auf dem Steinpflaster des Hofes in tausend Stücke zersprang. Ein lieblicher Mandelgeruch stieg auf und verbreitete sich bis ins Zimmer. Der kleine Rasmus war erschrocken davongelaufen.

[3. Die Versuchung durch Giulietta in der folgenden Nacht.]

Spikher brachte den ganzen Tag von tausend Qualen gefoltert zu, bis die Mitternacht eingebrochen. Da wurde immer reger und reger in seinem Innern Giuliettas Bild. Einst zersprang ihr in seiner Gegenwart eine Halsschnur, von jenen kleinen roten Beeren aufgezogen, die die Frauen wie Perlen tragen. Die Beeren auflesend, verbarg er schnell eine, weil sie an Giuliettas Halse gelegen, und bewahrte sie treulich. Die zog er jetzt hervor, und sie anstarrend richtete er Sinn und Gedanken auf die verlorne Geliebte. Da war es, als ginge aus der Perle der magische Duft hervor, der ihn sonst umfloß in Giuliettas Nähe. „Ach, Giulietta, dich nur noch ein einziges Mal sehen und dann untergehen in Verderben und Schmach." —

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als es auf dem Gange vor der Türe leise zu rischeln und zu rascheln begann. Er vernahm Fußtritte — es klopfte an die Türe des Zimmers. Der Atem stockte dem Erasmus vor ahnender Angst und Hoffnung. Er öffnete. Giulietta trat herein in hoher Schönheit und Anmut. Wahnsinnig vor Liebe und Lust schloß er sie in seine Arme. „Nun bin ich da, mein Geliebter," sprach sie leise und sanft, „aber sieh, wie getreu ich dein Spiegelbild bewahrt!" Sie zog das Tuch vom Spiegel herab, Erasmus sah mit Entzücken sein Bild, der Giulietta sich anschmiegend; unabhängig von ihm selbst warf es aber keine seiner Bewegungen zurück. Schauer durchbebten den Erasmus. „Giulietta," rief er, „soll ich denn rasend werden in der Liebe zu dir? Gib mir das Spiegelbild, nimm mich selbst mit Leib, Leben und Seele." — „Es ist noch etwas zwischen uns, lieber Erasmus," sprach Giulietta, „du weißt es; hat Dapertutto dir nicht gesagt —" „Um Gott, Giulietta," fiel Erasmus ein, „kann ich nur auf diese Weise dein werden, so will ich lieber sterben." — „Auch soll dich", fuhr Giulietta fort, „Dapertutto keineswegs verleiten zu solcher Tat. Schlimm ist es freilich, daß ein Gelübde und ein Priester-

segen nun einmal so viel vermag; aber lösen mußt du das Band, was dich bindet, denn sonst wirst du niemals gänzlich mein: und dazu gibt es ein anderes, besseres Mittel, als Dapertutto vorgeschlagen." – „Worin besteht das?" fragte Erasmus heftig. Da schlang Giulietta den Arm um seinen Nacken, und den Kopf an seine Brust gelehnt lispelte sie leise: „Du schreibst auf ein kleines Blättchen deinen Namen ‚Erasmus Spikher' unter die wenigen Worte: ‚Ich gebe meinem guten Freunde Dapertutto Macht über meine Frau und über mein Kind, daß er mit ihnen schalte und walte nach Willkür und löse das Band, das mich bindet, weil ich fortan mit meinem Leibe und mit meiner unsterblichen Seele angehören will der Giulietta, die ich mir zum Weibe erkoren und der ich mich noch durch ein besonderes Gelübde auf immerdar verbinden werde'." Es rieselte und zuckte dem Erasmus durch alle Nerven. Feuerküsse brannten auf seinen Lippen; er hatte das Blättchen, das ihm Giulietta gegeben, in der Hand. Riesengroß stand plötzlich Dapertutto hinter Giulietta und reichte ihm eine metallne Feder. In dem Augenblick sprang dem Erasmus ein Äderchen an der linken Hand, und das Blut spritzte heraus. „Tunke ein, tunke ein – schreib, schreib," krächzte der Rote. – „Schreib, schreib, mein ewig, einzig Geliebter," lispelte Giulietta. Schon hatte er die Feder mit Blut gefüllt, er setzte zum Schreiben an – da ging die Türe auf: eine weiße Gestalt trat herein; die gespenstisch starren Augen auf Erasmus gerichtet, rief sie schmerzvoll und dumpf: „Erasmus, Erasmus, was beginnst du – um des Heilandes willen, laß ab von gräßlicher Tat!" – Erasmus, in der warnenden Gestalt sein Weib erkennend, warf Blatt und Feder weit von sich. – Funkelnde Blitze schossen aus Giuliettas Augen, gräßlich verzerrt war das Gesicht, brennende Glut ihr Körper. „Laß ab von mir, Höllengesindel! Du sollst keinen Teil haben an meiner Seele. In des Heilandes Namen, hebe dich von mir hinweg, Schlange! Die Hölle glüht aus dir." So schrie Erasmus und stieß mit kräftiger Faust Giulietta, die ihn noch immer umschlungen hielt, zurück. Da gellte und heulte es in schneidenden Mißtönen, und es rauschte wie mit schwarzen Rabenfittichen im Zimmer umher. – Giulietta – Dapertutto verschwanden im dicken stinkenden Dampf, der wie aus den Wänden quoll, die Lichter verlöschend.

[4. Der endgültige Laufpaß.]

Endlich brachen die Strahlen des Morgenrots durch die Fenster.

Erasmus begab sich gleich zu seiner Frau. Er fand sie ganz milde und sanftmütig. Der kleine Rasmus saß schon ganz munter auf ihrem Bette; sie reichte

dem erschöpften Mann die Hand, sprechend: „Ich weiß nun alles, was dir in Italien Schlimmes begegnet, und bedaure dich von ganzem Herzen. Die Gewalt des Feindes ist sehr groß, und wie er denn nun allen möglichen Lastern ergeben ist, so stiehlt er auch sehr und hat dem Gelüst nicht widerstehen können, dir dein schönes, vollkommen ähnliches Spiegelbild auf recht hämische Weise zu entwenden. – Sieh doch einmal in jenen Spiegel dort, lieber, guter Mann!" – Spikher tat es, am ganzen Leibe zitternd, mit recht kläglicher Miene. Blank und klar blieb der Spiegel, kein Erasmus Spikher schaute heraus. „Diesmal", fuhr die Frau fort, „ist es recht gut, daß der Spiegel dein Bild nicht zurückwirft, denn du siehst sehr albern aus, lieber Erasmus. Begreifen wirst du aber übrigens wohl selbst, daß du ohne Spiegelbild ein Spott der Leute bist und kein ordentlicher, vollständiger Familienvater sein kannst, der Respekt einflößt der Frau und den Kindern. Rasmuschen lacht dich auch schon aus und will dir nächstens einen Schnauzbart malen mit Kohle, weil du das nicht bemerken kannst. Wandre also nur noch ein bißchen in der Welt herum und suche gelegentlich dem Teufel dein Spiegelbild abzujagen. Hast du's wieder, so sollst du mir recht herzlich willkommen sein. Küsse mich!" Spikher tat es. „Und nun – glückliche Reise! Schicke dem Rasmus dann und wann ein Paar neue Höschen, denn er rutscht sehr auf den Knien und braucht dergleichen viel. Kommst du aber nach Nürnberg, so füge einen bunten Husaren hinzu und einen Pfefferkuchen als liebender Vater. Lebe recht wohl, lieber Erasmus!" – Die Frau drehte sich auf die andere Seite und schlief ein.

Spikher hob den kleinen Rasmus in die Höhe und drückte ihn ans Herz; der schrie aber sehr, da setzte Spikher ihn wieder auf die Erde und ging in die weite Welt.

*

Er traf einmal auf einen gewissen Peter Schlemihl, der hatte seine Schlagschatten verkauft. Beide wollten Kompagnie gehen, so daß Erasmus Spikher den nötigen Schlagschatten werfen, Peter Schlemihl dagegen das gehörige Spiegelbild reflektieren sollte. Es wurde aber nichts daraus.

Ende der Geschichte vom verlornen Spiegelbilde.

– Was schaut denn dort aus jenem Spiegel heraus? – Bin ich es auch wirklich? –

O Julia-Giulietta! Himmelsbild – Höllengeist! Entzücken und Qual! Sehnsucht und Verzweiflung!

[6. Schlußwort.]

Du siehst, mein lieber Theodor Amadeus Hoffmann, daß nur zu oft eine fremde dunkle Macht sichtbarlich in mein Leben tritt und, den Schlaf um die besten Träume betrügend, mir gar seltsame Gestalten in den Weg schiebt.

Ganz erfüllt von den Erscheinungen der Silvesternacht, glaube ich beinahe, daß jener Justizrat wirklich von Dragant, sein Tee eine Weihnachts- oder Neujahrsausstellung, die holde Julia aber jenes verführerische Frauenbild von Rembrandt oder Callot war, das den unglücklichen Erasmus Spikher um sein schönes ähnliches Spiegelbild betrog. Vergib mir das!

Neuntes Stück:

Marie Stahlbaum und ihr Pate.

Winter 1815/16.

*

[Erster Teil:]

Der Weihnachtsabend.

*

[1. Vor der Bescherung.]

Am vierundzwanzigsten Dezember durften die Kinder des Medizinalrats Stahlbaum den ganzen Tag über durchaus nicht in die Mittelstube hinein, viel weniger in das daranstoßende Prunkzimmer. In einem Winkel des Hinterstübchens zusammengekauert, saßen Fritz und Marie; die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, und es wurde ihnen recht schaurig zumute, als man, wie es gewöhnlich an dem Tage geschah, kein Licht hereinbrachte.

Fritz entdeckte ganz insgeheim wispernd der jüngern Schwester (sie war eben erst sieben Jahr alt worden), wie er schon seit frühmorgens es habe in den verschlossenen Stuben rauschen und rasseln und leise pochen hören. Auch sei nicht längst ein kleiner dunkler Mann mit einem großen Kasten unter dem Arm über den Flur geschlichen; er wisse aber wohl, daß es niemand anders gewesen als Pate Droßelmeier.

Da schlug Marie die kleinen Händchen vor Freude zusammen und rief: „Ach, was wird nur Pate Droßelmeier für uns Schönes gemacht haben."

(Der Obergerichtsrat Droßelmeier war gar kein hübscher Mann, nur klein und mager, hatte viele Runzeln im Gesicht, statt

des rechten Auges ein großes schwarzes Pflaster und auch gar keine Haare, weshalb er eine sehr schöne weiße Perücke trug, die war aber von Glas und ein künstliches Stück Arbeit. Überhaupt war der Pate selbst auch ein sehr künstlicher Mann, der sich sogar auf Uhren verstand und selbst welche machen konnte. Wenn daher eine von den schönen Uhren in Stahlbaums Hause krank war und nicht singen konnte, dann kam Pate Droßelmeier, nahm die Glasperücke ab, zog sein gelbes Röckchen aus, band eine blaue Schürze um und stach mit spitzigen Instrumenten in die Uhr hinein, so daß es der kleinen Marie ordentlich wehe tat, aber es verursachte der Uhr gar keinen Schaden, sondern sie wurde vielmehr wieder lebendig und fing gleich an recht lustig zu schnurren, zu schlagen und zu singen, worüber denn alles große Freude hatte. Immer trug er, wenn er kam, was Hübsches für die Kinder in der Tasche, bald ein Männlein, das die Augen verdrehte und Komplimente machte, welches komisch anzusehen war, bald eine Dose, aus der ein Vögelchen heraushüpfte, bald was anderes. Aber zu Weihnachten, da hatte er immer ein schönes künstliches Werk verfertigt, das ihm viel Mühe gekostet, weshalb es auch, nachdem es einbeschert worden, sehr sorglich von den Eltern aufbewahrt wurde.)

„Ach, was wird nur Pate Droßelmeier für uns Schönes gemacht haben," rief nun Marie. Fritz meinte aber: es könne wohl diesmal nichts anders sein, als eine Festung, in der allerlei sehr hübsche Soldaten auf- und abmarschierten und exerzierten; und dann müßten andere Soldaten kommen, die in die Festung hineinwollten; aber nun schössen die Soldaten von innen tapfer heraus mit Kanonen, daß es tüchtig brauste und knallte.

„Nein, nein," unterbrach Marie den Fritz, „Pate Droßelmeier hat mir von einem schönen Garten erzählt, darin ist ein großer See, auf dem schwimmen sehr herrliche Schwäne mit goldnen Halsbändern herum und singen die hübschesten Lieder; dann kommt ein kleines

Hitzigs Haus, Friedrichsstraße 242.

Kolorierter Steindruck der lithographischen Anstalt Winckelmann & Söhne in Berlin, spätestens 1840.
Vergrößerter Ausschnitt aus dem Kopfbilde von Hitzigs Briefbogen.

Ort der Handlung von St. 9 (vgl. S. 395—97).

Mädchen aus dem Garten an den See und lockt die Schwäne heran und füttert sie mit süßem Marzipan."

„Schwäne fressen keinen Marzipan," fiel Fritz etwas rauh ein, „und einen ganzen Garten kann Pate Droßelmeier auch nicht machen. Eigentlich haben wir wenig von seinen Spielsachen; es wird uns ja alles gleich wieder weggenommen. Da ist mir denn doch das viel lieber, was uns Papa und Mama einbescheren: wir behalten es fein und können damit machen, was wir wollen."

Nun rieten die Kinder hin und her, was es wohl diesmal wieder geben könne.

Marie meinte, daß Mamsell Trudchen (ihre große Puppe) sich sehr verändere, denn ungeschickter als jemals, fiele sie jeden Augenblick auf den Fußboden, welches ohne garstige Zeichen im Gesicht nicht abginge, und dann sei an Reinlichkeit in der Kleidung gar nicht mehr zu denken. Alles tüchtige Ausschelten helfe nichts. Auch habe Mama gelächelt, als sie sich über Gretchens kleinen Sonnenschirm so gefreut.

Fritz versicherte dagegen, ein tüchtiger Fuchs fehle seinem Marstall durchaus, sowie seinen Truppen gänzlich an Kavallerie; das sei dem Papa recht gut bekannt. –

So wußten die Kinder wohl, daß die Eltern ihnen allerlei schöne Gaben eingekauft hatten, die sie nun aufstellten, es war ihnen aber auch gewiß, daß dabei der liebe Heilige Christ mit gar freundlichen frommen Kindesaugen hineinleuchte, und daß, wie von segensreicher Hand berührt, jede Weihnachtsgabe herrliche Lust bereite wie keine andere. Daran erinnerte die Kinder, die immerfort von den zu erwartenden Geschenken wisperten, ihre ältere Schwester Luise, hinzufügend, daß es nun aber auch der Heilige Christ sei, der durch die Hand der lieben Eltern den Kindern immer das beschere, was ihnen wahre Freude und Lust bereiten könne; das wisse er viel besser als die

Kinder selbst: die müßten daher nicht allerlei wünschen und hoffen, sondern still und fromm erwarten, was ihnen beschert worden.

Die kleine Marie wurde ganz nachdenklich. Aber Fritz murmelte vor sich hin: „Einen Fuchs und Husaren hätt' ich nun einmal gern."

*

Es war ganz finster geworden. Fritz und Marie, fest aneinandergerückt, wagten kein Wort mehr zu reden; es war ihnen, als rausche es mit linden Flügeln um sie her und als ließe sich eine ganz ferne, aber sehr herrliche Musik vernehmen.

Ein heller Schein streifte an der Wand hin, da wußten die Kinder, daß nun das Christkind auf glänzenden Wolken fortgeflogen zu andern glücklichen Kindern. In dem Augenblick ging es mit silberhellem Ton: Klingling, klingling, die Türen sprangen auf, und solch ein Glanz strahlte aus dem großen Zimmer hinein, daß die Kinder mit lautem Ausruf: „Ach! – Ach!" wie erstarrt auf der Schwelle stehen blieben.

Aber Papa und Mama traten in die Türe, faßten die Kinder bei der Hand und sprachen: „Kommt doch nur, kommt doch nur, ihr lieben Kinder, und seht, was euch der Heilige Christ beschert hat."

[2.] Die Gaben.

Ich wende mich an dich selbst, sehr geneigter Leser oder Zuhörer Fritz – Theodor – Ernst – oder wie du sonst heißen magst, und bitte dich, daß du dir deinen letzten, mit schönen bunten Gaben reich geschmückten Weihnachtstisch recht lebhaft vor Augen bringen mögest, dann wirst du es dir wohl auch denken können, wie die Kinder mit glänzenden Augen ganz verstummt stehen blieben, wie erst nach einer Weile Marie mit einem tiefen Seufzer rief: „Ach, wie schön – ach, wie schön," und Fritz einige Luftsprünge versuchte, die ihm überaus wohl gerieten.

Aber die Kinder mußten auch das ganze Jahr über besonders artig und fromm gewesen sein, denn nie war ihnen so viel Schönes, Herrliches einbeschert worden, als dieses Mal.

Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldne und silberne Äpfel, und wie Knospen und Blüten keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es sonst noch für schönes Naschwerk gibt, aus allen Ästen. Als das Schönste an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in seinen dunkeln Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er selbst, in sich hinein- und herausleuchtend, die Kinder freundlich einlud, seine Blüten und Früchte zu pflücken.

Um den Baum umher glänzte alles sehr bunt und herrlich – was es da alles für schöne Sachen gab – ja, wer das zu beschreiben vermöchte!

Marie erblickte die zierlichsten Puppen, allerlei saubere kleine Gerätschaften; und was vor allem schön anzusehen war, ein seidenes Kleidchen, mit bunten Bändern zierlich geschmückt, hing an einem Gestell so der kleinen Marie vor Augen, daß sie es von allen Seiten betrachten konnte, und das tat sie denn auch, indem sie ein Mal über das andere ausrief: „Ach, das schöne, ach, das liebe – liebe Kleidchen! und das werde ich – ganz gewiß – das werde ich wirklich anziehen dürfen!"

Fritz hatte indessen schon, drei- oder viermal um den Tisch herumgaloppierend und -trabend, den neuen Fuchs versucht, den er in der Tat am Tische angezäumt gefunden. Wieder absteigend, meinte er, es sei eine wilde Bestie, das täte aber nichts, er wolle ihn schon kriegen – und musterte die neue Schwadron Husaren, die sehr prächtig in Rot und Gold gekleidet waren, lauter silberne Waffen trugen und auf solchen weißglänzenden Pferden ritten, daß man beinahe hätte glauben sollen, auch diese seien von purem Silber.

*

Eben wollten die Kinder, etwas ruhiger geworden, über die Bilderbücher her, die aufgeschlagen waren, daß man allerlei sehr schöne Blumen und bunte Menschen, ja auch allerliebste spielende Kinder, so natürlich gemalt, als lebten und sprächen sie wirklich, gleich anschauen konnte – ja, eben wollten die Kinder über diese wunderbaren Bücher her, als nochmals geklingelt wurde.

Sie wußten, daß nun der Pate Droßelmeier einbescheren würde, und liefen nach dem an der Wand stehenden Tisch. Schnell wurde der Schirm, hinter dem er so lange versteckt gewesen, weggenommen. Was erblickten da die Kinder!

Auf einem grünen, mit bunten Blumen geschmückten Rasenplatz stand ein sehr herrliches Schloß mit vielen Spiegelfenstern und goldnen Türmen. Ein Glockenspiel ließ sich hören, Türen und Fenster gingen auf, und man sah, wie sehr kleine, aber zierliche Herrn und Damen mit Federhüten und langen Schleppkleidern in den Sälen herumspazierten. In dem Mittelsaal, der ganz in Feuer zu stehen schien – so viel Lichterchen brannten an silbernen Kronleuchtern – tanzten Kinder in kurzen Wämschen und Röckchen nach dem Glockenspiel. Ein Herr in einem smaragdenen Mantel sah oft durch ein Fenster, winkte heraus und verschwand wieder; sowie auch Pate Droßelmeier selbst, aber kaum viel höher als Papas Daumen, zuweilen unten an der Tür des Schlosses stand und wieder hineinging.

Fritz hatte mit auf den Tisch gestemmten Armen das schöne Schloß und die tanzenden und spazierenden Figürchen angesehen, dann sprach er: „Pate Droßelmeier! Laß mich mal hineingehen in dein Schloß!“

Der Obergerichtsrat bedeutete ihn, daß das nun ganz und gar nicht anginge. Er hatte auch recht, denn es war töricht von Fritzen, daß er in ein Schloß gehen wollte, welches überhaupt mitsamt seinen goldnen Türmen nicht so hoch war, als er selbst.

Fritz sah das auch ein.

Nach einer Weile, als immerfort auf dieselbe Weise die Herrn und Damen hin und her spazierten, die Kinder tanzten, der smaragdne Mann zu demselben Fenster heraussah, Pate Droßelmeier vor die Türe trat, da rief Fritz ungeduldig: „Pate Droßelmeier, nun komm mal zu der andern Tür da drüben heraus."

„Das geht nicht, liebes Fritzchen," erwiderte der Obergerichtsrat.

„Nun so laß mal," sprach Fritz weiter, „laß mal den grünen Mann, der so oft herauskuckt, mit den andern herumspazieren."

„Das geht auch nicht," erwiderte der Obergerichtsrat aufs neue.

„So sollen die Kinder herunterkommen," rief Fritz, „ich will sie näher besehen."

„Ei, das geht alles nicht," sprach der Obergerichtsrat verdrießlich, „wie die Mechanik nun einmal gemacht ist, muß sie bleiben."

„So–o?" fragte Fritz mit gedehntem Ton, „das geht alles nicht? Hör' mal, Pate Droßelmeier, wenn deine kleinen geputzten Dinger in dem Schlosse nichts mehr können als immer dasselbe, da taugen sie nicht viel, und ich frage nicht sonderlich nach ihnen. – Nein, da lob' ich mir meine Husaren, die müssen manövrieren vorwärts, rückwärts, wie ich's haben will, und sind in kein Haus gesperrt."

Und damit sprang er fort an den Weihnachtstisch und ließ seine Eskadron auf den silbernen Pferden hin und her trottieren und schwenken und einhauen und feuern nach Herzenslust.

Auch Marie hatte sich sachte fortgeschlichen, denn auch sie wurde des Herumgehens und Tanzens der Püppchen im Schlosse bald überdrüssig und mochte es, da sie sehr artig und gut war, nur nicht so merken lassen, wie Bruder Fritz.

Der Obergerichtsrat Droßelmeier sprach ziemlich verdrießlich zu den Eltern: „Für unverständige Kinder ist solch künstliches Werk nicht; ich will nur mein Schloß wieder einpacken"; doch die Mutter trat hinzu und ließ sich den innern Bau und das wunderbare, sehr

künstliche Räderwerk zeigen, wodurch die kleinen Püppchen in Bewegung gesetzt wurden. Der Rat nahm alles auseinander und setzte es wieder zusammen.

Dabei war er wieder ganz heiter geworden und schenkte den Kindern noch einige schöne braune Männer und Frauen mit goldnen Gesichtern, Händen und Beinen. Sie waren sämtlich aus Thorn und rochen so süß und angenehm wie Pfefferkuchen, worüber Fritz und Marie sich sehr erfreuten.

*

Schwester Luise hatte, wie es die Mutter gewollt, das schöne Kleid angezogen, welches ihr einbeschert worden, und sah wunderhübsch aus; aber Marie meinte, als sie auch ihr Kleid anziehen sollte, sie möchte es lieber noch ein bißchen so ansehen. Man erlaubte ihr das gern.

[3.] Der Schützling.

Eigentlich mochte Marie sich deshalb gar nicht von dem Weihnachtstisch trennen, weil sie eben etwas noch nicht Bemerktes entdeckt hatte. Durch das Ausrücken von Fritzens Husaren, die dicht an dem Baum in Parade gehalten, war nämlich ein sehr vortrefflicher kleiner Mann sichtbar geworden, der still und bescheiden dastand, als erwarte er ruhig, wenn die Reihe an ihn kommen werde.

Gegen seinen Wuchs wäre freilich vieles einzuwenden gewesen, denn abgesehen davon, daß der etwas lange, starke Oberleib nicht recht zu den kleinen dünnen Beinchen passen wollte, so schien auch der Kopf bei weitem zu groß. Vieles machte die propre Kleidung gut, welche auf einen Mann von Geschmack und Bildung schließen ließ. Er trug nämlich ein sehr schönes violettglänzendes Husarenjäckchen mit vielen weißen Schnüren und Knöpfchen, ebensolche Beinkleider und die schönsten Stiefelchen, die jemals an die Füße eines Studenten, ja wohl

gar eines Offiziers gekommen sind. Sie saßen an den zierlichen Bein-
chen so knapp angegossen, als wären sie darauf gemalt. Komisch war
es zwar, daß er zu dieser Kleidung sich hinten einen schmalen unbe-
holfenen Mantel, der recht aussah wie von Holz, angehängt und ein
Bergmannsmützchen aufgesetzt hatte; indessen dachte Marie daran,
daß Pate Droßelmeier ja auch einen sehr schlechten Matin umhänge
und eine fatale Mütze aufsetze, dabei aber doch ein gar lieber Pate
sei. Auch stellte Marie die Betrachtung an, daß Pate Droßelmeier,
trüge er sich auch übrigens so zierlich wie der Kleine, doch nicht einmal
so hübsch als er aussehen werde. Indem Marie den netten Mann,
den sie auf den ersten Blick liebgewonnen, immer mehr und mehr
ansah, da wurde sie erst recht inne, welche Gutmütigkeit auf seinem
Gesichte lag. Aus den hellgrünen, etwas zu großen hervorstehenden
Augen sprach nichts als Freundschaft und Wohlwollen. Es stand dem
Manne gut, daß sich um sein Kinn ein wohlfrisierter Bart von weißer
Baumwolle legte, denn um so mehr konnte man das süße Lächeln
des hochroten Mundes bemerken.

„Ach!" rief Marie endlich aus, „ach, lieber Vater, wem gehört
denn der allerliebste kleine Mann dort am Baum?"

„Der," antwortete der Vater, „der, liebes Kind, soll für euch
alle tüchtig arbeiten, er soll euch fein die harten Nüsse aufbeißen, und
er gehört Luisen ebensogut als dir und dem Fritz." Damit nahm ihn
der Vater behutsam vom Tische; und indem er den hölzernen Mantel
in die Höhe hob, sperrte das Männlein den Mund weit, weit auf
und zeigte zwei Reihen sehr weißer spitzer Zähnchen.

Marie schob auf des Vaters Geheiß eine Nuß hinein, und – knack
– hatte sie der Mann zerbissen, daß die Schalen abfielen und Marie
den süßen Kern in die Hand bekam. Nun mußte wohl jeder und auch
Marie wissen, daß der zierliche kleine Mann aus dem Geschlecht der
Nußknacker abstammte und die Profession seiner Vorfahren trieb.

Sie jauchzte auf vor Freude, da sprach der Vater: „Da dir, liebe Marie, Freund Nußknacker so sehr gefällt, so sollst du ihn auch besonders hüten und schützen, unerachtet, wie ich gesagt, Luise und Fritz ihn mit ebenso vielem Recht brauchen können als du!"

Marie nahm ihn sogleich in den Arm und ließ ihn Nüsse aufknacken; doch suchte sie die kleinsten aus, damit das Männlein nicht so weit den Mund aufsperren durfte, welches ihm doch im Grunde nicht gut stand.

Luise gesellte sich zu ihr, und auch für sie mußte Freund Nußknacker seine Dienste verrichten; welches er gern zu tun schien, da er immerfort sehr freundlich lächelte.

*

Fritz war unterdessen vom vielen Exerzieren und Reiten müde geworden, und da er so lustig Nüsse knacken hörte, sprang er hin zu den Schwestern und lachte recht von Herzen über den kleinen drolligen Mann, der nun, da Fritz auch Nüsse essen wollte, von Hand zu Hand ging und gar nicht aufhören konnte mit Auf- und Zuschnappen.

Fritz schob immer die größten und härtsten Nüsse hinein, aber mit einem Male ging es – krack – krack – und drei Zähnchen fielen aus des Nußknackers Munde, und sein ganzes Unterkinn war lose und wacklicht.

„Ach, mein armer lieber Nußknacker!" schrie Marie laut und nahm ihn dem Fritz aus den Händen.

„Das ist ein einfältiger dummer Bursche," sprach Fritz. „Will Nußknacker sein und hat kein ordentliches Gebiß – mag wohl auch sein Handwerk gar nicht verstehn. – Gib ihn nur her, Marie! Er soll mir Nüsse zerbeißen, verliert er auch noch die übrigen Zähne, ja das ganze Kinn obendrein, was ist an dem Taugenichts gelegen."

„Nein, nein," rief Marie weinend, „du bekommst ihn nicht, meinen lieben Nußknacker, sieh nur her, wie er mich so wehmütig

anschaut und mir sein wundes Mündchen zeigt! – Aber du bist ein hartherziger Mensch – du schlägst deine Pferde und läßt wohl gar einen Soldaten totschießen."

„Das muß so sein, das verstehst du nicht," rief Fritz; „aber der Nußknacker gehört ebensogut mir als dir: gib ihn nur her."

Marie fing an heftig zu weinen und wickelte den kranken Nußknacker schnell in ihr kleines Taschentuch ein.

Die Eltern kamen mit dem Paten Droßelmeier herbei.

Dieser nahm zu Mariens Leidwesen Fritzens Partie.

Der Vater sagte aber: „Ich habe den Nußknacker ausdrücklich unter Mariens Schutz gestellt, und da, wie ich sehe, er dessen eben jetzt bedarf, so hat sie volle Macht über ihn, ohne daß jemand dreinzureden hat. Übrigens wundert es mich sehr von Fritzen, daß er von einem im Dienst Erkrankten noch fernere Dienste verlangt. Als guter Militär sollte er doch wohl wissen, daß man Verwundete niemals in Reihe und Glied stellt?"

Fritz war sehr beschämt und schlich, ohne sich weiter um Nüsse und Nußknacker zu bekümmern, fort an die andere Seite des Tisches, wo seine Husaren, nachdem sie gehörige Vorposten ausgestellt hatten, ins Nachtquartier gezogen waren.

Marie suchte Nußknackers verlorne Zähnchen zusammen, um das kranke Kinn hatte sie ein hübsches weißes Band, das sie von ihrem Kleidchen abgelöst, gebunden und dann den armen Kleinen, der sehr blaß und erschrocken aussah, noch sorgfältiger als vorher in ihr Tuch eingewickelt. So hielt sie ihn wie ein kleines Kind wiegend in den Armen und besah die schönen Bilder des neuen Bilderbuchs, das heute unter den andern vielen Gaben lag.

Sie wurde, wie es sonst gar nicht ihre Art war, recht böse, als Pate Droßelmeier so sehr lachte und immerfort fragte, wie sie denn mit solch einem grundhäßlichen kleinen Kerl so schön tun könne.

Jener sonderbare Vergleich mit Droßelmeier, den sie anstellte, als der Kleine ihr zuerst in die Augen fiel, kam ihr wieder in den Sinn; und sie sprach sehr ernst: „Wer weiß, lieber Pate, ob du denn, putztest du dich auch so heraus wie mein lieber Nußknacker, und hättest du auch solche schöne blanke Stiefelchen an – wer weiß, ob du denn doch so hübsch aussehen würdest als er!“

Marie wußte gar nicht, warum denn die Eltern so laut auflachten, und warum der Obergerichtsrat solch eine rote Nase bekam und gar nicht so hell mitlachte wie zuvor. Es mochte wohl seine besondere Ursache haben.

*

Bei Medizinalrats in der Wohnstube, wenn man zur Türe hineintritt gleich links an der breiten Wand, steht ein hoher Glasschrank, in welchem die Kinder all die schönen Sachen, die ihnen jedes Jahr einbeschert worden, aufbewahren. Die Luise war noch ganz klein, als der Vater den Schrank von einem sehr geschickten Tischler machen ließ, der so himmelhelle Scheiben einsetzte und überhaupt das Ganze so geschickt einzurichten wußte, daß alles drinnen sich beinah blanker und hübscher ausnahm, als wenn man es in Händen hatte. Im obersten Fache, für Marien und Fritzen unerreichbar, standen des Paten Droßelmeier Kunstwerke; gleich darunter war das Fach für die Bilderbücher; die beiden untersten Fächer durften Marie und Fritz anfüllen, wie sie wollten, jedoch geschah es immer, daß Marie das unterste Fach ihren Puppen zur Wohnung einräumte, Fritz dagegen in dem Fache drüber seine Truppen Kantonierungsquartiere beziehen ließ.

So war es auch heute gekommen; denn indem Fritz seine Husaren oben aufgestellt, hatte Marie unten Mamsell Trudchen beiseite gelegt, die neue schön geputzte Puppe in das sehr gut möblierte Zimmer hineingesetzt und sich auf Zuckerwerk bei ihr eingeladen.

Sehr gut möbliert war das Zimmer, habe ich gesagt, und das

ist auch wahr, denn ich weiß nicht, ob du, meine aufmerksame Zuhörerin Marie, ebenso wie die kleine Stahlbaum (es ist dir schon bekannt worden, daß sie auch Marie heißt), ja – ich meine: ob du ebenso wie diese ein kleines schöngeblümtes Sofa, mehrere allerliebste Stühlchen, einen niedlichen Teetisch, vor allen Dingen aber ein sehr nettes blankes Bettchen besitzest, worin die schönsten Puppen ausruhen? Alles dieses stand in der Ecke des Schranks, dessen Wände hier sogar mit bunten Bilderchen tapeziert waren, und du kannst dir wohl denken, daß in diesem Zimmer die neue Puppe, welche, wie Marie noch denselben Abend erfuhr, Mamsell Klärchen hieß, sich sehr wohl befinden mußte.

*

Es war später Abend geworden, ja Mitternacht im Anzuge, und Pate Droßelmeier längst fortgegangen, als die Kinder noch gar nicht wegkommen konnten von dem Glasschrank, so sehr auch die Mutter mahnte, daß sie doch endlich nun zu Bette gehen möchten.

„Es ist wahr," rief endlich Fritz, „die armen Kerls (seine Husaren meinend) wollen auch nun Ruhe haben, und solange ich da bin, wagt's keiner, ein bißchen zu nicken, das weiß ich schon!"

Damit ging er ab; Marie aber bat gar sehr: „Nur noch ein Weilchen, ein einziges kleines Weilchen laß mich hier, liebe Mutter, hab' ich ja doch noch manches zu besorgen, und ist das geschehen, so will ich ja gleich zu Bette gehen!"

Marie war gar ein frommes vernünftiges Kind, und so konnte die gute Mutter wohl ohne Sorgen sie noch bei den Spielsachen allein lassen. Damit aber Marie nicht etwa gar zu sehr verlockt werde von der neuen Puppe und den schönen Spielsachen überhaupt, so aber die Lichter vergäße, die rings um den Wandschrank brannten, löschte die Mutter sie sämtlich aus, so daß nur die Lampe, die in der Mitte des Zimmers von der Decke herabhing, ein sanftes anmutiges Licht ver-

breitete. „Komm bald hinein, liebe Marie, sonst kannst du ja morgen nicht zu rechter Zeit aufstehen!“ rief die Mutter, indem sie sich in das Schlafzimmer entfernte.

*

Sobald sich Marie allein befand, schritt sie schnell dazu, was ihr zu tun recht auf dem Herzen lag, und was sie doch nicht, selbst wußte sie nicht warum, der Mutter zu entdecken vermochte.

Noch immer hatte sie den kranken Nußknacker eingewickelt in ihr Taschentuch auf dem Arm getragen. Jetzt legte sie ihn behutsam auf den Tisch, wickelte leise, leise das Tuch ab und sah nach den Wunden. Nußknacker war sehr bleich, aber dabei lächelte er so sehr wehmütig freundlich, daß es Marien recht durch das Herz ging.

„Ach, Nußknackerchen,“ sprach sie sehr leise, „sei nur nicht böse, daß Bruder Fritz dir so wehe getan hat! Er hat es auch nicht so schlimm gemeint, er ist nur ein bißchen hartherzig geworden durch das wilde Soldatenwesen, aber sonst ein recht guter Junge, das kann ich dich versichern. Nun will ich dich aber auch recht sorglich so lange pflegen, bis du wieder ganz gesund und fröhlich geworden; dir deine Zähnchen recht fest einsetzen, dir die Schultern einrenken, das soll Pate Droßelmeier, der sich auf solche Dinge versteht.“

... Damit nahm Marie den Freund Nußknacker in den Arm, näherte sich dem Glasschrank, kauerte vor demselben und sprach also zur neuen Puppe: „Ich bitte dich recht sehr, Mamsell Klärchen, tritt dein Bettchen dem kranken wunden Nußknacker ab und behelfe dich, so gut es geht, mit dem Sofa. Bedenke, daß du sehr gesund und recht bei Kräften bist, denn sonst würdest du nicht solche dicke dunkelrote Backen haben, und daß sehr wenige der allerschönsten Puppen solche weiche Sofas besitzen.“

Mamsell Klärchen sah in vollem glänzenden Weihnachtsputz sehr vornehm und verdrießlich aus und sagte nicht Muck.

„Was mache ich aber auch für Umstände," sprach Marie, nahm das Bette hervor, legte sehr leise und sanft Nußknackerchen hinein, wickelte noch ein gar schönes Bändchen, das sie sonst um den Leib getragen, um die wunden Schultern und bedeckte ihn bis unter die Nase.

„Bei der unartigen Kläre darf er aber nicht bleiben," sprach sie weiter und hob das Bettchen samt dem darinne liegenden Nußknacker heraus in das obere Fach, so daß es dicht neben dem schönen Dorf zu stehen kam, wo Fritzens Husaren kantonierten.

Sie verschloß den Schrank . . .

[Nun schlief Marie vor dem Schrank ein und träumte, daß Fritzens Husaren und männliche Puppen unter der Führung des Nußknackers mit Mäusen unter Führung eines siebenköpfigen Mausekönigs zu kämpfen hätten; der Pate Droßelmeier sitze anstelle der geschnitzten Eule auf der Wanduhr und hindere diese, laut zu schlagen, damit die Mäuse nicht verjagt würden*. – Marie stieß im Schlafe mit dem linken Ellbogen eine Scheibe des Schrankes ein und fühlte einen stechenden Schmerz. Nach einer Weile träumte sie aber weiter und glaubte schließlich den Nußknacker in höchster Gefahr zu sehn. Sie] wußte sich nicht mehr zu fassen. „O mein armer Nußknacker! – mein armer Nußknacker!" so rief sie schluchzend, faßte, ohne sich deutlich ihres Tuns bewußt zu sein, nach ihrem linken Schuh und warf ihn mit Gewalt in den dicksten Haufen der Mäuse hinein auf ihren König. In dem Augenblick schien alles verstoben und verflogen, aber Marie empfand am linken Arm einen noch stechendern Schmerz als vorher und sank ohnmächtig zur Erde nieder.

---

* Der Pate hatte sich ja zweimal unfreundlich über den Nußknacker geäußert: s. o. S. 239 (Z. 8 v. o. und Z. 3—1 v. u.).

[Zweiter Teil:]

Die Krankheit.

[Zwischen Weihnachten und Neujahr.]

Als Marie wie aus tiefem Todesschlaf erwachte, lag sie in ihrem Bettchen, und die Sonne schien hell und funkelnd durch die mit Eis belegten Fenster in das Zimmer hinein. Dicht neben ihr saß ein fremder Mann, den sie aber bald für den Chirurgus Wendelstern erkannte. Der sprach leise: „Nun ist sie aufgewacht!"

Da kam die Mutter herbei und sah sie mit recht ängstlich forschenden Blicken an.

„Ach liebe Mutter," lispelte die kleine Marie, „sind denn nun die häßlichen Mäuse alle fort, und ist denn der gute Nußknacker gerettet?"

„Sprich nicht solch albernes Zeug, liebe Marie," erwiderte die Mutter, „was haben die Mäuse mit dem Nußknacker zu tun? Aber du, böses Kind, hast uns allen recht viel Angst und Sorge gemacht. Das kommt davon her, wenn die Kinder eigenwillig sind und den Eltern nicht folgen. Du spieltest gestern bis in die tiefe Nacht hinein mit deinen Puppen. Du wurdest schläfrig, und mag es sein, daß ein hervorspringendes Mäuschen, deren es doch sonst hier nicht gibt, dich erschreckt hat – genug, du stießest mit dem Arm eine Glasscheibe des Schranks ein und schnittest dich so sehr in den Arm, daß Herr Wendel-

stern, der dir eben die noch in den Wunden steckenden Glasscherbchen herausgenommen hat, meint, du hättest, zerschnitt das Glas eine Ader, einen steifen Arm behalten oder dich gar verbluten können. Gott sei gedankt, daß ich, um Mitternacht erwachend und dich noch so spät vermissend, aufstand und in die Wohnstube ging. Da lagst du dicht neben dem Glasschrank ohnmächtig auf der Erde und blutetest sehr. Bald wär' ich vor Schreck auch ohnmächtig geworden. Da lagst du nun, und um dich her zerstreut erblickte ich viele von Fritzens bleiernen Soldaten und andere Puppen, zerbrochene Devisen, Pfefferkuchmänner; Nußknacker lag aber auf deinem blutenden Arme und nicht weit von dir dein linker Schuh."

„Ach Mütterchen, Mütterchen," fiel Marie ein, „sehen Sie wohl, das waren ja noch die Spuren von der großen Schlacht zwischen den Puppen und Mäusen; und nur darüber bin ich so sehr erschrocken, als die Mäuse den armen Nußknacker, der die Puppenarmee kommandierte, gefangennehmen wollten. Da warf ich meinen Schuh unter die Mäuse, und dann weiß ich weiter nicht, was vorgegangen."

Der Chirurgus Wendelstern winkte der Mutter mit den Augen, und diese sprach sehr sanft zu Marien: „Laß es nur gut sein, mein liebes Kind! – beruhige dich, die Mäuse sind alle fort, und Nußknackerchen steht gesund und lustig im Glasschrank."

Nun trat der Medizinalrat ins Zimmer und sprach lange mit dem Chirurgus Wendelstern; dann fühlte er Mariens Puls, und sie hörte wohl, daß von einem Wundfieber die Rede war.

Sie mußte im Bette bleiben und Arzenei nehmen, und so dauerte es einige Tage, wiewohl sie außer einigem Schmerz am Arm sich eben nicht krank und unbehaglich fühlte . . .

*

Spielen konnte Marie gar nicht recht wegen des wunden Arms; und wollte sie lesen oder in den Bilderbüchern blättern, so flimmerte es ihr seltsam vor den Augen, und sie mußte davon ablassen. So mußte ihr nun wohl die Zeit recht herzlich lang werden, und sie konnte kaum die Dämmerung erwarten, weil dann die Mutter sich an ihr Bett setzte und ihr sehr viel Schönes vorlas und erzählte. Eben hatte die Mutter die vorzügliche Geschichte vom Prinzen Fakardin* vollendet, als die Türe aufging und der Pate Droßelmeier mit den Worten hineintrat: „Nun muß ich doch wirklich einmal selbst sehen, wie es mit der kranken und wunden Marie zusteht."

Sowie Marie den Paten Droßelmeier in seinem gelben Röckchen erblickte, kam ihr das Bild jener Nacht, als Nußknacker die Schlacht wider die Mäuse verlor, gar lebendig vor Augen, und unwillkürlich rief sie laut dem Obergerichtsrat entgegen: „O Pate Droßelmeier, du bist recht häßlich gewesen: ich habe dich wohl gesehen, wie du auf der Uhr saßest und sie mit deinen Flügeln bedecktest, daß sie nicht laut schlagen sollte, weil sonst die Mäuse verscheucht worden wären – ich habe es wohl gehört, wie du dem Mausekönig riefest! – Warum kamst du dem Nußknacker, warum kamst du mir nicht zu Hülfe, du häßlicher Pate Droßelmeier, bist du denn nicht allein schuld, daß ich verwundet und krank im Bette liegen muß?"

Die Mutter fragte ganz erschrocken: „Was ist dir denn, liebe Marie?"

Aber der Pate Droßelmeier schnitt sehr seltsame Gesichter und sprach mit schnarrender, eintöniger Stimme:

„Perpendikel mußte schnurren,
picken wollte sich nicht schicken;
Uhren – Uhren – Uhren-

* [Les quatre Facardins vom Grafen Anthony Hamilton.]

Perpendikel müssen schnurren,
leise schnurren.
Schlagen Glocken laut kling klang –
Hink und Honk, und Honk und Hank –
Puppenmädel, sei nicht bang!
Schlagen Glöcklein, ist geschlagen,
Mausekönig fortzujagen;
kommt die Eul' im schnellen Flug –
Pak und Pik, und Pik und Puk –
Glöcklein bim bim,
Uhren schnurr schnurr,
Perpendikel müssen schnurren,
picken wollte sich nicht schicken;
Schnarr und schnurr
und pirr und purr!"

Marie sah den Paten Droßelmeier starr mit großen Augen an, weil er ganz anders und noch viel häßlicher aussah als sonst und mit dem rechten Arm hin und her schlug, als würd' er gleich einer Drahtpuppe gezogen. Es hätte ihr ordentlich grauen können vor dem Paten, wenn die Mutter nicht zugegen gewesen wäre und wenn nicht endlich Fritz, der sich unterdessen hineingeschlichen, ihn mit lautem Gelächter unterbrochen hätte.

„Ei, Pate Droßelmeier," rief Fritz, „du bist heute wieder auch gar zu possierlich; du gebärdest dich ja wie mein Hampelmann, den ich längst hinter den Ofen geworfen."

Die Mutter blieb sehr ernsthaft und sprach: „Lieber Herr Obergerichtsrat, das ist ja ein recht seltsamer Spaß, was meinen Sie denn eigentlich?"

„Mein Himmel!" erwiderte Droßelmeier lachend, „kennen Sie denn nicht mehr mein hübsches Uhrmacherliedchen? Das pfleg' ich

immer zu singen bei solchen Patienten wie Marie." Damit setzte er sich schnell dicht an Mariens Bette und sprach: „Sei nur nicht böse, daß ich nicht gleich dem Mausekönig alle vierzehn Augen ausgehackt, aber es konnte nicht sein, ich will dir auch statt dessen eine rechte Freude machen." Der Obergerichtsrat langte mit diesen Worten in die Tasche, und was er nun leise, leise hervorzog, war – der Nußknacker, dem er sehr geschickt die verlornen Zähnchen fest eingesetzt und den lahmen Kinnbacken eingerenkt hatte.

Marie jauchzte laut auf vor Freude, aber die Mutter sagte lächelnd: „Siehst du nun wohl, wie gut es Pate Droßelmeier mit deinem Nußknacker meint?"

„Du mußt es aber doch eingestehen, Marie," unterbrach der Obergerichtsrat die Medizinalrätin, „du mußt es aber doch eingestehen, daß Nußknacker nicht eben zum besten gewachsen und sein Gesicht nicht eben schön zu nennen ist. Wie sotane Häßlichkeit in seine Familie gekommen und vererbt worden ist, das will ich dir wohl erzählen, wenn du es anhören willst. Oder weißt du vielleicht schon die Geschichte von der Prinzessin Pirlipat, der Hexe Mauserinks und dem künstlichen Uhrmacher?"

„Hör' mal," fiel hier Fritz unversehens ein, „hör' mal, Pate Droßelmeier, die Zähne hast du dem Nußknacker richtig eingesetzt, und der Kinnbacken ist auch nicht mehr so wackelig; aber warum fehlt ihm das Schwert, warum hast du ihm kein Schwert umgehängt?"

„Ei," erwiderte der Obergerichtsrat ganz unwillig, „du mußt an allem mäkeln und tadeln, Junge! – Was geht mich Nußknackers Schwert an, ich habe ihn am Leibe kuriert, mag er sich nun selbst ein Schwert schaffen, wie er will."

„Das ist wahr," rief Fritz, „ist's ein tüchtiger Kerl, so wird er schon Waffen zu finden wissen!"

„Also Marie,“ fuhr der Obergerichtsrat fort, „sage mir, ob du die Geschichte weißt von der Prinzessin Pirlipat?“

„Ach nein,“ erwiderte Marie, „erzähle, lieber Pate Droßelmeier, erzähle!“

„Ich hoffe,“ sprach die Medizinalrätin, „ich hoffe, lieber Herr Obergerichtsrat, daß Ihre Geschichte nicht so graulich sein wird, wie gewöhnlich alles ist, was Sie erzählen?“

„Mit nichten, teuerste Frau Medizinalrätin,“ erwiderte Droßelmeier, „im Gegenteil ist das gar spaßhaft, was ich vorzutragen die Ehre haben werde.“

„Erzähle, o erzähle, lieber Pate,“ so riefen die Kinder, und der Obergerichtsrat [begann das Märchen von der harten Nuß. – Er brach ab mit den Worten:] Nun ist's aber genug für heute abend, künftig das übrige.“

So sehr auch Marie, die bei der Geschichte ihre ganz eignen Gedanken hatte, den Paten Droßelmeier bat, doch nur ja weiter zu erzählen, so ließ er sich doch nicht erbitten, sondern sprang auf, sprechend: „Zuviel auf einmal ist ungesund, morgen das übrige.“

Eben als der Obergerichtsrat im Begriff stand, zur Tür hinauszuschreiten, fragte Fritz: „Aber sag' mal, Pate Droßelmeier, ist's denn wirklich wahr, daß du die Mausefallen erfunden hast?“

„Wie kann man nur so albern fragen!“ rief die Mutter. Aber der Obergerichtsrat lächelte sehr seltsam und sprach leise: „Bin ich denn nicht ein künstlicher Uhrmacher und sollt' nicht einmal Mausefallen erfinden können?“

[Am nächsten Abend fuhr er fort; am dritten beschloß er die Erzählung. Wesentliche Rollen in der Geschichte spielen 1) ein Hof-Uhrmacher und Arkanist aus Nürnberg, der so heißt wie der Pate, nämlich Christian Elias Droßelmeier, 2) dessen Vetter, der Nürnberger Puppendrechsler Christoph Zacharias Droßelmeier, und

3) dessen „Sohn", der früher Hampelmann gewesen, dann aber zum Nußknacker ausgebildet worden war und als solcher in seines Vaters Bude stand. Dieser wird in einen wirklichen ungestalteten Nußknacker verwandelt. Er soll, wie ein Astronom in den Sternen liest, freilich trotzdem Prinz und König werden; seine Mißgestalt soll aber erst dann verschwinden, wenn er den Mausekönig (den Marie im Traume gesehen) getötet und die Liebe einer Dame gewonnen hat.]

[Dritter Teil:

Im neuen Jahre.]

*

[1.] Onkel und Neffe.

Hat jemand von meinen hochverehrtesten Lesern oder Zuhörern jemals den Unfall erlebt, sich mit Glas zu schneiden, so wird er selbst wissen, wie wehe das tut, und welch schlimmes Ding es überhaupt ist, da es so langsam heilt. Hatte doch Marie beinahe eine ganze Woche im Bett zubringen müssen, weil es ihr immer ganz schwindlicht zumute wurde, sobald sie aufstand.

Endlich aber wurde sie ganz gesund und konnte lustig, wie sonst, in der Stube umherspringen. Im Glasschrank sah es ganz hübsch aus, denn neu und blank standen da Bäume und Blumen und Häuser und schöne glänzende Puppen. Vor allen Dingen fand Marie ihren lieben Nußknacker wieder, der, in dem zweiten Fache stehend, mit ganz gesunden Zähnchen sie anlächelte.

[Schon bei der Erzählung des Paten hatte sie diesen mit dem Uhrmacher Droßelmeier identifiziert; nun fiel ihr ein, daß ihr Nußknacker mit dessen Neffen identisch ist, daß er also die Aufgabe hat, den Mausekönig zu töten und die Liebe einer Dame zu erringen.]

*

Die Dämmerung war eingebrochen, der Medizinalrat trat mit dem Paten Droßelmeier hinein, und nicht lange dauerte es, so hatte

Luise den Teetisch geordnet, und die Familie saß ringsumher, allerlei Lustiges miteinander sprechend. Marie hatte ganz still ihr kleines Lehnstühlchen herbeigeholt und sich zu den Füßen des Paten Droßelmeier gesetzt.

Als nun gerade einmal alle schwiegen, da sah Marie mit ihren großen blauen Augen dem Obergerichtsrat starr ins Gesicht und sprach: „Ich weiß jetzt, lieber Pate Droßelmeier, daß mein Nußknacker dein Neffe, der junge Droßelmeier aus Nürnberg ist; Prinz oder vielmehr König ist er geworden, das ist richtig eingetroffen, wie es dein Begleiter, der Astronom, vorausgesagt hat; aber du weißt es ja, daß er ... mit dem häßlichen Mausekönig in offnem Kriege steht. Warum hilfst du ihm nicht?“ Marie erzählte nun nochmals den ganzen Verlauf der Schlacht, wie sie es angesehen, und wurde oft durch das laute Gelächter der Mutter und Luisens unterbrochen. Nur Fritz und Droßelmeier blieben ernsthaft.

„Aber wo kriegt das Mädchen all das tolle Zeug in den Kopf?“ sagte der Medizinalrat.

„Ei nun,“ erwiderte die Mutter, „hat sie doch eine lebhafte Phantasie – eigentlich sind es nur Träume, die das heftige Wundfieber erzeugte“ ...

Seltsam lächelnd nahm aber Pate Droßelmeier die kleine Marie auf den Schoß und sprach sanfter als je: „Ei, dir, liebe Marie, ist ja mehr gegeben als mir und uns allen; du bist, wie Pirlipat, eine geborne Prinzessin, denn du regierst in einem schönen blanken Reich. – Aber viel hast du zu leiden, wenn du dich des armen mißgestalteten Nußknackers annehmen willst, da ihn der Mausekönig auf allen Wegen und Stegen verfolgt. – Doch nicht ich – du, du allein kannst ihn retten, sei standhaft und treu.“

Weder Marie noch irgend jemand wußte, was Droßelmeier mit diesen Worten sagen wollte; vielmehr kam es dem Medizinalrat

so sonderbar vor, daß er dem Obergerichtsrat an den Puls fühlte und sagte: „Sie haben, wertester Freund, starke Kongestionen nach dem Kopfe; ich will Ihnen etwas aufschreiben."

Nur die Medizinalrätin schüttelte bedächtlich den Kopf und sprach leise: „Ich ahne wohl, was der Obergerichtsrat meint, doch mit deutlichen Worten sagen kann ich's nicht."

[2. Zwei böse Träume und ein schöner Traum.

Nicht lange darauf glaubte Marie in einer mondhellen Nacht, der Mausekönig verlange ihre Zuckererbsen und ihren Marzipan, widrigenfalls er den Nußknacker töten werde. Sie legte das Verlangte am Abend des nächsten Tages vor die Leiste des Schrankes, und die Mäuse fraßen bzw. benagten es in der zweiten Nacht.

In der dritten Nacht verlangte der Mausekönig Mariens Zucker- und Dragantpuppen. Marie opferte auch diese schweren Herzens, und sie wurden in der vierten Nacht zernagt und zerbissen.

In der fünften Nacht verlangte der Mausekönig Mariens Bilderbücher und Kleider. Nun hängte nach einer Beratung unter den Geschwistern Fritz dem Nußknacker einen Säbel um – was, wie wir hörten, der Pate bei der Reparatur versäumt hatte. Marie träumte nun in der sechsten Nacht, daß der Nußknacker ihr melde, er habe den Mausekönig überwunden, und daß er sie (durch den weiten Ärmel von Vaters Pelz im Kleiderschrank) hinauf ins Puppenreich führe, wo vier Prinzessinnen ihn als ihren Bruder und sie als dessen Lebensretterin begrüßten.

Marie erzählte das beim Erwachen der Mutter als Erlebnis. Diese erwiderte:] „Du hast einen langen, sehr schönen Traum gehabt, liebe Marie; aber schlag dir das alles nur aus dem Sinn." [Marie blieb

dabei, alles wirklich gesehen zu haben, auch dem Vater gegenüber. Dieser verbot ihr ernstlich, darüber zu reden.]

Sprechen durfte nun Marie nicht mehr von ihrem Abenteuer, aber die Bilder jenes wunderbaren Feenreichs umgaukelten sie in süßwogendem Rauschen und in holden lieblichen Klängen; sie sah alles noch einmal, sowie sie nur ihren Sinn fest darauf richtete, und so kam es, daß sie, statt zu spielen, wie sonst, starr und still, tief in sich gekehrt dasitzen konnte, weshalb sie von allen eine kleine Träumerin gescholten wurde . . .

Zehntes Stück:

Bettinas seltsame Krankheit.

1816.

*

[1. Der Bericht des Arztes.]

Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf.

„Wie," rief der Kapellmeister heftig, indem er vom Stuhle aufsprang, „wie! so sollte Bettinas Katarrh wirklich etwas zu bedeuten haben?"

Der Doktor stieß ganz leise drei- oder viermal mit seinem spanischen Rohr auf den Fußboden, nahm die Dose heraus und steckte sie wieder ein ohne zu schnupfen, richtete den Blick starr empor, als zählte er die Rosetten an der Decke, und hüstelte mißtönig ohne ein Wort zu reden.

Das brachte den Kapellmeister außer sich, denn er wußte schon, solches Geberdenspiel des Doktors hieß in deutlichen lebendigen Worten nichts anders, als: ein böser, böser Fall – und ich weiß mir nicht zu raten und zu helfen, und ich steure umher in meinen Versuchen wie jener Doktor im ‚Gil Blas di Santillana'. „Nun, so sag' Er es denn nur geradezu heraus," rief der Kapellmeister erzürnt, „sag' Er es heraus, ohne so verdammt wichtig zu tun mit der simplen Heiserkeit, die sich Bettina zugezogen, weil sie unvorsichtiger Weise den Schal nicht umwarf, als sie die Kirche verließ – das Leben wird es ihr doch eben nicht kosten, der Kleinen."

„Mit nichten," sprach der Doktor, indem er nochmals die Dose herausnahm, jetzt aber wirklich schnupfte, „mit nichten, aber höchstwahrscheinlich wird sie in ihrem ganzen Leben keine Note mehr singen!"

Da fuhr der Kapellmeister mit beiden Fäusten sich in die Haare, daß der Puder weit umherstäubte, und rannte im Zimmer auf und

ab und schrie wie besessen: „Nicht mehr singen? – nicht mehr singen? – Bettina nicht mehr singen? – Gestorben all' die herrlichen Kanzonette – die wunderbaren Boleros und Seguidillas, die wie klingender Blumenhauch von ihren Lippen strömten? – Kein frommes Agnus, kein tröstendes Benedictus von ihr mehr hören? – O! o! – Kein Miserere, das mich reinbürstete von jedem irdischen Schmutz miserabler Gedanken – das in mir oft eine ganze reiche Welt makelloser Kirchenthemas aufgehen ließ? – Du lügst, Doktor, du lügst! – Der Satan versucht dich, mich aufs Eis zu führen. – Der Domorganist, der mich mit schändlichem Neide verfolgt, seitdem ich ein achtstimmiges qui tollis ausgearbeitet zum Entzücken der Welt, der hat dich bestochen! Du sollst mich in schnöde Verzweiflung stürzen, damit ich meine neue Messe ins Feuer werfe, aber es gelingt ihm – es gelingt dir nicht! – Hier – hier trage ich sie bei mir, Bettinas Soli," – er schlug auf die rechte Rocktasche, so daß es gewaltig darin klatschte – „und gleich soll herrlicher als je die Kleine sie mir mit hocherhabener Glockenstimme vorsingen."

Der Kapellmeister griff nach dem Hute und wollte fort, der Doktor hielt ihn zurück, indem er sehr sanft und leise sprach: „Ich ehre Ihren werten Enthusiasmus, holdseligster Freund! aber ich übertreibe nichts und kenne den Domorganisten gar nicht; es ist nun einmal so! Seit der Zeit, daß Bettina in der katholischen Kirche bei dem Amt die Solos im Gloria und Credo gesungen, ist sie von einer solch' seltsamen Heiserkeit oder vielmehr Stimmlosigkeit befallen, die meiner Kunst trotzt und die mich, wie gesagt, befürchten läßt, daß sie nie mehr singen wird."

„Gut denn," rief der Kapellmeister wie in resignierter Verzweiflung, „gut denn, so gib ihr Opium – Opium und so lange Opium, bis sie eines sanften Todes dahinscheidet, denn singt Bettina nicht mehr, so darf sie auch nicht mehr leben, denn sie lebt nur, wenn sie singt –

Betty geb. Marcuse als Frau Gedike.

Kreidezeichnung aus den 1820er Jahren.

Zu St. 7 (S. 183, Z. 3–12; vgl. dazu S. 381 f) und namentlich zu St. 10, dessen Heldin Betty ist (vgl. S. 404 Abs. 1 und Einleitung S. xxxvi unten).

sie existiert nur im Gesange – himmlischer Doktor, tu' mir den Gefallen, vergifte sie je eher desto lieber. Ich habe Konnektionen im Criminal-Collegio: mit dem Präsidenten studierte ich in Halle, es war ein großer Hornist, wir bliesen Bizinien zur Nachtzeit mit einfallenden Chören obligater Hündelein und Kater! – Sie sollen dir nichts tun des ehrlichen Mords wegen. – Aber vergifte sie – vergifte sie –"

„Man ist," unterbrach der Doktor den sprudelnden Kapellmeister, „man ist doch schon ziemlich hoch in Jahren, muß sich das Haar pudern seit geraumer Zeit, und doch noch, vorzüglich die Musik anlangend, vel quasi ein Hasenfuß*. Man schreie nicht so, man spreche nicht so verwegen vom sündlichen Mord und Totschlag, man setze sich ruhig hin dort in jenen bequemen Lehnstuhl und höre mich gelassen an."

Der Kapellmeister rief mit sehr weinerlicher Stimme: „Was werd' ich hören?!" und tat übrigens wie ihm geheißen.

„Es ist," fing der Doktor an, „es ist in der Tat in Bettinas Zustand etwas ganz Sonderbares und Verwunderliches. Sie spricht laut, mit voller Kraft des Organs, an irgendeines der gewöhnlichen Halsübel ist gar nicht zu denken, sie ist selbst imstande, einen musikalischen Ton anzugeben, aber sowie sie die Stimme zum Gesange erheben will, lähmt ein unbegreifliches Etwas, das sich durch kein Stechen, Prickeln, Kitzeln oder sonst als ein affirmatives krankhaftes Prinzip dartut, ihre Kraft, so daß jeder versuchte Ton, ohne gepreßt-unrein, kurz katarrhalisch zu klingen, matt und farblos dahinschwindet. Bettina selbst vergleicht ihren Zustand sehr richtig demjenigen im Traum, wenn man, mit dem vollsten Bewußtsein der Kraft zum Fliegen, doch vergebens strebt, in die Höhe zu steigen. Dieser negative krankhafte Zustand spottet meiner Kunst, und wirkungslos bleiben alle Mittel. Der Feind, den ich bekämpfen soll, gleicht einem körperlosen Spuk, gegen den ich vergebens meine Streiche führe. Darin habt Ihr recht,

* [bei Hoffmann stets = Narr.]

Kapellmeister, daß Bettinas ganze Existenz im Leben durch den Gesang bedingt ist, denn eben im Gesange kann man sich den kleinen Paradiesvogel nur denken; deshalb ist sie aber schon durch die Vorstellung, daß ihr Gesang und mit ihm sie selbst untergehe, so im Innersten aufgeregt, und fast bin ich überzeugt, daß eben diese fortwährende geistige Agitation ihr Übelbefinden fördert und meine Bemühungen vereitelt. Sie ist, wie sie sich selbst ausdrückt, von Natur sehr apprehensiv*, und so glaube ich, nachdem ich monatelang, wie ein Schiffbrüchiger, der nach jedem Splitter hascht, nach diesem, jenem Mittel gegriffen und darüber ganz verzagt worden, daß Bettinas ganze Krankheit mehr psychisch als physisch ist."

[2. Der Bericht des Psychologen.]

„Recht, Doktor," rief hier der reisende Enthusiast, der so lange schweigend mit übereinander geschlagenen Ärmen im Winkel gesessen, „recht Doktor, mit einem Mal habt Ihr den richtigen Punkt getroffen, mein vortrefflicher Arzt! Bettinas krankhaftes Gefühl ist die physische Rückwirkung eines psychischen Eindrucks, eben deshalb aber desto schlimmer und gefährlicher. Ich, ich allein kann Euch alles erklären, Ihr Herren!"

„Was werd' ich hören?!" sprach der Kapellmeister noch weinerlicher als vorher.

Der Doktor rückte seinen Stuhl näher heran zum reisenden Enthusiasten und kuckte ihm mit sonderbar lächelnder Miene ins Gesicht.

Der reisende Enthusiast warf aber den Blick in die Höhe und sprach, ohne den Doktor oder den Kapellmeister anzusehen: „Kapell-

[* begriffsverwandt mit hypochondrisch: der appréhensif „denkt mit Besorgnis an mögliche Übel" (Sachs-Villatte, kl. Ausg., 1905, I 207 c sub ‚craintif').]

meister! ich sah einmal einen kleinen buntgefärbten Schmetterling, der sich zwischen den Saiten Eures Doppelclavichords eingefangen hatte. Das kleine Ding flatterte lustig auf und nieder, und mit den glänzenden Flügelein um sich schlagend berührte es bald die obern, bald die untern Saiten, die dann leise, leise, nur dem schärfsten geübtesten Ohr vernehmbare Töne und Akkorde hauchten, so daß zuletzt das Tierchen nur in den Schwingungen wie in sanftwogenden Wellen zu schwimmen oder vielmehr von ihnen getragen zu werden schien. Aber oft kam es, daß eine stärker berührte Saite wie erzürnt in die Flügel des fröhlichen Schwimmers schlug, so daß sie wund geworden den Schmuck des bunten Blütenstaubs von sich streuten; doch dessen nicht achtend kreiste der Schmetterling fort und fort im fröhlichen Klingen und Singen, bis schärfer und schärfer die Saiten ihn verwundeten und er lautlos hinabsank in die Öffnung des Resonanzbodens."

„Was wollen wir damit sagen?" frug der Kapellmeister.

„Fiat applicatio, mein Bester!" sprach der Doktor.

„Von einer besonderen Anwendung ist hier nicht die Rede," fuhr der Enthusiast fort; „ich wollte, da ich obbesagten Schmetterling wirklich auf des Kapellmeisters Clavichord spielen gehört habe, nur im allgemeinen eine Idee andeuten, die mir damals einkam, und die alles das, was ich über Bettinas Übel sagen werde, so ziemlich einleitet. Ihr könnet das Ganze aber auch für eine Allegorie ansehen, und es in das Stammbuch irgendeiner reisenden Virtuosin hineinzeichnen. Es schien mir nämlich damals, als habe die Natur ein tausendchörichtes Clavichord um uns herum gebaut, in dessen Saiten wir herum hantierten, ihre Töne und Akkorde für unsere eigne willkürlich hervorgebrachte haltend, und als würden wir oft zum Tode wund, ohne zu ahnden, daß der unharmonisch berührte Ton uns die Wunde schlug."

„Sehr dunkel," sprach der Kapellmeister.

„O," rief der Doktor lachend, „o nur Geduld, er wird gleich auf seinem Steckenpferde sitzen und gestreckten Galopps in die Welt der Ahnungen, Träume, psychischen Einflüsse, Sympathien, Idiosynkrasien usw. hineinreiten, bis er auf der Station des Magnetismus absitzt und ein Frühstück nimmt."

„Gemach, gemach, mein weiser Doktor!" sprach der reisende Enthusiast, „schmäht nicht auf Dinge, die Ihr, sträuben mögt Ihr Euch auch wie Ihr wollt, doch mit Demut anerkennen und höchlich beachten müßt. Habt Ihr es denn nicht selbst eben erst ausgesprochen, daß Bettinas Krankheit von psychischer Anregung herbeigeführt oder vielmehr nur ein psychisches Übel ist?"

„Wie kommt," unterbrach der Doktor den Enthusiasten, „wie kommt aber Bettina mit dem unglückseligen Schmetterling zusammen?"

„Wenn man," fuhr der Enthusiast fort, „wenn man nun alles haarklein auseinander sieben soll, und jedes Körnchen beäugeln und begucken, so wird das eine Arbeit, die selbst langweilig Langeweile verbreitet! – Laßt den Schmetterling im Clavichordkasten des Kapellmeister[s] ruhen!

„Übrigens*, sagt selbst, Kapellmeister, ist es nicht ein wahres Unglück, daß die hochheilige Musik ein integrierender Teil unserer Konversation geworden ist? Die herrlichsten Talente werden herabgezogen in das gemeine dürftige Leben! Statt daß sonst aus heiliger Ferne wie aus dem wunderbaren Himmelsreiche selbst, Ton und Gesang auf uns herniederstrahlte, hat man jetzt alles hübsch bei der Hand, und man weiß genau, wie viel Tassen Tee die Sängerin oder wie viel Gläser Wein der Bassist trinken muß, um in die gehörige Tra-

* [Alle folgenden Ausführungen richtet der Enthusiast in Wirklichkeit an Bettina, die, wie er gemerkt hat, ins Nebenzimmer getreten ist und horcht: s. u. S. 268 Mitte.]

montane zu kommen. Ich weiß wohl, daß es Vereine gibt, die ergriffen von dem wahren Geist der Musik sie untereinander mit wahrhafter Andacht üben, aber jene miserablen geschmückten, geschniegelten – doch ich will mich nicht ärgern!

„Als ich voriges Jahr* hieher kam, war die arme Bettina gerade recht in der Mode – sie war, wie man sagt, recherchiert, es konnte kaum Tee getrunken werden ohne Zutat einer spanischen Romanze, einer italienischen Kanzonetta oder auch wohl eines französischen Liedleins: ‚Souvent l'amour' etc., zu dem sich Bettina hergeben mußte. Ich fürchtete in der Tat, daß das gute Kind mitsamt ihrem herrlichen Talent untergehen würde in dem Meer von Teewasser, das man über sie ausschüttete; das geschah nun nicht, aber die Katastrophe trat ein."

„Was für eine Katastrophe?" riefen Doktor und Kapellmeister.

„Seht, liebe Herren!" fuhr der Enthusiast fort, „eigentlich ist die arme Bettina – wie man so sagt, verwünscht oder verhext worden, und, so hart es mir ankommt, es zu bekennen, ich – ich selbst bin der Hexenmeister, der das böse Werk vollbracht hat und nun gleich dem Zauberlehrling den Bann nicht zu lösen vermag."

„Possen, Possen! Und wir sitzen hier und lassen uns mit der größten Ruhe von dem ironischen Bösewicht mystifizieren." So rief der Doktor, indem er aufsprang.

„Aber, zum Teufel, die Katastrophe – die Katastrophe!" schrie der Kapellmeister.

„Ruhig, Ihr Herren," sprach der Enthusiast, „jetzt kommt eine Tatsache, die ich verbürgen kann. Haltet übrigens meine Hexerei für Scherz, unerachtet es mir zuweilen recht schwer aufs Herz fällt, daß

* [1815. Hoffmann vergißt hier, daß der reisende Enthusiast schon die Neujahrsnacht 1814/15 in Berlin verlebt hat; sein Bericht an Hoffmann über die damaligen Abenteuer — unser Stück 8 — war Ostern 1815 im Druck erschienen.]

ich ohne Wissen und Willen einer unbekannten psychischen Kraft zum Medium des Entwickelns und Einwirkens auf Bettina gedient haben mag – gleichsam als Leiter, mein' ich, so wie in der elektrischen Reihe einer den andern ohne Selbsttätigkeit und eignen Willen prügelt."

„Hop hop," rief der Doktor, „seht, wie das Steckenpferd gar herrliche Kurbetten verführt."

„Aber die Geschichte – die Geschichte!" schrie der Kapellmeister dazwischen.

„Ihr erwähntet," fuhr der Enthusiast fort, „Ihr erwähntet, Kapellmeister, schon zuvor, daß Bettina das letzte Mal, ehe sie die Stimme verlor, in der katholischen Kirche sang. Erinnert Euch, daß dies am ersten Osterfeiertage vorigen Jahres [1815] geschah. Ihr hattet Euer schwarzes Ehrenkleid angetan und dirigiertet die herrliche Haydnsche Messe aus dem D-moll. In dem Sopran tat sich ein Flor junger anmutig gekleideter Mädchen auf, die zum Teil sangen, zum Teil auch nicht; unter ihnen stand Bettina, die mit wunderbar starker, voller Stimme die kleinen Soli vortrug. Ihr wißt, daß ich mich im Tenor angestellt hatte; das Sanctus war eingetreten, ich fühlte die Schauer der tiefsten Andacht mich durchbeben: da rauschte es hinter mir störend, unwillkürlich drehte ich mich um und erblickte zu meinem Erstaunen Bettina, die sich durch die Reihen der Spielenden und Singenden drängte, um den Chor zu verlassen. „Sie wollen fort?" redete ich sie an. „Es ist die höchste Zeit," erwiderte sie sehr freundlich, „daß ich mich jetzt nach der *** Kirche begebe, um noch, wie ich versprochen, dort in einer Kantate mitzusingen; auch muß ich noch vormittags ein paar Duetts probieren, die ich heute Abend in dem Singetee bei*** vortragen werde; dann ist Souper bei***. Sie kommen doch hin? Es werden ein paar Chöre aus dem Händelschen Messias und das erste Finale aus Figaros Hochzeit gemacht."

Während dieses Gesprächs erklangen die vollen Akkorde des Sanctus, und das Weihrauchopfer zog in blauen Wolken durch das hohe Gewölbe der Kirche. „Wissen Sie denn nicht," sprach ich, „daß es sündlich ist, daß es nicht straflos bleibt, wenn man während des Sanctus die Kirche verläßt? – Sie werden so bald nicht mehr in der Kirche singen!" – Es sollte Scherz sein; aber ich weiß nicht, wie es kam, daß mit einem Mal meine Worte so feierlich klangen*. Bettina erblaßte und verließ schweigend die Kirche. Seit diesem Moment verlor sie die Stimme."

Der Doktor hatte sich während der Zeit wieder gesetzt und das Kinn auf den Stockknopf gestützt; er blieb stumm.

Aber der Kapellmeister rief: „Wunderbar in der Tat, sehr wunderbar!"

„Eigentlich," fuhr der Enthusiast fort, „eigentlich kam mir damals bei meinen Worten nichts bestimmtes in den Sinn, und ebensowenig setzte ich Bettinas Stimmlosigkeit mit dem Vorfall in der Kirche nur in den mindesten Bezug. Erst jetzt [1816], als ich wieder hieherkam und von Euch, Doktor, erfuhr, daß Bettina noch immer an der verdrießlichen Kränklichkeit leide, war es mir, als hätte ich schon damals an eine Geschichte gedacht, die ich vor mehreren Jahren in einem alten Buche las und die ich Euch, da sie mir anmutig und rührend scheint, mitteilen will."

„Erzählen Sie," rief der Kapellmeister, „vielleicht liegt ein guter Stoff zu einer tüchtigen Oper darin."

„Könnt Ihr," sprach der Doktor, „könnt Ihr, Kapellmeister, Träume – Ahnungen – magnetische Zustände in Musik setzen, so wird Euch geholfen, auf so was wird die Geschichte doch wieder herauslaufen."

---

* [Jene „unbekannte psychische Kraft" hatte aus ihm gesprochen: s. vor. S. 3. 1–5 und Sucher S. 79.]

[3. Geschichte der Zulema.]

Ohne dem Doktor zu antworten, räusperte sich der reisende Enthusiast und fing mit erhabener Stimme* an:

„Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellens und Ferdinands von Aragonien vor den Mauern von Granada aus."

„Herr des Himmels und der Erden," unterbrach der Doktor den Erzähler, „das fängt an, als wollt' es in neun Tagen und neun Nächten nicht endigen, und ich sitze hier und die Patienten lamentieren. Ich schere mich den Teufel um Eure maurischen Geschichten; den ‚Gonzalvo von Cordova'** habe ich gelesen und Bettinas Seguidillas gehört, aber damit basta. Alles was recht ist! Gott befohlen!"

[Der Doktor entfernt sich eilig. Aber der Kapellmeister fordert den Enthusiasten auf, ruhig zu erzählen: er hofft Stoff zu einer kriegerischen Oper mit Cymbeln, Trommeln und Pauken – namentlich Pauken – zu erhalten. Der Enthusiast berichtet***:

Die Sarazenin Zulema, deren Gesang anzuhören „wie das siegende Schmettern der Nachtigall", wird durch heiligen Gesang der Kirche zum Glauben entzündet, und es ist ihr vergönnt, das vom Herrn verliehene Talent einer wunderbaren Stimme zur Glorie der Religion zu erheben, auf welche sie, nunmehr als Julia, getauft wird.

Aber plötzlich wird sie von der Lockung einer irdischen Liebe auf den verlassenen Weg zurückgezogen, so daß sie, von dem Stile des heiligen Gesanges abweichend, in jene tändelnden maurischen Liebeslieder unvermerkt verfällt, mit pfeifenden Tönen und in heidnisch-

---

* [um auch im Nebenzimmer verstanden zu werden: s. o. S. 262 Note.]

** [von Florian.]

*** [Wir geben die Erzählung, die 1491/92 vor und in Granada spielt und daher hier nicht wohl in extenso eingerückt werden kann, im engsten Anschluß an den vortrefflichen Auszug wieder, den Amadeus Wendt in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung vom 2. Juli 1817 gegeben hat.]

prächtiger Weise den Chor der Nonnen durchschneidet und, entrückt von Hichems (ihres maurischen Geliebten) lockenden Gesängen, alle Andacht im Innern ertötend den Chor während des Sanctus verläßt.

Da wird das Wort Emanuelens (der Priorin) erfüllt: „Sünderin, die du den Dienst des Herrn entweihst, die du mit dem Munde sein Lob verkündest und im Herzen weltliche Gedanken trägst, fliehe von hinnen! Gebrochen ist die Kraft des Gesanges in dir, verstummt sind die wunderbaren Laute, die der Geist des Herrn in dir entzündet." Denn als sie bald darauf aus dem (von Hichem angezündeten) Kloster zurück (nach Granada) zu den Mauren flieht, ist „Ton und Gesang, wie angeweht vom giftigen Hauche des Samum, in ihrer Brust gestorben".

Der Kapellmeister, immer an die musikalische Verwertung des Stoffes denkend, hat die Erzählung schon zweimal mit instrumental- oder vokaltechnischen Bemerkungen unterbrochen. Beim dritten Male verbittet der Enthusiast sich das mit der Bemerkung:] „Noch allerlei kommt vor, und es ist nötig die Gedanken zusammenzuhalten, um so mehr, da ich immer dabei an Bettina denke, welches mich nicht wenig verwirrt. Vorzüglich möcht' ich gar nicht, daß sie jemals etwas von meiner spanischen Geschichte erführe, und doch ist es mir so, als wenn sie dort an jener Türe lauschte, welches natürlicherweise pure Einbildung sein muß*." [Er berichtet dann noch, wie Julia-Zulema

bei der blutigen Erstürmung von Granada, mitten in den Flammen, voll Reu' und Demut das Sanctus wieder anstimmt und dann unter dem Gesange des Benedictus mit den Mauren durch die Reihen der siegenden Spanier in die Kathedrale zieht, so daß alles

* [Ein an Bettinas Adresse gerichteter Scherz: für sie, nicht für den stoffhungrigen Komponisten trägt er die Geschichte vor.]

Volk „unwillkürlich, als komme die Heilige vom Himmel gesendet, Heiliges zu verkünden den Gesegneten des Herrn, die Knie beugt". Hier übt sie die heiligen Gebräuche mit inbrünstiger Andacht und sinkt bei den letzten Lauten des Dona nobis pacem der Königin entseelt in die Arme*.

[4. Die Wirkung dieser Erzählung.]

So hatte der Enthusiast seine Geschichte geendet, als der Doktor mit vielem Geräusch eintrat, heftig mit dem Stock auf die Erde stieß und zornig schrie: „Da sitzen sie noch und erzählen sich tolle phantastische Geschichten ohne Rücksicht auf Nachbarschaft und machen die Leute kränker."

„Was ist denn nun wieder geschehen, mein Wertester?" sprach der Kapellmeister ganz erschrocken.

„Ich weiß es recht gut," fiel der Enthusiast ganz gelassen ein. „Nichts mehr und nichts weniger, als daß Bettina uns stark reden gehört hat, dort ins Kabinett gegangen ist und alles weiß."

„Das habt Ihr nun," sprudelte der Doktor, „von Euren verdammten lügenhaften Geschichten, wahnsinniger Enthusiast, daß Ihr reizbare Gemüter vergiftet – ruiniert mit Eurem tollen Zeuge; aber ich werde Euch das Handwerk legen."

„Herrlicher Doktor!" unterbrach der Enthusiast den Zornigen, „ereifert Euch nicht und bedenkt, daß Bettinas psychische Krankheit psychische Mittel erfordert und daß vielleicht meine Geschichte –"

„Still, still," fiel der Doktor ganz gelassen ein, „ich weiß schon, was Ihr sagen wollt."

„Zu einer Oper taugt es nicht; aber sonst gab es darin einige

* [„Denn der tiefe Schmerz der Reue," fügt Wendt dieser Inhaltsangabe hinzu, ‚gemischt mit der wiedergewonnenen Richtung auf das Heilige, mußten das dem Himmlischen geweihte Talent für die Erde vernichten."]

sonderbar klingende Akkorde.“ So murmelte der Kapellmeister, indem er den Hut ergriff und den Freunden folgte.

*

Als drei Monat darauf der reisende Enthusiast der gesundeten Bettina, die mit herrlicher Glockenstimme Pergoleses Stabat mater (jedoch nicht in der Kirche, sondern im mäßig großen Zimmer) gesungen hatte, voll Freude und andächtigen Entzückens die Hand küßte, sprach sie: „Ein Hexenmeister sind Sie gerade nicht*, aber zuweilen etwas widerhaarichter Natur**.“

„Wie alle Enthusiasten,“ setzte der Kapellmeister hinzu.

---

* [Gegen die halb scherzhafte Selbstanklage des Enthusiasten (oben S. 263 Z. 11—9 v. u.); Bettina hatte ja bereits zugegeben, daß sie die Unterhaltung belauscht hat.]

** [= etwas grob.]

Elftes Stück:

Das öde Haus.

Sommer 1816.

Von Theodor (einem Doppelgänger des reisenden Enthusiasten) 1817 seinen Jugendfreunden Lelio und Franz erzählt.

*

[Erstes Kapitel.]

Ihr wißt, daß ich den ganzen vorigen Sommer in [Berli]n zubrachte. Die Menge alter Freunde und Bekannten, die ich vorfand, das freie gemütliche Leben, die mannigfachen Anregungen der Kunst und der Wissenschaft, das alles hielt mich fest.

Nie war ich heitrer, und meiner alten Neigung, oft allein durch die Straßen zu wandeln und mich an jedem ausgehängten Kupferstich, an jedem Anschlagzettel zu ergötzen oder die mir begegnenden Gestalten zu betrachten, ja wohl manchem in Gedanken das Horoskop zu stellen, hing ich hier mit Leidenschaft nach, da nicht allein der Reichtum der ausgestellten Werke der Kunst und des Luxus, sondern der Anblick der vielen herrlichen Prachtgebäude unwiderstehlich mich dazu antrieb.

[1. Das Haus Unter den Linden 9.]

Die mit Gebäuden jener Art eingeschlossene Allee, welche nach dem [Brandenbur]ger Tore führt, ist der Sammelplatz des höheren durch Stand oder Reichtum zum üppigeren Lebensgenuß berechtigten Publikums. In dem Erdgeschoß der hohen breiten Paläste werden meistenteils Waren des Luxus feilgeboten, indes in den obern Stockwerken Leute der beschriebenen Klasse hausen. Die vornehmsten Gasthäuser liegen in dieser Straße, die fremden Gesandten wohnen meistens darin, und so könnt ihr denken, daß hier ein besonderes Leben und

Regen, mehr als in irgendeinem andern Teile der Residenz stattfinden muß, die sich eben auch hier volkreicher zeigt, als sie es wirklich ist. Das Zudrängen nach diesem Orte macht es, daß mancher sich mit einer kleineren Wohnung, als sein Bedürfnis eigentlich erfordert, begnügt, und so kommt es, daß manches von mehreren Familien bewohnte Haus einem Bienenkorbe gleicht.

Schon oft war ich die Allee durchwandelt, als mir eines Tages plötzlich ein Haus ins Auge fiel, das auf ganz wunderliche seltsame Weise von allen übrigen abstach. Denkt euch ein niedriges, vier Fenster breites, von zwei hohen schönen Gebäuden eingeklemmtes Haus, dessen Stock über dem Erdgeschoß nur wenig über die Fenster im Erdgeschoß des nachbarlichen Hauses hervorragt, dessen schlecht verwahrtes Dach, dessen zum Teil mit Papier verklebte Fenster, dessen farblose Mauern von gänzlicher Verwahrlosung des Eigentümers zeugen. Denkt euch, wie solch ein Haus zwischen mit geschmackvollem Luxus ausstaffierten Prachtgebäuden sich ausnehmen muß. Ich blieb stehen und bemerkte bei näherer Betrachtung, daß alle Fenster dicht verzogen waren, ja daß vor die Fenster des Erdgeschosses eine Mauer aufgeführt schien, daß die gewöhnliche Glocke an dem Torwege, der, an der Seite angebracht, zugleich zur Haustüre diente, fehlte, und daß an dem Torwege selbst nirgends ein Schloß, ein Drücker zu entdecken war.

Ich wurde überzeugt, daß dieses Haus ganz unbewohnt sein müsse, da ich niemals, niemals, so oft und zu welcher Tageszeit ich auch vorübergehen mochte, auch nur die Spur eines menschlichen Wesens darin wahrnahm. Ein unbewohntes Haus in dieser Gegend der Stadt: eine wunderliche Erscheinung! Und doch findet das Ding vielleicht darin seinen natürlichen einfachen Grund, daß der Besitzer auf einer lange dauernden Reise begriffen oder, auf fernen Gütern hausend, dies Grundstück weder vermieten noch veräußern mag, um, nach

Unter den Linden 11—8.

Aus einer um 1820 auf Stein gezeichneten Gesamtdarstellung der 'Linden'.

In Nr. 8 **H. Fuchs'** Konditorei; Nr. 9 das öde Haus: davor in der Mittelpromenade die Bank (mit der Lehne gegen das Haus: s. S. 288 Mitte).

[Berli]n zurückkehrend, augenblicklich seine Wohnung dort aufschlagen zu können. So dacht' ich; und doch weiß ich selbst nicht, wie es kam, daß, bei dem öden Hause vorüberschreitend, ich jedesmal wie festgebannt stehen bleiben und mich in ganz verwunderliche Gedanken nicht sowohl vertiefen, als verstricken mußte. – Ihr wißt es ja alle, ihr wackern Kumpane meines fröhlichen Jugendlebens, ihr wißt es ja alle, wie ich mich von jeher als Geisterseher gebärdete und wie mir nur einer wunderbaren Welt seltsame Erscheinungen ins Leben treten wollten, die ihr mit derbem Verstande wegzuleugnen wußtet! – Nun! zieht nur eure schlauen spitzfündigen Gesichter, wie ihr wollt, gern zugestehen darf ich ja, daß ich oft mich selbst recht arg mystifiziert habe und daß mit dem öden Hause sich dasselbe ereignen zu wollen schien, aber – am Ende kommt die Moral, die euch zu Boden schlägt: horcht nur auf! – Zur Sache!

[2. Die Vermutungen und die vermeintlichen Ermittelungen des Grafen Pückler.]

Eines Tages, und zwar in der Stunde, wenn der gute Ton gebietet in der Allee auf und ab zu gehen, stehe ich, wie gewöhnlich, in tiefen Gedanken hinstarrend vor dem öden Hause. Plötzlich bemerke ich, ohne gerade hinzusehen, daß jemand neben mir sich hingestellt und den Blick auf mich gerichtet hatte. Es ist Graf P[ückler], der sich schon in vieler Hinsicht als mir geistesverwandt kundgetan hat, und sogleich ist mir nichts gewisser, als daß auch ihm das Geheimnisvolle des Hauses aufgegangen war. Um so mehr fiel es mir auf, daß, als ich von dem seltsamen Eindruck sprach, den dies verödete Gebäude hier in der belebtesten Gegend der Residenz auf mich gemacht hatte, er sehr ironisch lächelte; bald war aber alles erklärt.

Graf P[ückler] war viel weiter gegangen als ich, aus manchen

Bemerkungen, Kombinationen usw. hatte er [vermeintlich] die Bewandtnis herausgefunden, die es mit dem Hause hatte, und eben diese Bewandtnis lief auf eine solche ganz seltsame Geschichte heraus, die nur die lebendigste Phantasie des Dichters ins Leben treten lassen konnte. Es wäre wohl recht, daß ich euch die Geschichte des Grafen, die ich noch klar und deutlich im Sinn habe, mitteilte, doch schon jetzt fühle ich mich durch das, was sich wirklich mit mir zutrug, so gespannt, daß ich unaufhaltsam fortfahren muß. Wie war aber dem guten Grafen zumute, als er, mit der [von ihm kombinierten] Geschichte fertig, erfuhr, daß das verödete Haus nichts anders enthalte, als die Zuckerbäckerei des Konditors [H. Fuchs], dessen prachtvoll eingerichteter Laden [im Hause Nr. 8] dicht anstieß. Daher waren die Fenster des Erdgeschosses, wo die Öfen eingerichtet, vermauert und die zum Aufbewahren des Gebacknen im obern Stock bestimmten Zimmer mit dicken Vorhängen gegen Sonne und Ungeziefer verwahrt.

Ich erfuhr, als der Graf mir dies mitteilte, so wie er, die Wirkung des Sturzbades, oder es zupfte wenigstens der allem Poetischen feindliche Dämon den Süßträumenden empfindlich und schmerzhaft bei der Nase.

[3. Abklang.]

Unerachtet der prosaischen Aufklärung mußte ich doch noch immer, vorübergehend, nach dem öden Hause hinschauen, und noch immer gingen im leisen Frösteln, das mir durch die Glieder bebte, allerlei seltsame Gebilde von dem auf, was dort verschlossen. Durchaus konnte ich mich nicht an den Gedanken der Zuckerbäckerei, des Marzipans, der Bonbons, der Torten, der eingemachten Früchte usw. gewöhnen. Eine seltsame Ideenkombination ließ mir das alles erscheinen wie süßes beschwichtigendes Zureden. Ungefähr: „Erschrecken Sie nicht,

Bester! wir alle sind liebe süße Kinderchen, aber der Donner wird gleich ein bißchen einschlagen." Dann dachte ich wieder: „Bist du nicht ein recht wahnsinniger Tor, daß du das Gewöhnlichste in das Wunderbare zu ziehen trachtest, schelten deine Freunde dich nicht mit Recht einen überspannten Geisterseher?" –

Das Haus blieb, wie es bei der angeblichen Bestimmung auch nicht anders sein konnte, immer unverändert, und so geschah es, daß mein Blick sich daran gewöhnte, und die tollen Gebilde, die sonst ordentlich aus den Mauern hervorzuschweben schienen, allmählich verschwanden.

[Zweites Kapitel.]

*

[1. Der Arm am Fenster.]

Ein Zufall weckte alles, was eingeschlummert, wieder auf. Daß, unerachtet ich mich, so gut es gehen wollte, ins Alltägliche gefügt hatte, ich doch nicht unterließ, das fabelhafte Haus im Auge zu behalten, das könnt ihr euch bei meiner Sinnesart, die nun einmal mit frommer ritterlicher Treue am Wunderbaren festhält, wohl denken. So geschah es, daß ich eines Tages, als ich wie gewöhnlich zur Mittagsstunde in der Allee lustwandelte, meinen Blick auf die verhängten Fenster des öden Hauses richtete. Da bemerkte ich, daß die Gardine an dem letzten Fenster dicht neben dem Konditorladen sich zu bewegen begann. Eine Hand, ein Arm kam zum Vorschein. Ich riß meinen Operngucker heraus und gewahrte nun deutlich die blendend weiße, schön geformte Hand eines Frauenzimmers, an deren kleinem Finger ein Brillant mit ungewöhnlichem Feuer funkelte, ein reiches Band blitzte an dem in üppiger Schönheit geründeten Arm. Die Hand setzte eine hohe, seltsam geformte Kristallflasche hin auf die Fensterbank und verschwand hinter dem Vorhange. Erstarrt blieb ich stehen, ein sonderbar bänglich wonniges Gefühl durchströmte mit elektrischer Wärme mein Inneres, unverwandt blickte ich herauf nach dem verhängnisvollen Fenster, und wohl mag ein sehnsuchtsvoller Seufzer meiner Brust entflohen sein. Ich wurde endlich wach und fand mich umringt von vielen Menschen allerlei Standes, die so

wie ich mit neugierigen Gesichtern heraufkuckten. Das verdroß mich, aber gleich fiel mir ein, daß jedes Hauptstadtvolk jenem gleiche, das, zahllos vor dem Hause versammelt, nicht zu gaffen und sich darüber zu verwundern aufhören konnte, daß eine Schlafmütze aus dem sechsten Stock herabgestürzt, ohne eine Masche zu zerreißen. – Ich schlich mich leise fort, und der prosaische Dämon flüsterte mir sehr vernehmlich in die Ohren, daß soeben die reiche, sonntäglich geschmückte Konditorsfrau eine geleerte Flasche feinen Rosenwassers o. s. auf die Fensterbank gestellt.

[2. Beim Konditor.]

Seltner Fall! – mir kam urplötzlich ein sehr gescheuter Gedanke. – Ich kehrte um und geradezu ein in den leuchtenden Spiegelladen des dem öden Hause nachbarlichen Konditors.

Mit kühlendem Atem den heißen Schaum von der Schokolade wegblasend, fing ich leicht hingeworfen an: „In der Tat, Sie haben da nebenbei Ihre Anstalt sehr schön erweitert."

Der Konditor warf noch schnell ein paar bunte Bonbons in die Vierteltüte, und diese dem lieblichen Mädchen, das darnach verlangt, hinreichend, lehnte er sich mit aufgestemmtem Arm weit über den Ladentisch herüber und schaute mich mit solch lächelnd fragendem Blick an, als habe er mich gar nicht verstanden.

Ich wiederholte, daß er sehr zweckmäßig in dem benachbarten Hause seine Bäckerei angelegt, wiewohl das dadurch verödete Gebäude in der lebendigen Reihe der übrigen düster und traurig absteche.

„Ei, mein Herr!" fing nun der Konditor an, „wer hat Ihnen denn gesagt, daß das Haus nebenan uns* gehört? – Leider blieb jeder Versuch, es zu akquirieren, vergebens, und am Ende mag es auch

* [nämlich seinem Bruder und ihm: s. u. S. 280 Z. 15 u. 14 v. u. und S. 281 Z. 9 u. 10.]

gut sein, denn mit dem Hause nebenan hat es eine eigne Bewandtnis."

Ihr, meine treuen Freunde, könnt wohl denken, wie mich des Konditors Antwort spannte, und wie sehr ich ihn bat, mir mehr von dem Hause zu sagen.

„Ja, mein Herr," sprach er, „recht Sonderliches weiß ich selbst nicht davon, soviel ist aber gewiß, daß das Haus der Gräfin von S. gehört, die auf ihren Gütern lebt und seit vielen Jahren nicht in [Berli]n gewesen ist. Als noch keins der Prachtgebäude existierte, die jetzt unsere Straße zieren, stand dies Haus, wie man mir erzählt hat, schon in seiner jetzigen Gestalt da, und seit der Zeit wurd' es nur gerade vor dem gänzlichen Verfall gesichert. Nur zwei lebendige Wesen hausen darin, ein steinalter menschenfeindlicher Hausverwalter und ein grämlicher lebenssatter Hund, der zuweilen auf dem Hinterhofe den Mond anheult. Nach der allgemeinen Sage soll es in dem öden Gebäude häßlich spuken, und in der Tat, mein Bruder (der Besitzer des Ladens) und ich, wir beide haben in der Stille der Nacht, vorzüglich zur Weihnachtszeit, wenn uns unser Geschäft hier im Laden wach erhielt, oft seltsame Klagelaute vernommen, die offenbar sich hier hinter der Mauer im Nebenhause erhoben. Und dann fing es an so häßlich zu scharren und zu rumoren, daß uns beiden ganz graulich zumute wurde. Auch ist es nicht lange her, daß sich zur Nachtzeit ein solch sonderbarer Gesang hören ließ, den ich Ihnen nun gar nicht beschreiben kann. Es war offenbar die Stimme eines alten Weibes, die wir vernahmen, aber die Töne waren so gellend klar und liefen in bunten Kadenzen und langen schneidenden Trillern so hoch hinauf, wie ich es, unerachtet ich doch in Italien, Frankreich und Deutschland so viel Sängerinnen gekannt, noch nie gehört habe. Mir war so, als würden französische Worte gesungen, doch konnt' ich das nicht genau unterscheiden und überhaupt das tolle gespenstige

Singen nicht lange anhören, denn mir standen die Haare zu Berge. Zuweilen, wenn das Geräusch auf der Straße nachläßt, hören wir auch in der hintern Stube tiefe Seufzer und dann ein dumpfes Lachen, das aus dem Boden hervorzudröhnen scheint, aber das Ohr an die Wand gelegt, vernimmt man bald, daß es eben auch im Hause nebenan so seufzt und lacht. – Bemerken Sie," – er führte mich in das hintere Zimmer und zeigte durchs Fenster – „bemerken Sie jene eiserne Röhre, die aus der Mauer hervorragt? Die raucht zuweilen so stark – selbst im Sommer, wenn doch gar nicht geheizt wird –, daß mein Bruder schon oft wegen Feuersgefahr mit dem alten Hausverwalter gezankt hat, der sich aber damit entschuldigt, daß er sein Essen koche. Was der aber essen mag, das weiß der Himmel; denn oft verbreitet sich, eben wenn jene Röhre recht stark raucht, ein sonderbarer, ganz eigentümlicher Geruch*."

*

Die Glastüre des Ladens knarrte, der Konditor eilte hinein und warf mir, nach der hineingetretenen Figur hinnickend, einen bedeutenden Blick zu.

Ich verstand ihn vollkommen. Konnte denn die sonderbare Gestalt jemand anders sein als der Verwalter des geheimnisvollen Hauses? – Denkt euch einen kleinen dürren Mann mit einem mumienfarbnen Gesichte, spitzer Nase, zusammengekniffenen Lippen, grünfunkelnden Katzenaugen, stetem wahnsinnigen Lächeln, altmodig mit aufgetürmtem Toupet und Klebelöckchen frisiertem, stark gepudertem Haar, großem Haarbeutel, Postillon d'Amour**, kaffeebraunem, altem, verbleichtem, doch wohlgeschontem, gebürstetem Kleide, grauen Strümpfen, großen abgestumpften Schuhen mit Steinschnällchen.

Denkt euch, daß diese kleine dürre Figur doch, vorzüglich was die

* [Aufklärung s. u. S. 314 Z 9–6 v. u.]

** [wohl = Schleife am Haarbeutel].

übergroßen Fäuste mit langen starken Fingern betrifft, robust geformt ist und kräftig nach dem Ladentisch hinschreitet, dann aber, stets lächelnd und starr hinschauend nach den in Kristallgläsern aufbewahrten Süßigkeiten, mit ohnmächtiger klagender Stimme herausweint: „Ein paar eingemachte Pomeranzen – ein paar Makronen – ein paar Zuckerkastanien" 2c. Denkt euch das und urteilt selbst, ob hier Grund war, Seltsames zu ahnen oder nicht.

Der Konditor suchte alles, was der Alte gefordert, zusammen.

„Wiegen Sie, wiegen Sie, verehrter Herr Nachbar," jammerte der seltsame Mann, holte ächzend und keuchend einen kleinen ledernen Beutel aus der Tasche und suchte mühsam Geld hervor. Ich bemerkte, daß das Geld, als er es auf den Ladentisch aufzählte, aus verschiedenen alten, zum Teil schon ganz aus dem gewöhnlichen Kurs gekommenen Münzsorten bestand. Er tat dabei sehr kläglich und murmelte: „Süß – süß – süß soll nun alles sein – süß meinethalben; der Satan schmiert seiner Braut Honig ums Maul – puren Honig."

Der Konditor schaute mich lachend an und sprach dann zu dem Alten: „Sie scheinen nicht recht wohl zu sein, ja, ja, das Alter, das Alter, die Kräfte nehmen ab immer mehr und mehr."

Ohne die Miene zu ändern, rief der Alte mit erhöhter Stimme: „Alter? – Alter? – Kräfte abnehmen? – Schwach – matt werden! Ho ho – ho ho – ho ho!" Und damit schlug er die Fäuste zusammen, daß die Gelenke knackten, und sprang, in der Luft ebenso gewaltig die Füße zusammenklappend, hoch auf, daß der ganze Laden dröhnte und alle Gläser zitternd erklangen.

Aber in dem Augenblick erhob sich auch ein gräßliches Geschrei, der Alte hatte den schwarzen Hund getreten, der, hinter ihm her geschlichen, dicht an seine Füße geschmiegt, auf dem Boden lag. „Verruchte Bestie! satanischer Höllenhund," stöhnte leise im vorigen Ton der Alte, öffnete die Tüte und reichte dem Hunde eine große Makrone

hin. Der Hund, der in ein menschliches Weinen ausgebrochen, war sogleich still, setzte sich auf die Hinterpfoten und knapperte an der Makrone wie ein Eichhörnchen.

Beide waren zu gleicher Zeit fertig, der Hund mit seiner Makrone, der Alte mit dem Verschließen und Einstecken seiner Tüte. „Gute Nacht, verehrter Herr Nachbar," sprach er jetzt, reichte dem Konditor die Hand und drückte die des Konditors so, daß er laut aufschrie vor Schmerz. „Der alte, schwächliche Greis wünscht Ihnen eine gute Nacht, bester Herr Nachbar Konditor," wiederholte er dann und schritt zum Laden heraus, hinter ihm der schwarze Hund, mit der Zunge die Makronenreste vom Maule wegleckend.

*

Mich schien der Alte gar nicht bemerkt zu haben, ich stand da, ganz erstarrt vor Erstaunen.

„Sehn Sie," fing der Konditor an, „sehn Sie, so treibt es der wunderliche Alte hier zuweilen, wenigstens in vier Wochen zwei-, dreimal, aber nichts ist aus ihm herauszubringen, als daß er ehemals Kammerdiener des Grafen von S. war, daß er jetzt hier das Haus verwaltet und jeden Tag (schon seit vielen Jahren) die Gräflich S–sche Familie erwartet, weshalb auch nichts vermietet werden kann. Mein Bruder ging ihm einmal zu Leibe wegen des wunderlichen Getöns zur Nachtzeit, da sprach er aber sehr gelassen: ‚Ja – die Leute sagen alle, es spuke im Hause, glauben Sie es aber nicht, es tut nicht wahr sein.'"

Die Stunde war gekommen, in der der gute Ton gebot, diesen Laden zu besuchen; die Tür öffnete sich, elegante Welt strömte hinein, und ich konnte nicht weiter fragen.

Soviel stand nun fest, daß die Nachrichten des Grafen P[ückler] über das Eigentum und die Benutzung des Hauses falsch waren, daß der alte Verwalter dasselbe seines Leugnens unerachtet nicht allein be-

wohnte, und daß ganz gewiß irgendein Geheimnis vor der Welt dort verhüllt werden sollte. Mußte ich denn nicht die Erzählung von dem seltsamen, schauerlichen Gesange mit dem Erscheinen des schönen Arms am Fenster in Verbindung setzen? Der Arm saß nicht, konnte nicht sitzen an dem Leibe eines alten verschrumpften Weibes, der Gesang nach des Konditors Beschreibung nicht aus der Kehle des jungen blühenden Mädchens kommen. Doch für das Merkzeichen des Arms entschieden, konnt' ich leicht mich selbst überreden, daß vielleicht nur eine akustische Täuschung die Stimme alt und gellend klingen lassen, und daß ebenso vielleicht nur des vom Graulichen befangenen Konditors trügliches Ohr die Töne so vernommen. – Nun dacht' ich an den Rauch, den seltsamen Geruch, an die wunderlich geformte Kristallflasche, die ich sah, und bald stand das Bild eines herrlichen, aber in verderblichen Zauberdingen befangenen Geschöpfs mir lebendig vor Augen. Der Alte wurde mir zum fatalen Hexenmeister, zum verdammten Zauberkerl, der vielleicht ganz unabhängig von der Gräflich S–schen Familie geworden, nun auf seine eigne Hand in dem verödeten Hause unheilbringendes Wesen trieb.

[3. Die Vision.]

Meine Phantasie war im Arbeiten, und noch in selbiger Nacht, nicht sowohl im Traum, als im Delirieren des Einschlafens, sah ich deutlich die Hand mit dem funkelnden Diamant am Finger, den Arm mit der glänzenden Spange. Wie aus dünnen grauen Nebeln trat nach und nach ein holdes Antlitz mit wehmütig flehenden blauen Himmelsaugen, dann die ganze wunderherrliche Gestalt eines Mädchens in voller anmutiger Jugendblüte hervor. Bald bemerkte ich, daß das, was ich für Nebel hielt, der feine Dampf war, der aus der Kristallflasche, die die Gestalt in den Händen hielt, in sich kreiselndem Ge-

wirbel emporstieg. „O du holdes Zauberbild," rief ich voll Entzücken, „o du holdes Zauberbild, tu es mir kund, wo du weilst, was dich gefangen hält? – O, wie du mich so voll Wehmut und Liebe anblickst! – Ich weiß es, die schwarze Kunst ist es, die dich befangen, du bist die unglückselige Sklavin des boshaften Teufels, der herumwandelt kaffeebraun und behaarbeutelt in Zuckerladen und in gewaltigen Sprüngen alles zerschmeißen will und Höllenhunde tritt, die er mit Makronen füttert, nachdem sie den satanischen Murki im Fünfachteltakt abgeheult. – O, ich weiß ja alles, du holdes, anmutiges Wesen! – Der Diamant ist der Reflex innerer Glut! – ach hättst du ihn nicht mit deinem Herzblut getränkt, wie könnt' er so funkeln, so tausendfarbig strahlen in den allerherrlichsten Liebestönen, die je ein Sterblicher vernommen. – Aber ich weiß es wohl, das Band, was deinen Arm umschlingt, ist das Glied einer Kette, von der der Kaffeebraune spricht, sie sei magnetisch. – Glaub' es nicht, Herrliche! – ich sehe ja, wie sie herabhängt in die von blauem Feuer glühende Retorte. – Die werf' ich um, und du bist befreit! – Weiß ich denn nicht alles – weiß ich denn nicht alles, du Liebliche? Aber nun, Jungfrau! – nun öffne den Rosenmund, o sage –" In dem Augenblick griff eine knotige Faust über meine Schulter weg nach der Kristallflasche, die, in tausend Stücke zersplittert, in der Luft verstäubte. Mit einem leisen Ton dumpfer Wehklage war die anmutige Gestalt verschwunden in finstrer Nacht. – Ha! – ich merk' es an euerm Lächeln, daß ihr schon wieder in mir den träumerischen Geisterseher findet, aber versichern kann ich euch, daß der ganze Traum, wollt ihr nun einmal nicht abgehen von dieser Benennung, den vollendeten Charakter der Vision hatte. Doch da ihr fortfahrt, mich so im prosaischen Unglauben anzulächeln, so will ich lieber gar nichts mehr davon sagen, sondern nur rasch weitergehen.

*

Kaum war der Morgen angebrochen, als ich voll Unruhe und Sehnsucht nach der Allee lief und mich hinstellte vor das öde Haus. – Außer den innern Vorhängen waren noch dichte Jalousien vorgezogen. Die Straße war noch völlig menschenleer, ich trat dicht an die Fenster des Erdgeschosses und horchte und horchte, aber kein Laut ließ sich hören, still blieb es wie im tiefen Grabe. – Der Tag kam herauf, das Gewerbe rührte sich, ich mußte fort.

[4. Abklang.]

Was soll ich euch damit ermüden, wie ich viele Tage hindurch das Haus zu jeder Zeit umschlich, ohne auch nur das mindeste zu entdecken, wie alle Erkundigung, alles Forschen zu keiner bestimmten Notiz führte und wie endlich das schöne Bild meiner Vision zu verblassen begann.

[Drittes Kapitel.]

*

[1. Erstes Eindringen ins Haus.]

Endlich, als ich einst am späten Abend, von einem Spaziergange heimkehrend, bei dem öden Hause herangekommen, bemerkte ich, daß das Tor halb geöffnet war; ich schritt heran, der Kaffeebraune guckte heraus. Mein Entschluß war gefaßt. „Wohnt nicht der Geheime Finanzrat Binder hier in diesem Hause?" So frug ich den Alten, indem ich, ihn beinahe zurückdrängend, in den von einer Lampe matt erleuchteten Vorsaal trat. Der Alte blickte mich an mit seinem stehenden Lächeln und sprach leise und gezogen: „Nein, der wohnt nicht hier, hat niemals hier gewohnt, wird niemals hier wohnen, wohnt auch in der ganzen Allee nicht. – Aber die Leute sagen, es spuke hier in diesem Hause, jedoch kann ich versichern, daß es nicht wahr ist, es ist ein ruhiges, hübsches Haus, und morgen zieht die gnädige Gräfin von S. ein und – Gute Nacht, mein lieber Herr!" – Damit manövrierte mich der Alte zum Hause hinaus und verschloß hinter mir das Tor. Ich vernahm, wie er keuchend und hustend mit dem klirrenden Schlüsselbunde über den Flur wegschlarrte und dann Stufen, wie mir vorkam, herabstieg. Ich hatte in der kurzen Zeit so viel bemerkt, daß der Flur mit alten bunten Tapeten behängt und wie ein Saal mit großen, mit rotem Damast beschlagenen Lehnsesseln möbliert war, welches denn doch ganz verwunderlich aussah.

[2. Das Antlitz am Fenster. Der Taschenspiegel.]

Nun gingen, wie geweckt durch mein Eindringen in das geheimnisvolle Haus, die Abenteuer auf!

Denkt euch, denkt euch: sowie ich den andern Tag in der Mittagsstunde die Allee durchwandere und mein Blick schon in der Ferne sich unwillkürlich nach dem öden Hause richtet, sehe ich an dem letzten Fenster des obern Stocks etwas schimmern. – Näher getreten, bemerke ich, daß die äußere Jalousie ganz, der innere Vorhang halb aufgezogen ist. Der Diamant funkelt mir entgegen. – O Himmel! gestützt auf den Arm, blickt mich wehmütig flehend jenes Antlitz meiner Vision an.

War es möglich, in der auf- und abwogenden Masse stehenzubleiben? – In dem Augenblick fiel mir die Bank ins Auge, die für die Lustwandler in der Allee in der Richtung des öden Hauses (wiewohl man, sich darauf niederlassend, dem Hause den Rücken kehrte) angebracht war. Schnell sprang ich in die Allee, und, mich über die Lehne der Bank wegbeugend, konnt' ich nun ungestört nach dem verhängnisvollen Fenster schauen. Ja, sie war es, das anmutige, holdselige Mädchen, Zug für Zug! – Nur schien ihr Blick ungewiß; nicht nach mir, wie es vorhin schien, blickte sie, vielmehr hatten die Augen etwas Todstarres, und die Täuschung eines lebhaft gemalten Bildes wäre möglich gewesen, hätten sich nicht Arm und Hand zuweilen bewegt.

Ganz versunken in den Anblick des verwunderlichen Wesens am Fenster, das mein Innerstes so seltsam aufregte, hatte ich nicht die quäkende Stimme des italienischen Tabulettkrämers gehört, der mir vielleicht schon lange unaufhörlich seine Waren anbot. Er zupfte mich endlich am Arm; schnell mich umdrehend, wies ich ihn ziemlich hart und zornig ab. Er ließ aber nicht nach mit Bitten und Quälen.

Noch gar nichts habe er heute verdient; nur ein paar Bleifedern, ein Bündelchen Zahnstocher möge ich ihm abkaufen. Voller Ungeduld, den Überlästigen nur geschwind loszuwerden, griff ich in die Tasche nach dem Geldbeutel. Mit den Worten: „Auch hier hab' ich noch schöne Sachen!" zog er den untern Schub seines Kastens heraus und hielt mir einen kleinen runden Taschenspiegel, der in dem Schub unter andern Gläsern lag, in kleiner Entfernung seitwärts vor. – Ich erblickte das öde Haus hinter mir, das Fenster und in den schärfsten deutlichsten Zügen die holde Engelsgestalt meiner Vision. – Schnell kauft' ich den kleinen Spiegel, der mir es nun möglich machte, in bequemer Stellung, ohne den Nachbarn aufzufallen, nach dem Fenster hinzuschauen.

Doch, indem ich nun länger und länger das Gesicht im Fenster anblickte, wurd' ich von einem seltsamen, ganz unbeschreiblichen Gefühl, das ich beinahe waches Träumen nennen möchte, befangen. Mir war es, als lähme eine Art Starrsucht nicht sowohl mein ganzes Regen und Bewegen als vielmehr nur meinen Blick, den ich nun niemals mehr würde abwenden können von dem Spiegel. Mit Beschämung muß ich euch bekennen, daß mir jenes Ammenmärchen einfiel, womit mich in früher Kindheit meine Wartfrau augenblicklich zu Bette trieb, wenn ich mich etwa gelüsten ließ, abends vor dem großen Spiegel in meines Vaters Zimmer stehenzubleiben und hineinzukucken. Sie sagte nämlich, wenn Kinder nachts in den Spiegel blickten, kucke ein fremdes, garstiges Gesicht heraus, und der Kinder Augen blieben dann erstarrt stehen. Mir war das ganz entsetzlich graulich, aber in vollem Grausen konnt' ich doch oft nicht unterlassen, wenigstens nach dem Spiegel hinzublinzeln, weil ich neugierig war auf das fremde Gesicht. Einmal glaubt' ich ein Paar gräßliche glühende Augen aus dem Spiegel fürchterlich herausfunkeln zu sehen; ich schrie auf und stürzte dann ohnmächtig nieder. In diesem Zufall brach eine

langwierige Krankheit aus, aber noch jetzt ist es mir, als hätten jene Augen mich wirklich angefunkelt. – Kurz, alles dieses tolle Zeug aus meiner frühen Kindheit fiel mir ein, Eiskälte bebte durch meine Adern – ich wollte den Spiegel von mir schleudern – ich vermocht' es nicht – nun blickten mich die Himmelsaugen der holden Gestalt an – ja, ihr Blick war auf mich gerichtet und strahlte bis ins Herz hinein. – Jenes Grausen, das mich plötzlich ergriffen, ließ von mir ab und gab Raum dem wonnigen Schmerz süßer Sehnsucht, die mich mit elektrischer Wärme durchglüht.

„Sie haben da einen niedlichen Spiegel," sprach eine Stimme neben mir. Ich erwachte aus dem Traum und war nicht wenig betroffen, als ich neben mir von beiden Seiten mich zweideutig anlächelnde Gesichter erblickte. Mehrere Personen hatten auf derselben Bank Platz genommen, und nichts war gewisser, als daß ich ihnen mit dem starren Hineinblicken in den Spiegel und vielleicht auch mit einigen seltsamen Gesichtern, die ich in meinem exaltiertem Zustande schnitt, auf meine Kosten ein ergötzliches Schauspiel gegeben. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel," wiederholte der Mann, als ich nicht antwortete, mit einem Blick, der jener Frage noch hinzufügte: „Aber sagen Sie mir, was soll das wahnsinnige Hineinstarren, erscheinen Ihnen Geister?" rc. Der Mann, schon ziemlich hoch in Jahren, sehr sauber gekleidet, hatte im Ton der Rede, im Blick etwas ungemein Gutmütiges und Zutrauenerweckendes. Ich nahm gar keinen Anstand, ihm geradehin zu sagen, daß ich im Spiegel ein wundervolles Mädchen erblickt, das hinter mir im Fenster des öden Hauses gelegen. – Noch weiter ging ich; ich fragte den Alten, ob er nicht auch das holde Antlitz gesehen. „Dort drüben? – in dem alten Hause – in dem letzten Fenster?" so fragte mich nun wieder ganz verwundert der Alte. „Allerdings, allerdings!" sprach ich. Da lächelte der Alte sehr und fing an: „Nun, das ist doch eine wunder-

liche Täuschung – nun, meine alten Augen – Gott ehre* mir meine alten Augen. Ei ei, mein Herr, wohl habe ich mit unbewaffnetem Auge das hübsche Gesicht dort im Fenster gesehen, aber es war ja ein, wie es mir schien, recht gut und lebendig in Öl gemaltes Porträt." Schnell drehte ich mich um nach dem Fenster, alles war verschwunden, die Jalousie heruntergelassen. „Ja," fuhr der Alte fort, „ja, mein Herr, nun ist's zu spät, sich davon zu überzeugen; denn eben nahm der Bediente, der dort, wie ich weiß, als Kastellan das Absteigequartier der Gräfin von S. ganz allein bewohnt, das Bild, nachdem er es abgestäubt, vom Fenster fort und ließ die Jalousie herunter." „War es denn gewiß ein Bild?" fragte ich nochmals ganz bestürzt. „Trauen Sie meinen Augen!" erwiderte der Alte. „Daß Sie nur den Reflex des Bildes im Spiegel sahen, vermehrte gewiß sehr die optische Täuschung und – wie ich noch in Ihren Jahren war, hätt' ich nicht auch das Bild eines schönen Mädchens, kraft meiner Phantasie, ins Leben gerufen?" „Aber Hand und Arm bewegten sich doch," fiel ich ein. „Ja, ja, sie regten sich, alles regte sich," sprach der Alte, lächelnd und sanft mich auf die Schulter klopfend. Dann stand er auf und verließ mich, höflich sich verbeugend, mit den Worten: „Nehmen Sie sich doch vor Taschenspiegeln in acht, die so häßlich lügen. – Ganz gehorsamster Diener." – Ihr könnt denken, wie mir zumute war, als ich mich so als einen törichten, blödsichtigen Phantasten behandelt sah. Mir kam die Überzeugung, daß der Alte recht hatte, und daß nur in mir selbst das tolle Gaukelspiel aufgegangen, das mich mit dem öden Hause, zu meiner eignen Beschämung, so garstig mystifizierte.

Ganz voller Unmut und Verdruß lief ich nach Hause, fest entschlossen, mich ganz loszusagen von jedem Gedanken an die Mysterien des öden Hauses und wenigstens einige Tage hindurch die Allee zu vermeiden.

* [Verdruckt für „erhalte"?]

[3. Abklang.]

Dies hielt ich treulich, und kam noch hinzu, daß mich den Tag über dringend gewordene Geschäfte am Schreibtisch, an den Abenden aber geistreiche fröhliche Freunde in ihrem Kreise festhielten, so mußt' es wohl geschehen, daß ich beinahe gar nicht mehr an jene Geheimnisse dachte. Nur begab es sich in dieser Zeit, daß ich zuweilen aus dem Schlaf auffuhr, wie plötzlich durch äußere Berührung geweckt, und dann war es mir doch deutlich, daß nur der Gedanke an das geheimnisvolle Wesen, das ich in meiner Vision und in dem Fenster des öden Hauses erblickt, mich geweckt hatte. Ja, selbst während der Arbeit, während der lebhaftesten Unterhaltung mit meinen Freunden durchfuhr mich oft plötzlich, ohne weitern Anlaß, jener Gedanke wie ein elektrischer Blitz. Doch waren dies nur schnell vorübergehende Momente.

[Viertes Kapitel.]

*

[1. Das Bild im Hauche.]

Den kleinen Taschenspiegel, der mir so täuschend das anmutige Bildnis reflektiert, hatte ich zum prosaischen Hausbedarf bestimmt. Ich pflegte mir vor demselben die Halsbinde festzuknüpfen.

So geschah es, daß er mir, als ich einst dies wichtige Geschäft abtun wollte, blind schien und ich ihn nach bekannter Methode anhauchte, um ihn dann hell zu polieren. – Alle meine Pulse stockten, mein Innerstes bebte vor wonnigem Grauen – ja, so muß ich das Gefühl nennen, das mich übermannte, als ich, sowie mein Hauch den Spiegel überlief, im bläulichen Nebel das holde Antlitz sah, das mich mit jenen wehmütigem, das Herz durchbohrendem Blick anschaute! – Ihr lacht? – Ihr seid mit mir fertig, ihr haltet mich für einen unheilbaren Träumer; aber sprecht, denkt, was ihr wollt – genug, die Holde blickte mich an aus dem Spiegel, aber sowie der Hauch zerrann, verschwand das Gesicht in dem Funkeln des Spiegels.

Ich will euch nicht ermüden, ich will euch nicht herzählen alle Momente, die sich, einer aus dem andern, entwickelten. Nur so viel will ich sagen, daß ich unaufhörlich die Versuche mit dem Spiegel erneuerte, daß es mir oft gelang, das geliebte Bild durch meinen Hauch hervorzurufen, daß aber manchmal die angestrengtesten Bemühungen ohne Erfolg blieben. Dann rannte ich wie wahnsinnig auf und ab vor dem öden Hause und starrte in die Fenster, aber kein

menschliches Wesen wollte sich zeigen. – Ich lebte nur in dem Gedanken an Sie, alles übrige war abgestorben für mich, ich vernachlässigte meine Freunde, meine Studien.

[2. Physische Symptome.]

Dieser Zustand, wollte er in mildern Schmerz, in träumerische Sehnsucht übergehen, ja, schien es, als wolle das Bild an Leben und Kraft verlieren, wurde oft bis zur höchsten Spitze gesteigert durch Momente, an die ich noch jetzt mit tiefem Entsetzen denke. – Da ich von einem Seelenzustande rede, der mich hätte ins Verderben stürzen können, so ist für euch, ihr Ungläubigen, da nichts zu belächeln und zu bespötteln: hört und fühlt mit mir, wie ich ausgestanden! – Wie gesagt, oft, wenn jenes Bild ganz verblaßt war, ergriff mich ein körperliches Übelbefinden: die Gestalt trat, wie sonst niemals, mit einer Lebendigkeit, mit einem Glanz hervor, daß ich sie zu erfassen wähnte. Aber dann kam es mir auf grauliche Weise vor, ich sei selbst die Gestalt und von den Nebeln des Spiegels umhüllt und umschlossen. Ein empfindlicher Brustschmerz und dann gänzliche Apathie endigte den peinlichen Zustand, der immer eine das innerste Mark wegzehrende Erschöpfung hinterließ. In diesen Momenten mißlang jeder Versuch mit dem Spiegel. Hatte ich mich aber erkräftigt und trat dann das Bild wieder lebendig aus dem Spiegel hervor, so mag ich nicht leugnen, daß sich damit ein besonderer, mir sonst fremder physischer Reiz verband.

Diese ewige Spannung wirkte gar verderblich auf mich ein: blaß wie der Tod und zerstört im ganzen Wesen schwankte ich umher; meine Freunde hielten mich für krank, und ihre ewigen Mahnungen brachten mich endlich dahin, über meinen Zustand, so wie ich es nur vermochte, ernstlich nachzusinnen. War es Absicht oder Zufall, daß

einer der Freunde, welcher Arzneikunde studierte, bei einem Besuch Reils Buch über Geisteszerrüttungen* zurückließ? Ich fing an zu lesen, das Werk zog mich unwiderstehlich an – aber wie ward mir, als ich in allem, was über fixen Wahnsinn gesagt wird, mich selbst wieder fand! – Das tiefe Entsetzen, das ich, mich selbst auf dem Wege zum Tollhause erblickend, empfand, brachte mich zur Besinnung und zum festen Entschluß, den ich rasch ausführte.

[3. Beim Dr. Koreff.]

Ich steckte meinen Taschenspiegel ein und eilte schnell zu dem Doktor K[oreff], berühmt durch seine Behandlung und Heilung der Wahnsinnigen, durch sein tieferes Eingehen in das psychische Prinzip, welches oft sogar körperliche Krankheiten hervorzubringen und wieder zu heilen vermag.

Ich erzählte ihm alles, ich verschwieg ihm nicht den kleinsten Umstand und beschwor ihn, mich zu retten von dem ungeheuern Schicksal, von dem bedroht ich mich glaubte.

Er hörte mich sehr ruhig an, doch bemerkte ich wohl in seinem Blick tiefes Erstaunen. „Noch," fing er an, „noch ist die Gefahr keinesweges so nahe, als Sie glauben; und ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich sie ganz abzuwenden vermag. Daß Sie auf unerhörte Weise psychisch angegriffen sind, leidet gar keinen Zweifel; aber die völlige klare Erkenntnis dieses Angriffs irgendeines bösen Prinzips gibt Ihnen selbst die Waffen in die Hand, sich dagegen zu wehren. Lassen Sie mir Ihren Taschenspiegel, zwingen Sie sich zu irgendeiner Arbeit, die Ihre Geisteskräfte in Anspruch nimmt, meiden Sie die Allee, arbeiten Sie von der Frühe an, so lange Sie es nur

* [Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen. Halle 1803. (Maassen.)]

auszuhalten vermögen, dann aber, nach einem tüchtigen Spaziergange, fort in die Gesellschaft Ihrer Freunde, die Sie so lange vermißt. Essen Sie nahrhafte Speisen, trinken Sie starken kräftigen Wein. Sie sehen, daß ich bloß die fixe Idee, das heißt, die Erscheinung des Sie betörenden Antlitzes im Fenster des öden Hauses und im Spiegel vertilgen, Ihren Geist auf andere Dinge leiten und Ihren Körper stärken will. Stehen Sie selbst meiner Absicht redlich bei."

Es wurde mir schwer, mich von dem Spiegel zu trennen.

Der Arzt, der ihn schon genommen, schien es zu bemerken; er hauchte ihn an und frug, indem er mir ihn vorhielt: „Sehen Sie etwas?"

„Nicht das mindeste," erwiderte ich, wie es sich auch in der Tat verhielt.

„Hauchen Sie den Spiegel an," sprach dann der Arzt, indem er mir den Spiegel in die Hand gab.

Ich tat es; das Wunderbild trat deutlicher als je hervor. „Da ist sie," rief ich laut.

Der Arzt schaute hinein und sprach dann: „Ich sehe nicht das mindeste, aber nicht verhehlen mag ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, als ich in Ihren Spiegel sahe, einen unheimlichen Schauer fühlte, der aber gleich vorüberging. Sie bemerken, daß ich ganz aufrichtig bin und ebendeshalb wohl Ihr ganzes Zutrauen verdiene. Wiederholen Sie doch den Versuch."

Ich tat es; der Arzt umfaßte mich, ich fühlte seine Hand auf dem Rückenwirbel.

Die Gestalt kam wieder; der Arzt, mit mir in den Spiegel schauend, erblaßte*, dann nahm er mir den Spiegel aus der Hand, schauete nochmals hinein, verschloß ihn in dem Pult und kehrte erst, als er

* [Den Grund s. u. S. 315 oben.]

einige Sekunden hindurch, die Hand vor der Stirn, schweigend dagestanden, zu mir zurück. „Befolgen Sie," fing er an, „befolgen Sie genau meine Vorschriften. Ich darf Ihnen bekennen, daß jene Momente, in denen Sie, außer sich selbst gesetzt, Ihr eignes Ich in physischem Schmerz fühlten, mir noch sehr geheimnisvoll sind, aber ich hoffe, Ihnen recht bald mehr darüber sagen zu können."

[4. Abklang.]

Mit festem, unabänderlichem Willen, so schwer es mir auch ankam, lebte ich zur Stunde den Vorschriften des Arztes gemäß, und so sehr ich auch bald den wohltätigen Einfluß anderer Geistesanstrengung und der übrigen verordneten Diät verspürte, so blieb ich doch nicht frei von jenen furchtbaren Anfällen, die mittags um zwölf Uhr, viel stärker aber nachts um zwölf Uhr sich einzustellen pflegten. Selbst in munterer Gesellschaft bei Wein und Gesang war es oft, als durchführen plötzlich mein Inneres spitzige glühende Dolche, und alle Macht des Geistes reichte dann nicht hin zum Widerstande: ich mußte mich entfernen und durfte erst wiederkehren, wenn ich aus dem ohnmachtähnlichen Zustande erwacht.

[Fünftes Kapitel.]

*

[1. Gespräch über magnetische Fernwirkung.]

Es begab sich, daß ich mich einst* bei einer Abendgesellschaft befand, in der über psychische Einflüsse und Wirkungen, über das dunkle unbekannte Gebiet des Magnetismus gesprochen wurde.

Man kam vorzüglich auf die Möglichkeit der Einwirkung eines entfernten psychischen Prinzips, sie wurde aus vielen Beispielen bewiesen, und vorzüglich führte ein junger, dem Magnetismus ergebener Arzt an, daß er, wie mehrere andere oder vielmehr wie alle kräftige Magnetiseurs, es vermöge, aus der Ferne bloß durch den festfixierten Gedanken und Willen auf seine Somnambulen zu wirken.

Alles, was Kluge, Schubert, Bartels u. m. darüber gesagt haben, kam nach und nach zum Vorschein.

„Das Wichtigste," fing endlich einer der Anwesenden, ein als scharfsinniger Beobachter bekannter Mediziner, an, „das Wichtigste von allem bleibt mir immer, daß der Magnetismus manches Geheimnis, das wir als gemeine schlichte Lebenserfahrung nun eben für kein Geheimnis erkennen wollen, zu erschließen scheint. Nur müssen wir freilich behutsam zu Werke gehn. – Wie kommt es denn, daß ohne allen äußern oder innern uns bekannten Anlaß, ja, unsere Ideenkette zerreißend, irgendeine Person oder wohl gar das treue Bild irgendeiner Begebenheit so lebendig, so sich unsers ganzen Ichs be-

---

* [im Juli: s. u. S. 305 Z. 6.]

meisternd, [uns] in den Sinn kommt, daß wir selbst darüber erstaunen! Am merkwürdigsten ist es, daß wir oft im Traume auffahren; das ganze Traumbild ist in den schwarzen Abgrund versunken, und im neuen, von jenem Bilde ganz unabhängigen, Traum tritt uns mit voller Kraft des Lebens ein Bild entgegen, das uns in ferne Gegenden versetzt und plötzlich scheinbar uns ganz fremd gewordene Personen, an die wir seit Jahren nicht mehr dachten, uns entgegenführt. Ja, noch mehr! oft schauen wir auf ebendie Weise ganz fremde, unbekannte Personen, die wir vielleicht Jahre nachher erst kennen lernen. Das bekannte ‚Mein Gott, der Mann (die Frau) kommt mir so zum Erstaunen bekannt vor, ich dächt', ich hätt' ihn (sie) schon irgendwo gesehen', ist vielleicht, da dies oft schlechterdings unmöglich, die dunkle Erinnerung an ein solches Traumbild. Wie, wenn dies plötzliche Hineinspringen fremder Bilder in unsere Ideenreihe, die uns gleich mit besonderer Kraft zu ergreifen pflegen, eben durch ein fremdes psychisches Prinzip veranlaßt würde? Wie, wenn es dem fremden Geiste unter gewissen Umständen möglich wäre, den magnetischen Rapport auch ohne Vorbereitung so herbeizuführen, daß wir uns willenlos ihm fügen müßten?"

„So kämen wir", fiel ein anderer lachend ein, „mit einem gar nicht zu großen Schritt auf die Lehre von Verhexungen, Zauberbildern, Spiegeln und andern unsinnigen abergläubischen Phantastereien längst verjährter alberner Zeit."

„Ei," unterbrach der Mediziner den Ungläubigen, „keine Zeit kann verjähren, und noch viel weniger hat es jemals eine alberne Zeit gegeben, wenn wir nicht etwa jede Zeit, in der Menschen zu denken sich unterfangen mögen, mithin auch die unsrige, für albern erkennen wollen. – Es ist ein eignes Ding, etwas geradezu wegleugnen zu wollen, was oft sogar durch streng juristisch geführten Beweis festgestellt ist, und so wenig ich der Meinung bin, daß in dem dunklen geheimnis-

vollen Reiche, welches unseres Geistes Heimat ist, auch nur ein einziges, unserm blöden Auge recht hell leuchtendes Lämpchen brennt, so ist doch so viel gewiß, daß uns die Natur das Talent und die Neigung der Maulwürfe nicht versagt hat. Wir suchen, verblindet, wie wir sind, uns weiterzuarbeiten auf finstern Wegen. Aber so wie der Blinde auf Erden an dem flüsternden Rauschen der Bäume, an dem Murmeln und Plätschern des Wassers die Nähe des Waldes, der ihn in seinen kühlenden Schatten aufnimmt, des Baches, der den Durstenden labt, erkennt und so das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, so ahnen wir an dem tönenden Flügelschlag unbekannter, uns mit Geisteratem berührender Wesen, daß der Pilgergang uns zur Quelle des Lichts führt, vor dem unsere Augen sich auftun!"

Ich konnte mich nicht länger halten. „Sie statuieren also", wandte ich mich zu dem Mediziner, „die Einwirkung eines fremden geistigen Prinzips, dem man sich willenlos fügen muß?"

„Ich halte," erwiderte der Mediziner, „ich halte, um nicht zu weit zu gehen, diese Einwirkung nicht allein für möglich, sondern auch andern, durch den magnetischen Zustand deutlicher gewordenen Operationen des psychischen Prinzips für ganz homogen."

„So könnt' es auch", fuhr ich fort, „dämonischen Kräften verstattet sein, feindlich verderbend auf uns zu wirken?"

„Schnöde Kunststücke gefallner Geister –," erwiderte der Mediziner lächelnd, „nein, denen wollen wir nicht erliegen. Und überhaupt bitt' ich, meine Andeutungen für nichts anders zu nehmen, als eben nur für Andeutungen, denen ich noch hinzufüge, daß ich keineswegs an unbedingte Herrschaft eines geistigen Prinzips über das andere glauben, sondern vielmehr annehmen will, daß entweder irgendeine Abhängigkeit, Schwäche des innern Willens oder eine Wechselwirkung stattfinden muß, die jener Herrschaft Raum gibt."

„Nun erst," fing ein ältlicher Mann an, der so lange ge-

schwiegen und nur aufmerksam zugehört, „nun erst kann ich mich mit Ihren seltsamen Gedanken über Geheimnisse, die uns verschlossen bleiben sollen, einigermaßen befreunden. Gibt es geheimnisvolle tätige Kräfte, die mit bedrohlichen Angriffen auf uns zutreten, so kann uns dagegen nur irgendeine Abnormität im geistigen Organism Kraft und Mut zum sieghaften Widerstande rauben. Mit einem Wort, nur geistige Krankheit – die Sünde macht uns untertan dem dämonischen Prinzip. Merkwürdig ist es, daß von den ältesten Zeiten her die den Menschen im Innersten verstörendste Gemütsbewegung es war, an der sich dämonische Kräfte übten. Ich meine nichts anders als die Liebesverzauberungen, von denen alle Chroniken voll sind. In tollen Hexenprozessen kommt immer dergleichen vor, und selbst in dem Gesetzbuch eines sehr aufgeklärten Staats* wird von den Liebestränken gehandelt, die insofern auch rein psychisch zu wirken bestimmt sind, als sie nicht Liebeslust im allgemeinen erwecken, sondern unwiderstehlich an eine bestimmte Person bannen sollen.

„Ich werde in diesen Gesprächen an eine tragische Begebenheit erinnert, die sich in meinem eignen Hause vor weniger Zeit zutrug. Als Bonaparte unser Land mit seinen Truppen überschwemmt hatte, wurde ein Obrister von der italienischen Nobelgarde bei mir einquartiert. Er war einer von den wenigen Offizieren der sogenannten großen Armee, die sich durch ein stilles, bescheidnes, edles Betragen auszeichneten. Sein todbleiches Gesicht, seine düstern Augen zeugten von Krankheit oder tiefer Schwermut. Nur wenige Tage war er bei mir, als sich auch der besondere Zufall kundtat, von dem er behaftet. Eben befand ich mich auf seinem Zimmer, als er plötzlich mit tiefen Seufzern die Hand auf die Brust oder vielmehr auf die Stelle des Magens legte, als empfinde er tödliche Schmerzen. Er konnte bald nicht mehr

* [Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten, Teil II, Titel XX, §§ 867—69. (Maassen.)]

sprechen, er war genötigt, sich in den Sofa zu werfen, dann aber verloren plötzlich seine Augen die Sehkraft, und er erstarrte zur bewußtlosen Bildsäule. Mit einem Ruck wie aus dem Traume auffahrend, erwachte er endlich, aber vor Mattigkeit konnte er mehrere Zeit hindurch sich nicht regen und bewegen. Mein Arzt, den ich ihm sandte, behandelte ihn, nachdem andere Mittel fruchtlos geblieben, magnetisch, und dies schien zu wirken; wiewohl der Arzt bald davon ablassen mußte, da er selbst beim Magnetisieren des Kranken von einem unerträglichen Gefühl des Übelseins ergriffen wurde. Er hatte übrigens des Obristen Zutrauen gewonnen, und dieser sagte ihm, daß in jenen Momenten sich ihm das Bild eines Frauenzimmers nahe, die er in Pisa gekannt; dann würde es ihm, als wenn ihre glühenden Blicke in sein Inneres führen, und er fühle die unerträglichsten Schmerzen, bis er in völlige Bewußtlosigkeit versinke. Aus diesem Zustande bleibe ihm ein dumpfer Kopfschmerz und eine Abspannung, als habe er geschwelgt im Liebesgenuß, zurück. Nie ließ er sich über die näheren Verhältnisse aus, in denen er vielleicht mit jenem Frauenzimmer stand.

„Die Truppen sollten aufbrechen, gepackt stand der Wagen des Obristen vor der Türe, er frühstückte, aber in dem Augenblicke, als er ein Glas Madera zum Munde führen wollte, stürzte er mit einem dumpfen Schrei vom Stuhle herab. Er war tot. Die Ärzte fanden ihn vom Nervenschlag getroffen.

„Einige Wochen nachher wurde ein an den Obristen adressierter Brief bei mir abgegeben. Ich hatte gar kein Bedenken, ihn zu öffnen, um vielleicht ein Näheres von den Verwandten des Obristen zu erfahren und ihnen die Nachricht von seinem plötzlichen Tode geben zu können. Der Brief kam von Pisa und enthielt ohne Unterschrift die wenigen Worte: ‚Unglückseliger! Heute, am 7. – um zwölf Uhr Mittag sank Antonia, dein trügerisches Abbild mit liebenden Armen umschlingend,

tot nieder!' – Ich sah den Kalender nach, in dem ich des Obristen Tod angemerkt hatte, und fand, daß Antonias Todesstunde auch die seinige gewesen." –

Ich hörte nicht mehr, was der Mann noch seiner Geschichte hinzusetzte; denn in dem Entsetzen, das mich ergriffen, als ich in des italienischen Obristen Zustand den meinigen erkannte, ging mit wütendem Schmerz eine solche w a h n s i n n i g e S e h n s u c h t nach dem unbekannten Bilde auf, daß ich, davon überwältigt, aufspringen und hineilen mußte nach dem verhängnisvollen Hause.

[2. Zweites Eindringen ins Haus: die wahnsinnige Alte.]

Es war mir in der Ferne, als säh' ich Lichter blitzen durch die festverschlossenen Jalousien, aber der Schein verschwand, als ich näher kam. Rasend vor dürstendem Liebesverlangen, stürzte ich auf die Tür; sie wich meinem Druck, ich stand auf dem matt erleuchteten Hausflur, von einer dumpfen, schwülen Luft umfangen. Das Herz pochte mir vor seltsamer Angst und Ungeduld; da ging ein langer, schneidender, aus weiblicher Kehle strömender Ton durch das Haus, und ich weiß selbst nicht, wie es geschah, daß ich mich plötzlich in einem mit vielen Kerzen hell erleuchteten Saale befand, der in altertümlicher Pracht mit vergoldeten Möbeln und seltsamen japanischen Gefäßen verziert war. Starkduftendes Räucherwerk wallte in blauen Nebelwolken auf mich zu. „Willkommen – willkommen, süßer Bräutigam – die Stunde ist da, die Hochzeit nah!" – So rief laut und lauter die Stimme eines Weibes, und ebensowenig, als ich weiß, wie ich plötzlich in den Saal kam, ebensowenig vermag ich zu sagen, wie es sich begab, daß plötzlich aus dem Nebel eine hohe jugendliche Gestalt in reichen Kleidern hervorleuchtete. Mit dem wiederholten gellenden Ruf: „Willkommen, süßer Bräutigam" trat sie mit aus-

gebreiteten Armen mir entgegen – und ein gelbes, von Alter und Wahnsinn gräßlich verzerrtes Antlitz starrte mir in die Augen. Von tiefem Entsetzen durchbebt, wankte ich zurück; wie durch den glühenden, durchbohrenden Blick der Klapperschlange festgezaubert, konnte ich mein Auge nicht abwenden von dem greulichen alten Weibe, konnte ich keinen Schritt weiter mich bewegen. Sie trat näher auf mich zu, da war es mir, als sei das scheußliche Gesicht nur eine Maske von dünnem Flor, durch den die Züge jenes holden Spiegelbildes durchblickten. Schon fühlt' ich mich von den Händen des Weibes berührt, als sie laut aufkreischend vor mir zu Boden sank und hinter mir eine Stimme rief: „Hu hu! – treibt schon wieder der Teufel sein Bocksspiel mit Ew. Gnaden, zu Bette, zu Bette, meine Gnädigste, sonst setzt es Hiebe, gewaltige Hiebe!“ – Ich wandte mich rasch um und erblickte den alten Hausverwalter im bloßen Hemde, eine tüchtige Peitsche über dem Haupte schwingend. Er wollte losschlagen auf die Alte, die sich heulend am Boden krümmte. Ich fiel ihm in den Arm, aber mich von sich schleudernd rief er: „Donnerwetter, Herr, der alte Satan hätte Sie ermordet, kam ich nicht dazwischen – fort, fort, fort.“ – Ich stürzte zum Saal heraus; vergebens sucht' ich in dicker Finsternis die Tür des Hauses. Nun hört' ich die zischenden Hiebe der Peitsche und das Jammergeschrei der Alten. Laut wollte ich um Hülfe rufen, als der Boden unter meinen Füßen schwand, ich fiel eine Treppe herab und traf auf eine Tür so hart, daß sie aufsprang und ich der Länge nach in ein kleines Zimmer stürzte. An dem Bette, das jemand soeben verlassen zu haben schien, an dem kaffeebraunen, über einen Stuhl gehängten Rocke mußte ich augenblicklich die Wohnung des alten Hausverwalters erkennen. Wenige Augenblicke nachher polterte es die Treppe herab, der Hausverwalter stürzte herein und hin zu meinen Füßen. „Um aller Seligkeit willen,“ flehte er mit aufgehobenen Händen, „um aller

Seligkeit willen: wer Sie auch sein mögen, wie der alte gnädige Hexensatan Sie auch hieher gelockt haben mag – verschweigen Sie, was hier geschehen, sonst komme ich um Amt und Brot! – Die wahnsinnige Exzellenz ist abgestraft und liegt gebunden im Bette. O schlafen Sie doch, geehrtester Herr, recht sanft und süß. – Ja, ja, das tun Sie doch fein – eine schöne warme Juliusnacht, zwar kein Mondschein, aber beglückter Sternenschimmer. – Nun ruhige, glückliche Nacht." – Unter diesen Reden war der Alte aufgesprungen, hatte ein Licht genommen, mich herausgebracht aus dem Souterrain, mich zur Türe hinausgeschoben und diese fest verschlossen.

[3. Abklang.]

Ganz verstört eilt' ich nach Hause, und ihr könnt wohl denken, daß ich, zu tief von dem grauenvollen Geheimnis ergriffen, auch nicht den mindesten nur wahrscheinlichen Zusammenhang der Sache mir in den ersten Tagen denken konnte.

Nur so viel war gewiß, daß, hielt mich so lange ein böser Zauber gefangen, dieser jetzt in der Tat von mir abgelassen hatte. Alle schmerzliche Sehnsucht nach dem Zauberbilde in dem Spiegel war gewichen, und bald gemahnte mich jener Auftritt im öden Gebäude wie das unvermutete Hineingeraten in ein Tollhaus. Daß der Hausverwalter zum tyrannischen Wächter einer wahnsinnigen Frau von vornehmer Geburt, deren Zustand vielleicht der Welt verborgen bleiben sollte, bestimmt worden, daran war nicht zu zweifeln. Wie aber der Spiegel – das tolle Zauberwesen überhaupt – –

Doch weiter – weiter!

[Sechstes Kapitel.]

*

[1. Die Nichte. Zweites Gespräch mit Pückler.]

Später begab es sich, daß ich in zahlreicher Gesellschaft den Grafen P[ückler] fand, der mich in eine Ecke zog und lachend sprach: „Wissen Sie wohl, daß sich die Geheimnisse unseres öden Hauses zu enthüllen anfangen?"

Ich horchte hoch auf, aber indem der Graf weiter erzählen wollte, öffneten sich die Flügeltüren des Eßsaals, man ging zur Tafel.

*

Ganz vertieft in Gedanken an die Geheimnisse, die mir der Graf entwickeln wollte, hatte ich einer jungen Dame den Arm geboten und war mechanisch der in steifem Zeremoniell langsam daherschreitenden Reihe gefolgt. Ich führe meine Dame zu dem offnen Platz, der sich uns darbietet, schaue sie nun erst recht an und — erblicke **mein** Spiegelbild in den getreusten Zügen, so daß gar keine Täuschung möglich ist. Daß ich im Innersten erbebte, könnt ihr euch wohl denken, aber ebenso muß ich euch versichern, daß sich auch nicht der leiseste Anklang jener verderblichen wahnsinnigen Liebeswut in mir regte, die mich ganz und gar befing, wenn mein Hauch das wunderbare Frauenbild aus dem Spiegel hervorrief.

Meine Befremdung, noch mehr: mein Erschrecken muß lesbar gewesen sein in meinem Blick, denn das Mädchen sah mich ganz verwundert an, so daß ich für nötig hielt, mich so, wie ich nur konnte,

zusammenzunehmen und so gelassen als möglich anzuführen, daß eine lebhafte Erinnerung mich gar nicht zweifeln lasse, sie schon irgendwo gesehen zu haben.

Die kurze Abfertigung, daß dies wohl nicht gut der Fall sein könne, da sie gestern erst, und zwar das erste Mal in ihrem Leben nach [Berli]n gekommen, machte mich im eigentlichsten Sinn des Worts etwas verblüfft. Ich verstummte. Nur der Engelsblick, den die holdseligen Augen des Mädchens mir zuwarfen, half mir wieder auf.

Ihr wißt, wie man bei derlei Gelegenheit die geistigen Fühlhörner ausstrecken und leise, leise tasten muß, bis man die Stelle findet, wo der angegebene Ton widerklingt. So macht' ich es und fand bald, daß ich ein zartes, holdes, aber in irgendeinem psychischen Überreiz verkränkeltes Wesen neben mir hatte. Bei irgendeiner heitern Wendung des Gesprächs, vorzüglich wenn ich zur Würze wie scharfen Cayenne-Pfeffer irgendein keckes bizarres Wort hineinstreute, lächelte sie zwar, aber seltsam schmerzlich, wie zu hart berührt.

„Sie sind nicht heiter, meine Gnädige, vielleicht der Besuch heute Morgen –“ So redete ein nicht weit entfernt sitzender Offizier meine Dame an, aber in dem Augenblick faßte ihn sein Nachbar schnell beim Arm und sagte ihm etwas ins Ohr, während eine Frau an der andern Seite des Tisches, Glut auf den Wangen und im Blick, laut der herrlichen Oper erwähnte, deren Darstellung sie in Paris gesehen und mit der heutigen vergleichen werde.

Meiner Nachbarin stürzten die Tränen aus den Augen: „Bin ich nicht ein albernes Kind,“ wandte sie sich zu mir. Schon erst hatte sie über Migräne geklagt.

„Die gewöhnliche Folge des nervösen Kopfschmerzes,“ erwiderte ich daher mit unbefangenem Ton, „wofür nichts besser hilft, als der muntre kecke Geist, der in dem Schaum dieses Dichtergetränks sprudelt.“ Mit diesen Worten schenkte ich Champagner, den sie erst ab-

gelehnt, in ihr Glas ein, und indem sie davon nippte, dankte ihr Blick meiner Deutung der Tränen, die sie nicht zu bergen vermochte.

Es schien heller geworden in ihrem Innern, und alles wäre gut gegangen, wenn ich nicht zuletzt unversehends hart an das vor mir stehende englische Glas gestoßen, so daß es in gellender schneidender Höhe ertönte. Da erbleichte meine Nachbarin bis zum Tode, und auch mich ergriff ein plötzliches Grauen, weil der Ton mir die Stimme der wahnsinnigen Alten im öden Hause schien.

*

Während daß man Kaffee nahm, fand ich Gelegenheit, mich dem Grafen P[ückler] zu nähern; er merkte gut, warum.

„Wissen Sie wohl, daß Ihre Nachbarin die Gräfin Edwine von S. war? – Wissen Sie wohl, daß in dem öden Hause die Schwester ihrer Mutter, schon seit Jahren unheilbar wahnsinnig, eingesperrt gehalten wird? – Heute morgen waren beide, Mutter und Tochter, bei der Unglücklichen. Der alte Hausverwalter, der einzige, der den gewaltsamen Ausbrüchen des Wahnsinns der Gräfin zu steuern wußte, und dem daher die Aufsicht über sie übertragen wurde, liegt todkrank, und man sagt, daß die Schwester endlich dem Doktor K[oreff] das Geheimnis anvertraut und daß dieser noch die letzten Mittel versuchen wird, die Kranke, wo nicht herzustellen, doch von der entsetzlichen Tobsucht, in die sie zuweilen ausbrechen soll, zu retten. Mehr weiß ich vorderhand nicht."

Andere traten hinzu, das Gespräch brach ab.

[2. Aufklärung durch Koreff.]

Doktor K[oreff] war nun gerade derjenige, an den ich mich meines rätselhaften Zustandes halber gewandt, und ihr möget euch wohl vorstellen, daß ich, sobald es sein konnte, zu ihm eilte und alles, was

mir seit der Zeit widerfahren, getreulich erzählte. Ich forderte ihn auf, zu meiner Beruhigung so viel, als er von der wahnsinnigen Alten wisse, zu sagen; und er nahm keinen Anstand, mir, nachdem ich ihm strenge Verschwiegenheit gelobt, folgendes anzuvertrauen.

*

„Angelika, Gräfin von Z.," so fing der Doktor an, „unerachtet in die Dreißig vorgerückt, stand noch in der vollsten Blüte wunderbarer Schönheit, als der Graf von S., der viel jünger an Jahren, sie hier in [Berli]n bei Hofe sah und sich in ihren Reizen so verfing, daß er zur Stunde die eifrigsten Bewerbungen begann und selbst, als zur Sommerszeit die Gräfin auf die Güter ihres Vaters zurückkehrte, ihr nachreiste, um seine Wünsche, die nach Angelikas Benehmen durchaus nicht hoffnungslos zu sein schienen, dem alten Grafen zu eröffnen.

„Kaum war Graf S. aber dort angekommen, kaum sah er Angelikas jüngere Schwester Gabriele, als er wie aus einer Bezauberung erwachte. In verblühter Farblosigkeit stand Angelika neben Gabrielen, deren Schönheit und Anmut den Grafen S. unwiderstehlich hinriß, und so kam es, daß er, ohne Angelika weiter zu beachten, um Gabrielens Hand warb, die ihm der alte Graf Z. um so lieber zusagte, als Gabriele gleich die entschiedenste Neigung für den Grafen S. zeigte.

„Angelika äußerte nicht den mindesten Verdruß über die Untreue ihres Liebhabers. ‚Er glaubt mich verlassen zu haben. Der törichte Knabe! er merkt nicht, daß nicht ich, daß er mein Spielzeug war, das ich wegwarf!' – So sprach sie in stolzem Hohn, und in der Tat, ihr ganzes Wesen zeigte, daß es wohl Ernst sein mochte mit der Verachtung des Ungetreuen. Übrigens sah man, sobald das Bündnis Gabrielens mit dem Grafen von S. ausgesprochen war, Angelika sehr selten. Sie erschien nicht bei der Tafel, und man sagte, sie

schweife einsam im nächsten Walde umher, den sie längst zum Ziel ihrer Spaziergänge gewählt hatte.

„Ein sonderbarer Vorfall störte die einförmige Ruhe, die im Schlosse herrschte. Es begab sich, daß die Jäger des Grafen von Z., unterstützt von den in großer Anzahl aufgebotenen Bauern, endlich eine Zigeunerbande eingefangen hatten, der man die Mordbrennereien und Räubereien, welche seit kurzer Zeit so häufig in der Gegend vorfielen, schuld gab. An eine lange Kette geschlossen, brachte man die Männer, gebunden auf einen Wagen gepackt, die Weiber und Kinder auf den Schloßhof. Manche trotzige Gestalt, die mit wildem funkelnden Blick wie ein gefesselter Tiger keck umherschaute, schien den entschlossenen Räuber und Mörder zu bezeichnen; vorzüglich fiel aber ein langes, hageres, entsetzliches Weib, in einen blutroten Schal vom Kopf bis zu Fuß gewickelt, ins Auge, die aufrecht im Wagen stand und mit gebietender Stimme rief, man solle sie herabsteigen lassen – welches auch geschah. Der Graf von Z. kam auf den Schloßhof und befahl eben, wie man die Bande abgesondert in den festen Schloßgefängnissen verteilen solle – als mit fliegenden Haaren, Entsetzen und Angst in bleichem Gesicht, Gräfin Angelika aus der Tür hinausstürzte und, auf die Kniee geworfen, mit schneidender Stimme rief: ‚Diese Leute los – diese Leute los – sie sind unschuldig, unschuldig – Vater, laß diese Leute los! – ein Tropfen Bluts, vergossen an einem von diesen, und ich stoße mir dieses Messer in die Brust!' – Damit schwang die Gräfin ein spiegelblankes Messer in den Lüften und sank ohnmächtig nieder. ‚Ei, mein schönes Püppchen, mein trautes Goldkind, das wußt' ich ja wohl, daß du es nicht leiden würdest!' So meckerte die rote Alte. Dann kauerte sie nieder neben der Gräfin und bedeckte Gesicht und Busen mit ekelhaften Küssen, indem sie fortwährend murmelte: ‚Blanke Tochter, blanke Tochter – wach' auf, wach' auf, der Bräutigam kommt – hei, hei, blanker Bräutigam kommt.' Damit nahm

die Alte eine Phiole hervor, in der ein kleiner Goldfisch in silberhellem Spiritus auf und ab zu gaukeln schien. Diese Phiole hielt die Alte der Gräfin an das Herz; augenblicklich erwachte sie, aber kaum erblickte sie das Zigeunerweib, als sie aufsprang, das Weib heftig und brünstig umarmte und dann mit ihr davoneilte in das Schloß hinein. Der Graf von Z. [sowohl wie] Gabriele [und] ihr Bräutigam, die unterdessen erschienen [waren], schauten, ganz erstarrt und von seltsamem Grauen ergriffen, das alles an. Die Zigeuner blieben ganz gleichgültig und ruhig, sie wurden nun abgelöst von der Kette und einzeln gefesselt in die Schloßgefängnisse geworfen.

„Am andern Morgen ließ der Graf von Z. die Gemeinde versammeln, die Zigeuner wurden vorgeführt, der Graf erklärte laut, daß sie ganz unschuldig wären an allen Räubereien, die in der Gegend verübt, und daß er ihnen freien Durchzug durch sein Gebiet verstatte; worauf sie entfesselt und zum Erstaunen aller, mit Pässen wohlversehen, entlassen wurden. Das rote Weib wurde vermißt. Man wollte wissen, daß der Zigeunerhauptmann, kenntlich an den goldnen Ketten um den Hals und dem roten Federbusch an dem spanisch niedergekrempten Hut, nachts auf dem Zimmer des Grafen gewesen.

„Einige Zeit nachher ward es unbezweifelt dargetan, daß die Zigeuner an dem Rauben und Morden in dem Gebiet umher in der Tat auch nicht den mindesten Anteil hatten.

„Gabrieles Hochzeit rückte heran. Mit Erstaunen bemerkte sie eines Tages, daß mehrere Rüstwagen mit Möbeln, Kleidungsstücken, Wäsche, kurz, mit einer ganz vollständigen Hauseinrichtung bepackt wurden und abfuhren. Andern Morgens erfuhr sie, daß Angelika, begleitet von dem Kammerdiener des Grafen S. und einer vermummten Frau, die der alten roten Zigeunerin ähnlich gesehen, nachts abgereiset sei. Graf Z. löste das Rätsel, indem er erklärte, daß er

sich aus gewissen Ursachen genötiget gesehen, den freilich seltsamen Wünschen Angelikas nachzugeben und ihr nicht allein das in [Berli]n belegne Haus in der Allee als Eigentum zu schenken, sondern auch zu erlauben, daß sie dort einen eignen, ganz unabhängigen Haushalt führe, wobei sie sich bedungen, daß keiner aus der Familie, ihn selbst nicht ausgenommen, ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis das Haus betreten solle. Der Graf von S. fügte hinzu, daß auf Angelikas dringenden Wunsch er seinen Kammerdiener ihr überlassen müssen, der mitgereiset sei nach [Berli]n.

„Die Hochzeit wurde vollzogen, Graf S. ging mit seiner Gemahlin nach D., und ein Jahr verging ihnen in ungetrübter Heiterkeit.

„Dann fing aber der Graf an, auf ganz eigne Weise zu kränkeln. Es war, als wenn ihm ein geheimer Schmerz alle Lebenslust, alle Lebenskraft raube, und vergebens waren alle Bemühungen seiner Gemahlin, das Geheimnis ihm zu entreißen, das sein Innerstes verderblich zu verstören schien. Als endlich tiefe Ohnmachten seinen Zustand lebensgefährlich machten, gab er den Ärzten nach und ging angeblich nach Pisa. Gabriele konnte nicht mitreisen, da sie ihrer Niederkunft entgegensah, die indessen erst nach mehrern Wochen erfolgte.

„Hier", sprach der Arzt, „werden die Mitteilungen der Gräfin Gabriele von S. so rhapsodisch, daß nur ein tieferer Blick den näheren Zusammenhang auffassen kann. – Genug – ihr Kind, ein Mädchen, verschwindet auf unbegreifliche Weise aus der Wiege, alle Nachforschungen bleiben vergebens – ihre Trostlosigkeit geht bis zur Verzweiflung, als zur selbigen Zeit Graf von Z. ihr die entsetzliche Nachricht schreibt, daß er den Schwiegersohn, den er auf dem Wege nach Pisa glaubte, in [Berli]n, und zwar in Angelikas Hause, vom Nervenschlage zum Tode getroffen, gefunden; daß Angelika in furchtbaren Wahnsinn geraten sei, und daß er solchen Jammer wohl nicht lange tragen werde.

„Sowie Gabriele von S. nur einige Kräfte gewonnen, eilt sie auf die Güter des Vaters; in schlafloser Nacht das Bild des verlornen Gatten, des verlornen Kindes vor Augen, glaubt sie ein leises Wimmern vor der Türe des Schlafzimmers zu vernehmen; ermutigt, zündet sie die Kerzen des Armleuchters bei der Nachtlampe an und tritt heraus. – Heiliger Gott! niedergekauert zur Erde, in den roten Schal gewickelt, starrt das Zigeunerweib mit stierem, leblosem Blick ihr in die Augen – in den Armen hält sie ein kleines Kind, das so ängstlich wimmert. Das Herz schlägt der Gräfin hoch auf in der Brust: es ist ihr Kind*, es ist die verlorne Tochter! – Sie reißt das Kind der Zigeunerin aus den Armen, aber in diesem Augenblick kugelt diese um wie eine leblose Puppe. Auf das Angstgeschrei der Gräfin wird alles wach; man eilt hinzu, man findet das Weib tot auf der Erde, kein Belebungsmittel wirkt, und der Graf läßt sie einscharren. –

„Was bleibt übrig, als nach [Berli]n zur wahnsinnigen Angelika zu eilen und vielleicht dort das Geheimnis mit dem Kinde zu erforschen.

„Alles hat sich verändert. Angelikas wilde Raserei hat alle weibliche Dienstboten entfernt, nur der Kammerdiener ist geblieben. Angelika ist ruhig und vernünftig geworden.

„Als der Graf die Geschichte von Gabrielens Kinde erzählt, schlägt sie die Hände zusammen und ruft mit lautem Lachen: ‚Ist's Püppchen angekommen? – richtig angekommen? – eingescharrt, eingescharrt? Djemine, wie prächtig sich der Goldfasan schüttelt! wißt ihr nichts vom grünen Löwen mit den blauen Glutaugen?' – Mit Entsetzen bemerkt der Graf die Rückkehr des Wahnsinns, indem plötzlich Angelikas Gesicht die Züge des Zigeunerweibes anzunehmen scheint, und beschließt, die Arme mitzunehmen auf die Güter; welches der alte Kammerdiener widerrät. In der Tat bricht auch der Wahnsinn

* [also Edwine.]

Angelikas in Wut und Raserei aus, sobald man Anstalten macht, sie aus dem Hause zu entfernen.

„In einem lichten Zwischenraum beschwört Angelika mit heißen Tränen den Vater, sie in dem Hause sterben zu lassen, und tiefgerührt bewilligt er dies, wiewohl er das Geständnis, das dabei ihren Lippen entflieht, nur für das Erzeugnis des aufs neue ausbrechenden Wahnsinns hält. Sie bekennt, daß Graf S. in ihre Arme zurückgekehrt, und daß das Kind, welches die Zigeunerin ins Haus des Grafen von Z. brachte, die Frucht dieses Bündnisses sei. – In der Residenz glaubt man, daß der Graf von Z. die Unglückliche mitgenommen hat auf die Güter, indessen sie hier, tiefverborgen und der Aufsicht des Kammerdieners übergeben, in dem verödeten Hause bleibt.

„Graf von Z. ist gestorben vor einiger Zeit, und Gräfin Gabriele von S. kam mit Edwinen her, um Familienangelegenheiten zu berichtigen. Sie durfte es sich nicht versagen, die unglückliche Schwester zu sehen. Bei diesem Besuch muß sich Wunderliches ereignet haben, doch hat mir die Gräfin nichts darüber vertraut, sondern nur im allgemeinen gesagt, daß es nun nötig geworden, dem alten Kammerdiener die Unglückliche zu entreißen. Einmal habe er, wie es herausgekommen, durch harte grausame Mißhandlungen den Ausbrüchen des Wahnsinns zu steuern gesucht, dann aber, durch Angelikas Vorspieglung, daß sie Gold zu machen verstehe, sich verleiten lassen, mit ihr allerlei sonderbare Operationen vorzunehmen und ihr alles Nötige dazu herbeizuschaffen.

„Es würde wohl“, so schloß der Arzt seine Erzählung, „ganz überflüssig sein, Sie, gerade Sie auf den tiefern Zusammenhang aller dieser seltsamen Dinge aufmerksam zu machen. Es ist mir gewiß, daß Sie die Katastrophe herbeigeführt haben, die der Alten Genesung oder baldigen Tod bringen wird. Übrigens mag ich jetzt nicht ver-

hehlen, daß ich mich nicht wenig entsetzte, als ich, nachdem ich mich mit Ihnen in magnetischen Rapport gesetzt, ebenfalls das Bild im Spiegel sah. Daß dies Bild Edwine war, wissen wir nun beide."

[3. Schluß.]

Ebenso, wie der Arzt glaubte, für mich nichts hinzufügen zu dürfen, ebenso halte ich es für ganz unnütz, mich nun noch darüber etwa zu verbreiten, in welchem geheimen Verhältnis Angelika, Edwine, ich und der alte Kammerdiener standen, und wie mystische Wechselwirkungen ein dämonisches Spiel trieben.

*

Nur so viel sage ich noch, daß mich nach diesen Begebenheiten ein drückendes, unheimliches Gefühl aus der Residenz trieb, welches erst nach einiger Zeit mich plötzlich verließ. Ich glaube, daß die Alte in dem Augenblick, als ein ganz besonderes Wohlsein mein Innerstes durchströmte, gestorben ist.

[Zugabe zum elften Stück.]

[Hoffmann sandte am 24. Januar 1819 dem Grafen Pückler ein Buch. Er erwähnte dabei „die freundschaftliche Beachtung, der Sie mich während Ihres Aufenthalts in Berlin wert hielten", und behauptet dann, er habe ihm, dem Grafen, vor längerer Zeit anläßlich einer Berliner Hochzeit „einen langen, sehr verwunderlichen Brief" geschrieben, den er jedoch zurückgehalten habe, nachdem er erfahren, daß Pückler auf Reisen sei. Aus diesem angeblichen alten Briefe teilt Hoffmann auszugsweise zwei Stellen mit, die an das ‚Öde Haus' erinnern:]

Es war darin [in jenem alten Brief] viel von der deutschen Kirche auf dem Gensdarmesplatz die Rede, in die mich der Zufall, der die Laune hatte sich in die Uniform eines Polizeiinspektors zu werfen, hineinführte, als eben eine sehr feierliche Trauung eines überaus schönen jungen Paars vollzogen wurde. Aber unter allen Lichtern, Sternen, goldnen und silbernen Blitzen, suchte mein Geist, sich dazu meiner leiblichen Augen bedienend, jenes höchst interessante Mädchen, mit der ich einst das Glück hatte, auf einer wüsten Insel zusammenzukommen und ihr zu beweisen, daß der zarte keusche Schaum des sphärischten aller Weine, nämlich des Champagners, von Rosenlippen genippt (mit weniger Mühe läßt sich das in Verse bringen) jeden Kopfschmerz der Inhaberin jener Lippen verscheuche!

Es war ferner die Rede von einem glänzend erleuchteten Hochzeitshause und von den verlockenden Seufzern einer Musik, in der die Clarinetten, Flöten und Hoboen selbst in Françaisen und Gavotten nichts weiter sprachen als: Bald bist du mein – mein – mein! Wie

ich mich hingesetzt, erzählte ich ferner, in tiefer Dämmerung etwas somnambül gestimmt, auf einer schnöden Bank unter den Linden und wirklich ganz öffentlich in conspectu omnium nur von einiger Nacht und den nicht brennenden Laternen so wie dem blendenden Glanz des Hochzeitshauses geschützt mit einem seltsamen Mann, der sich bei mir eingefunden, eine Flasche Champagner leerte. (Der Restaurateur Jagor hatte sie nebst dem erforderlichen Trinkgeschirr höchst eigenhändig oder vielmehr eigentaschig herbeigebracht.) Der seltsame Mann erzählte mir die wunderbarsten Dinge. Am Ende war's ein alter Bekannter, nämlich Ahasverus, der ewige Jude!

Zwölftes Stück:

Ein Brief an Herrn Baron de la Motte Fouqué.

September 1816.

*

Da Sie, geliebtester Herr Baron, Le Sages ‚Hinkenden Teufel' gelesen haben, so werden Sie Sich gütigst erinnern, mit welcher tiefen Verwunderung der berühmte Student Don Cleofas Leandro Perez Zambullo jenen langen hagren Mann erblickte, der, als Nachtmantel, Negligé, Prunk-Schlafrock bloß ein kurzes Hemde tragend, in seinem durch eine schlechte Lampe matt erleuchteten Stübchen mit starken Schritten auf- und abging. Bald richtete er den Blick starr in die Höhe, bald sah er zum Boden nieder, dann schlug er mit flacher Hand sich an die Stirn, dann focht er mit geballten Fäusten in der Luft – dann stieß er einige unverständliche Laute aus, dann rannte er an den Schreibtisch und prallte wieder zurück. – Hatte Don Cleofas Leandro Perez Zambullo nur ein Quentlein mehr Menschenkenntnis, so bedurfte es keines Teufels, ihm zu erklären, daß jener Mann ein Dichter war, der einen merklichen Mangel an eigentlicher Schaffungskraft verspürend denn doch nun durchaus schreiben wollte oder sollte.

Sahen Sie, Baron, gestern Abend Ihren gehorsamsten Freund und Diener jenem Manne gleich (obwohl bei weitem besser gekleidet) mit Ihrem sehr werten Schreiben in der Hand sein Zimmer nach der Länge und Breite durchmessen – in der Tat, es wäre Ihnen klar geworden, daß in schriftstellerischer Hinsicht nun eben auch mit ihm nichts anzufangen ist.

Ich soll dieses Jahr etwas für das Frauentaschenbuch schreiben. Der Aufforderung des gütigen Freundes ist nicht zu widersprechen, das sehe ich wohl ein, aber eben so gut auch, daß, bin ich nicht an-

mutig, geistreich, phantastisch, romantisch, witzig, empfindsam, humoristisch, heiter, tief – ja bin ich nicht das alles, ich mich großer Gefahr aussetze. Mein Beitrag wird als schnöder Lückenbüßer nur unnützer Weise einige Blätter füllen, die jede, um den guten Geschmack (in Kunst und Literatur nämlich) einigermaßen besorgte Frau mit feiner Nadel zusammenheftet, um nicht als ein umgekehrter Nestor (man sehe ‚Zerbino') wider Willen aus dem Garten der Poesie in die Wildnis seichter Prosa zu geraten. – Gott, wie quält mich das!

Muß man denn nicht, um in zierlicher, geschmückter Gesellschaft zu erscheinen, ein hochzeitlich oder doch sonntäglich Kleid anziehen, und wie ist es dann, wenn man solches Kleid, eben im Begriff es anzulegen, mit allerlei Werkeltagsstaub beschmutzt oder entfärbt findet? – Mag es auch sein, daß schon ein einziger Knopf unter dem Kragen, den die, wer weiß weshalb, sich plötzlich erweiternde Brust wegsprengte, wider das Dekorum anstößt, und auf dieses halten wir was, Baron! – Jener Dichter, der den Hymnus auf die Freiheit nirgends anders schreiben wollte, als in der Bastille, gestaltete sich in dem Augenblick, als er das äußerte, zum poetischen Fanfaron. (Fanfaronnek heißt es in Warschau, wo es viele gibt, aber nicht poetische.) Das Leben stellt seine vier Bastille-Mauern um uns her, und aus ihnen entwickelt sich ja wohl jener bösartige Stoff, der wie giftiger Meltau auf die Flügel einer Psyche fällt, und sie zerfrißt bis zum kraftlosen Einsinken. – Der dem Kerker entschlüpfte Vogel kehrt zurück, um Atzung zu finden, die er, verwöhnt und hilflos geworden, draußen nicht zu finden wußte; auch sprachen die Sänger des Hains zu ihm: „Lieber Kleiner! obschon sie unsere Uniform, bunte Klappen und Feder-Epauletts, zu tragen belieben, so zeigt doch ihr miserabler Gesang, daß sie längst auf Pension gesetzt, nicht mehr zu uns gehören." Sie merken, teuerster Baron, daß alle diese rhapsodisch vorgetragenen Gedanken und Meinungen auf nichts anders als auf die kahle Ent-

schuldigung hindeuten, daß, seit der Zeit, da ich wieder in dem Triebrad des Staats lustig zutrete, es mit meiner poetischen Gabe höchst miserabel aussieht, und ich wohl fühle, daß ich gar nicht imstande bin, Ihnen dieses Mal etwas Würdiges für Ihr den Frauen zunächst gewidmetes Taschenbuch zu liefern. – Mit den Lauretten und Teresinen ist es nicht allemal getan, und solcher Erfahrungen im Leben und solcher Zufälle, daß man eben diese Erfahrungen in heitern Farben gemalt wieder findet, gibt es auch überhaupt wenig*.

Eben habe ich, wie Rameaus famoser Neffe, an die Stirne geklopft, und zwar in heller Verzweiflung, jedoch ganz leise bittend und sehr artig gefragt: „Ist denn niemand, niemand zu Hause?" – Aber keine Antwort! – Sie sind sämtlich ausgegangen, Herrn und Diener; ob jemals einer von ihnen zurückkehrt oder ob sonst gute Leute einziehen, das weiß der Himmel! –

Entschuldigen Sie mich diesmal, verehrtester Baron, mit meiner eignen Imbezillität, deren ich mich selbst anklage – andern Leuten entgegen, die niemals etwas anders vermissen wollen, als höchstens das Gedächtnis. Vielleicht kommt mir künftiges Jahr wieder ein Bild vor Augen, das ich in die Gesellschaft der Frauen hineintragen kann.

Ganz und gar

Ihr ergebenster
E. T. A. Hoffmann.

* * *

* [Wie des näheren im Anhange zu dieser Sammlung (im zweiten Bande) zu zeigen ist, hatte Hoffmann im Herbst 1814 auf der Berliner Kunstausstellung Hummels ‚Gesellschaft auf der italienischen Locanda' gesehen und im Januar 1815 die kühne Idee gefaßt, das Bild für die Darstellung eines Vorganges auszugeben, den er selber vor zwei Jahren in der Nähe von Rom mit zwei Sängerinnen, Lauretta und Teresina, erlebt habe. Er hatte die Erzählung (‚Die Fermate') der ‚Urania' zugedacht, sie dann aber im Februar an Fouqué gegeben, der sie im Herbst in seinem ‚Frauentaschenbuch für das Jahr 1816' brachte.]

Postscriptum. Geschah es Ihnen, Baron, nicht auch schon recht oft, daß aus grauen düstern Wolkenschatten, die tief in Ihr Leben hineinhingen, plötzlich in farbigem Feuer allerlei freundliche Himmelsgestalten hervorblitzten, und daß nach solchem Leuchten nur schwärzere Nacht Sie umfing? – Aber dann ging in weiter, weiter Ferne ein blasser Schimmer auf, und in Ihrer Brust sprach es: „Ach, das ist ja das geliebte Bild, aber seine hochherrlichen himmlischen Züge erkennt nur der Schmerz!" Als nun der Schimmer feuriger und feuriger strahlend sich zu gestalten begann, da gewahrten Sie wohl, daß das, was Ihnen als schimmerndes, strahlendes Bild erschien, nur der Reflex der heißen unaussprechlichen Sehnsucht war, die in Ihrem eigenen Innern aufgegangen! –

Glauben Sie wohl, Baron, daß ich, nachdem ich mich heute vergebens recht abgequält, nachdem ich in der miserabelsten philistermäßigsten Stimmung Ihnen brieflich den gewünschten Beitrag abgesagt hatte, glauben Sie wohl, daß ich dann, an Lauretta und Teresina denkend, Ihr Taschenbuch von 1816 zur Hand nahm, um die ‚Fermate' zu durchblättern? Es gelang mir nicht, auch nur ein Wort zu lesen, denn indem ich voll trüben Unmuts hinein starrte, da blitzten, wie ich es oben beschrieben, allerlei Gestalten um mich her und verschwanden plötzlich, wenn ich sie zu erfassen gedachte.

Es war tiefe Abenddämmerung geworden, und mochte es sein, daß der durch das Fenster hineinströmende Abendwind über den offenstehenden Flügel hineingestreift, oder daß ein flatternder Sommervogel die Saiten berührt hatte – genug, ein klarer Ton, wie aus weiblicher Brust hervorgehaucht, ging lang und leise verhallend durch das Zimmer. Ich hielt den Atem an, um das Verschweben des wunderbaren Lautes recht deutlich zu vernehmen, und da war es mir, als sei es die Stimme einer mir wohlbekannten Sängerin, die zu

meinem Geist spräche, und doch wußt' ich nicht, hatt' ich sie einst wirklich oder nur im Traum gehört.

„Ist das Lauretta oder Teresina – oder –" So hörte ich ganz vernehmliche Worte, und ich wußte wohl, daß ein gewisses neckendes, hohnlächelndes Teufelchen, das oft, dem sokratischen Genius sehr unähnlich, neben mir sitzt, sie gesprochen mir zum offenbaren Tort.

Ich ließ ihn daher nicht ausreden, sondern als er bei dem „oder" ein ganz klein wenig stockte, seufzte ich aus tiefer Brust: „Antonie!"

Das Teufelchen ging nun in sonderbarer Gestalt zur Stubentüre heraus, nämlich als ein nicht zu großer, aber sehr hagrer Mann in einem grauen Kleide so zugeschnitten, wie ihn jetzt unsere Jünglinge tragen und die Tracht deutsch nennen, jedoch mit vielen Schnüren besetzt. Dazu war der Mann nach der Militärmode der 1760er–70er Jahre frisiert, nämlich ein Coeur-Toupet (einer aufgeworfenen Schanze nicht unähnlich), pistolenhalfterförmige Locken und ein langer imposanter Zopf mit angehefteter Kokarde*. Sein Gesicht war sehr bleich, aber auf den spitzen hervorstehenden Backenknochen ein roter Fleck, unter überhängenden Augenbraunen blitzten ein Paar große graue Augen hervor, die Nase war gebogen – scharf gezeichnet, der Mund heraufgezogen zum ironischen Lächeln, das Kinn lang und hervorragend. – Wie sollte ich denn nicht gleich auf den ersten Blick den Rat Krespel erkannt haben?

[Es folgt die Schilderung von dessen Hausbau in der süddeutschen Stadt E., seinem Benehmen in der Familie des Professors M. daselbst, bei dem er Dienstags zu speisen pflegte, seinem Geigenbau und seinem Verhältnis zu seiner Tochter Antonie, der oben genannten Sängerin.]

* [Bandschleife.]

Postscripti Postscriptum. Glauben Sie, wertgeschätzter Baron, daß sich aus dem Inhalt vorstehenden etwas langen Postscripti eine Art Erzählung für das Frauentaschenbuch anfertigen ließe, oder meinen Sie vielleicht gar, es sei schon zu drucken möglich in der jetzigen Gestalt? Schreiben Sie mir dies gütigst!

Nochmals Ihr

treu ergebenster
E. T. A. Hoffmann.

Anmerkungen zu Stück 1—12.

Vorbemerkungen.

I.

In den folgenden Anmerkungen wird, entsprechend den Vorbemerkungen zu dem vorliegenden Bande (insbesondere 1 e. g–k. 2 e. g. 3 a) über folgende Punkte je nach dem vorhandenen Stoff in freier Gruppierung und Zählung gehandelt:

I. die von Hoffmann verwerteten **Stoffelemente**, soweit sie
   1) auf Erlebnissen Hoffmanns beruhen,
   2) aus von Hoffmann genannten Schriften oder mündlichen Mitteilungen stammen;

   angehängt sind Verweisungen auf bereits vorliegende Kommentare, soweit sie sonstige Quellen Hoffmanns nachweisen oder in der Erklärung von Namen und Sachen mehr bieten, als hier und in den Fußnoten zum Text mitgeteilt ist;

II. die **künstlerischen Qualitäten** der Erzählung, also die Gliederung des Textes (soweit sie in unserem Abdruck nur durch Zahlen angedeutet ist), die sonstige Technik, die Tendenz des Ganzen (unter Wiedergabe von bereits vorliegenden motivierten Charakteristiken);

III. etwaige redaktionelle **Eingriffe des Herausgebers**, insbesondere
   1) bei einem Fragment: die Art von dessen Herauslösung,
   2) Änderung der Überschriften Hoffmanns;

IV. die Hauptdaten der **Textgeschichte** von der Niederschrift bis zur Ausgabe letzter Hand, also
   1) die Zeit der Abfassung sowie Zeit und Ort des ersten Drucks,
   2) (bei später von Hoffmann überarbeiteten Texten:) Art und Zeit der Neubearbeitung bzw. der Neubearbeitungen sowie Zeit und Ort ihres Erscheinens; dazu unser Verfahren bei der Wahl zwischen den verschiedenen Fassungen;

V. die **Nachgeschichte** des Textes betr. verzeichne ich kurz die mir bekannten

1) Übersetzungen,
2) Bearbeitungen von fremder Hand,
3) Kompositionen,
4) Illustrationen.

2.

Zu I und II zitiere ich die mehrteilige Rezension der ‚Serapionsbrüder‘ in den ‚Heidelberger Jahrbüchern‘ und alle Schriften, die nur einmal genannt werden, — z. B. zu St. 10 in der großen Note die Arbeiten von Schaeffer und Menzel — mit ihrer vollen bibliographischen Bezeichnung; dagegen in abgekürzter Form folgende wiederholt herangezogenen Publikationen [H. = (E. T. A.) Hoffmann]:

Briefwechsel = H.s Briefwechsel (mit Ausnahme der Briefe an Hippel) [hg. v. Hans von Müller]. (Berlin, Paetel, 1912.) [Nur wegen der Exkurse und Anhänge zitiert.]

‚Drei Arbeiten Hoffmanns‘ = Drei Arbeiten H.s aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. Von Hans von Müller. (Verfaßt 1915/16; ersch. München und Berlin, Gg. Müller, 1918.)

Ellinger 1890 (Dt. Dichtung 7) = Zur Charakteristik H.s. Von Georg E. In: Deutsche Dichtung (Hrsg.: Karl Emil Franzos. Lpz., Ehlermann) Bd. 7 (1890).

Ellinger Biogr. = H. Sein Leben und seine Werke. Von Georg E. (Hamburg und Leipzig, Voß, 1894.)

Ellinger mit darauf folgender Bandzahl = H.s Werke. Hg. ... von Georg E. (Berlin ..., Bong, 1912.)

S. dazu meine Besprechung in den ‚Grenzboten‘ vom 26. Februar 1913.

Hitzig = Aus H.s Leben und Nachlass. Hg. v. d. Verf. des Lebens-Abrißes Friedrich Ludwig Zacharias Werners [d. i. Julius Eduard Hitzig]. (Berlin, Dümmler, 1823.)

Holtze = H. und die Schwestern Marcuse. Von Friedrich Holtze (und:) Hoffmanns „Brautwahl“. I. Einleitung. Von Friedrich Holtze (in:) Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins (Berlin, Verlag des Vereins; in Vertrieb bei Mittler), Heft 43 (1910), S. 3—19. 46—72.

Maassen = H.s Sämtliche Werke. [Hg.] v. Carl Georg von M. (München und Leipzig, Gg. Müller, 1908 ff; jetzt Berlin, Propyläen-Verlag).

Marx = Erinnerungen. Aus meinem Leben, von Adolf Bernhard M. (Berlin, Janke, 1865.)

Pniower = H.s Berlinische Erzählungen. Von Otto P. (Im ‚Archiv der Brandenburgia‘ 1907; hier zitiert nach dem verbesserten Neudruck in:) Dichtungen und Dichter. Essays und Studien (Berlin, Fischer, 1912), S. 238/69.

S. Einleitung I 8.

Sakheim = H. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken von Arthur S. (Lpz., Haessel, 1908.)

Ich bin dem liebenswürdigen Verleger dieses Buches eine Besprechung schuldig geblieben und sage darum hier kurz meine Meinung.

Das innere Interesse des Verfassers an seinem Gegenstande leuchtet, auch ohne die Versicherung im Vorwort, aus jeder Seite des Buches hervor. Was sodann Sakheims Kenntnisse betrifft, so ist er international außerordentlich belesen: wir verdanken ihm die ersten (freilich noch sehr ungenügenden) Vorstellungen von H.s Einwirkung auf die russische Literatur. Was endlich sein Temperament und seine Begabung anlangt, so ist er eher zu lebendig als das Gegenteil und nie um einen wirksamen Ausdruck verlegen.

Das Buch ist eine flimmernde und flackernde Reihe von tausend (Sakheim würde sagen: tausendundeinem) Eindrücken und Einfällen; die überwiegende Mehrzahl davon ist freilich billig und schlecht oder nicht zur Sache gehörig, etliche sind jedoch leidlich und einige sogar gut. An diesen aber zeigt es sich, daß Liebe zur Sache, weitverzweigte Kenntnisse und entschiedenes schriftstellerisches Talent nicht ausreichen, wenn die Methode fehlt. Sakheim treibt auf dem Meere seiner Reminiszenzen, Ansichten und Gefühle ohne Kompaß einher. Nicht ein einziges Problem wird in der Tiefe gefaßt und mit kräftiger Hand festgehalten. Das beste am ganzen Buch ist eine der Aufgaben, die Sakheim in seinem Vorwort einem Nachfolger stellt (bezeichnender Weise stellt er diese Haupt-Aufgabe freilich erst in zweiter Linie): H.s Verhältnis zur Naturphilosophie zu ermitteln. Genau dies war der Punkt, von dem alsbald Paul Sucher (s. u.) ausgegangen ist und aus dem heraus er dann H. auch als Künstler begriffen hat.

Schwenck = H.s Schriften. (Im ‚Hermes‘ 1823; hier zitiert nach dem Neudruck in:) Literarische Charakteristiken und Kritiken von Konrad S. (Frkf., Sauerländer, 1847) S. 1–84.

Sucher = Les Sources du Merveilleux chez E. T. A. Hoffmann. Par Paul S. (Paris, Alcan, 1912.)

Weist die philosophischen und psychologischen Voraussetzungen von H.s Dichtung nach.

Erst mit diesem Werke, das dank einem seltsamen Zufall gleichzeitig erschienen ist mit Ellingers Gesamtausgabe von H.s Schriften und mit H.s Briefwechsel, hat die tiefere Erkenntnis von H.s Dichtung eingesetzt.

Uhlendahl = Fünf Kapitel über H. Heine und E. T. A. Hoffmann. Münsterer Diss. von Heinrich U. (Verfaßt 1912; ersch. Berlin 1919.)

Voigt = „Zeherit" in H.s „Meister Floh". (Unterz.:) Max Voigt. (In:) Germanisch-romanische Monatsschrift (Heidelberg, Winter), Jahrg. 1914, Juniheft.

Wolzogen = E. T. A. Hoffmann, der deutsche Geisterseher. Von Hans von W. (Bayreuther Blätter 1893–95; hier zitiert nach) Deutsche Bücherei (Berlin, Neelmeyer) Bd. 63 [ca. 1906]; dort lautet der Titel ‚H. und Richard Wagner. Harmonien und Parallelen'.

3.

Zu V 1 nenne ich an Übersetzungen

1) aus eigener Vergleichung;
   a) die französischen von
      Egmont (4 Bde.) 1836,
      Toussenel (2 Bde.) 1838,
      Christian (2 Sammlungen) 1843. 1846,
      Marmier (zuerst 1843) in der Ausgabe von 1869,
      Champfleury 1856,
      Ancelot (zuerst 1859) in einer Ausgabe o. J.;
   b) die italienische von E. B. und G. B. (4 Bde.) 1835;
   c) die spanische von Cortés (2 Bde.) 1839;
   d) die englische der ‚Serapions-Brüder' von Ewing (2 Bde.) 1886–92;
   e) die schwedische von ‚Nußknacker und Mausekönig' von Ljungdorff 1917;
2) nach brieflichen Mitteilungen von Henri de Curzon in Paris: zwei französische, u. z.
      die vollständigste und beste, von La Bédollière (5 Reihen) 1838 ff,
      die seltenste, von Degeorge 1848 (Privatdruck in 100 Ex.);
3) nach Mitteilungen von W. Vermast im Haag: die holländischen von
      Schroeder-Steinmetz (‚Nachtstücke') 1827,
      J. van Lennep (‚Nußknacker und Mausekönig') 1841,
      einem Unbekannten (‚Ritter Gluck');
4) nach Mitteilung von V. Ljungdorff in Malmö: die schwedische von
      Benzon (‚Das öde Haus');

5) nach Angaben in anderen Büchern, u. z.

a) nach Georges Vicaire: Manuel de l'amateur de livres du 19. Siècle 1801–1893 (Paris, Rouquette) Fasc. 9 (1898) in tome 4 (1900), 160–63: die französische Übersetzung von Loève-Veimars (5 Lfgn., deren 3. das Murr-Kreisler-Werk umfaßt) 1830–32;

b) nach: British Museum. Catalogue of printed books. (London.) Supplement. Henry–Hyvernat (1903) Sp. 235 f: 2 englische Übersetzungen von ‚Nußknacker und Mausekönig':
   von Mrs. St. Simon 1853,
   und A. R. Hope-Moncrieff 1892;

c) nach Sakheim (s. o. 2): mehrere russische und eine polnische Übersetzung;

d) nach Alfred Rosenbaums Hoffmann-Bibliographie in Goedekes ‚Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung' (Dresden, Ehlermann) 2. Aufl. Bd. 8 (1905) S. 483–505: verschiedene andere.

4.

Zu V 2 nenne ich an Bearbeitungen eine französische (Dumas' Nußknacker) nach Vicaire, deren schwedische Bearbeitung von Öberg nach Mitteilung des Herrn Ljungdorff, einige dänische (von Andersen) nach Hans Brix (H. C. Andersen und seine Märchen [Kopenhagen 1907], auf Grund eines Referates von Friedrich Holtze), zwei russische nach Sakheim und die übrigen teils nach Rosenbaum, teils nach eigner Vergleichung.

1. Aus dem Leben eines bekannten Mannes.

I. Hoffmanns Quelle*.

Der Magister Peter Hafftiz (Petrus Hafftitius, geb. zu Jüterbog um 1525, † zu Berlin nach Oktober 1601) hatte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts an gelehrten Schulen zu Berlin und Cölln unterrichtet und besaß, wie Friedrich Holtze 1894 in den ‚Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins' H. 31 S. 5 nachgewiesen hat, in der Spandauer Straße zu Berlin Haus und Garten (das jetzige Grundstück Nr. 6). In den 90er Jahren war Hafftiz jedoch darauf angewiesen, durch Privatunterricht und literarische Tätigkeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Nun veröffentlichte 1593 der Prediger Andreas Engel zu Straußberg** ein Rerum Marchicarum breviarium (in deutscher Sprache) über die Zeit von 1426—1592. Der alte Hafftiz verlegte sich nunmehr (seit 1595) auf das immerhin ungewöhnliche Geschäft, dieses Werk mit geringen Auslassungen abschreiben zu lassen, ohne den Verfasser zu nennen. Um wenigstens einiges ungedruckte beizusteuern, stellte er für die Jahre 1388—1425 einen Auszug aus der nur handschriftlich verbreiteten Chronik des Engelbert Wusterwitz voran und versah Engels Bericht mit etwa hundert Zusätzen, die er aus mündlicher Tradition, auch aus eigenen Erlebnissen und Beobachtungen schöpfte. Das so gewonnene Produkt nannte er ‚Microchronicon Marchicum'; er ließ es nicht drucken, sondern auf Bestellung von Fürsten und Behörden zu hohem Preise handschriftlich vervielfältigen. Das sicherte ihn einerseits leidlich vor der

* Es wird weiter unten ausgeführt, warum die literarische Quelle dieser Erzählung ausnahmsweise genauer nachgewiesen wird.

** geb. ebenda 1561 (also ein volles Menschenalter jünger als Hafftiz); 1590—92 Konrektor am Grauen Kloster zu Berlin, seitdem Prediger in seinem Geburtsort; starb dort schon 1598 an der Pest. Auf dem Titel der zu zitierenden Schrift nennt er sich Engelius (im Text S. 152: Andreas Engell), ebenso 1587 in einer Schulrede: Andreas Engelius Strausbergensis; erst kurz vor seinem Tode, 1597/98, erscheint er in streng klassischem Gewande als Andreas Angelus Struthiomontanus.

Gefahr, als Plagiator enthüllt zu werden, und bot ihm andrerseits die Möglichkeit, jedes Exemplar durch Änderungen, Weglassungen und Zusätze den Neigungen und Vorurteilen des Bestellers anzupassen und so den Wert des Gelieferten zu erhöhen. Außer den weiter unten zu nennenden kennen wir solche Bearbeitungen für den Markgrafen Johann Sigismund (den späteren Kurfürsten), für die Magistrate der Städte Brandenburg und Spandau u. a. Besteller.

Obwohl die Schrift vor 1862 (s. u.) nicht gedruckt ist, ist sie doch mehrfach als Quelle benutzt worden. Wie Hoffmann in den ‚Serapions-Brüdern' annimmt, hat Kleist das für den ‚Kohlhaas' getan; Holtze zeigt a. a. O. S. 7 dasselbe von Wilibald Alexis bezüglich des ‚Wärwolfs', der Fortsetzung der ‚Hosen des Herrn von Bredow'. Welche der vielen Fassungen von Hafftiz' Chronik Kleist und Alexis vorgelegen haben, ist noch nicht untersucht. Dagegen lassen drei andere Publikationen die Bearbeitung erkennen, die ihnen zugrunde liegt. Es sind dies

1) eine Fassung von 1596. Eine Abschrift dieser Bearbeitung aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts befindet sich im Besitze des Kammergerichts. Die auf Berliner Ereignisse bezüglichen Stellen (die einzigen der Kompilation, die selbständigen Quellenwert haben) sind danach 1894 von Friedrich Holtze a. a. O. mit reichen historischen Erläuterungen und kritischen Erörterungen herausgegeben.
2) eine Fassung von 1599 für den Magistrat zu Templin, erst mit dem Jahre 1411 einsetzend. Die Originalhandschrift dieser unvollständigen Bearbeitung ist 1842 von Adolf Friedrich Riedel (1809—1872) erworben und 1862 von ihm veröffentlicht in seiner Gesamtausgabe der (16) älteren märkischen Chroniken (= Codex diplomaticus Brandenburgensis, Hauptteil IV Bd. 1), S. 46—167.
3) eine Fassung von 1600 für den Markgrafen Christian Wilhelm, postulierten Erzbischof von Magdeburg. Diese Fassung hat Hoffmann 1819 erst für die ‚Brautwahl' und dann für unsere Schnurre benutzt; sie ist die „alte märkische Chronik", auf die er sich in der Überschrift unseres Stückes beruft. Er las sie offenbar in einer modernen (d. h. aus dem 18. Jahrhundert stammenden) Abschrift auf der damals Königlichen Bibliothek zu Berlin (den Nachweis s. in unserm Nachwort zur ‚Brautwahl' [1910] S. XXVI).

Im folgenden werden ausnahmsweise die von Hoffmann benutzten Stellen seiner Vorlage wörtlich wiedergegeben, da sie bisher nirgends gedruckt sind.

Pniower (s. u.) mußte sich 1908 an die von Riedel publizierte Templiner Fassung von 1599 halten, die ihn u. a. dazu veranlaßte, die Bezeichnung der Blumberger Hexe als „Wettermacherin" als wesentlich für Hoffmanns Konzeption zu betrachten, während dieser Ausdruck sich nur in der Templiner Fassung findet und Hoffmann also gar nicht bekannt war. Aber auch nachdem 1910 die Magdeburger Fassung von 1600 als Hoffmanns Vorlage nachgewiesen war, haben Ellinger und Maassen es verschmäht, von ihr Kenntnis zu nehmen. Durch das eigensinnige Festhalten an der Templiner Fassung von 1599 wird Maassen verleitet, eine Abweichung, die Hafftiz sich 1600 für Magdeburg in der Schilderung der Mißgeburt gestattet hatte, mit Pniower für eine Änderung Hoffmanns zu erklären und sie als solche zu begründen (a. a. O. S. 317 Mitte).

Die Stelle von der Hoffmann ausging, steht auf S. 168 Mitte der Berliner Abschrift und lautet:

> In diesem Jahre [1551] ist der Teüffel an Vielen öhrtern bey der Nacht sichtlichen auf der Gassen umhergangen, hat an Thüren geklopfft, offte weiße Todten Kleider angehabt, ist mit zur Begräbniß gangen, [hat] sich Traurig gestelt, hat auch offte andere Geberden gehabt, die Leuthe darmit zu erschrecken.

Hoffmann läßt (März 1819) in der ersten Fassung der ‚Brautwahl', u. z. im dritten Kapitel, den Geheimen Kanzleisekretär Tusmann diese Stelle dem Kommissionsrat Voßwinkel gegenüber zitieren. Er bezeichnet dabei das Werk richtig als Haftitii, des Rektors beider Schulen zu Berlin und Cölln an der Spree, Microchronicon Marchicum. Statt „auf der Gassen" läßt er Tusmann aber sagen: „auf den Gassen in Berlin"; die Angabe „an Vielen öhrtern", die bei Hafftiz „in vielen Orten der Mark Brandenburg" bedeutet, ist also umgedeutet in „an vielen Stellen der Stadt Berlin". Sonst stimmt das Zitat fast wörtlich.

In der Folge benutzte Hoffmann für die ‚Brautwahl' vier längere Stellen der Handschrift, u. z. für Ereignisse aus den Jahren 1571 (S. 209/10 der Handschrift) und 1572 (S. 212/14), 1581 (S. 226/31) und 1582 (S. 232/33), wie 1910 a. a. O. S. XXVII–XXXII nachgewiesen ist.

Kurz nach Vollendung der ‚Brautwahl' (s. u. in der Textgeschichte) kehrte Hoffmann noch einmal zu Hafftizens Chronik zurück. Er beschloß, jene Mitteilung über den Teufel, die in der ‚Brautwahl' lediglich als Kuriosität zitiert war, zu einer Anekdote auszuspinnen; um weiteres Material dafür zu finden,

las er in der Handschrift Hafftizens Bericht über die Jahre 1551/53 (S. 167 bis 177) aufmerksam durch. Hier fand er nun Folgendes:

1) S. 167 beginnt der Bericht über das Jahr 1551. Im 3. Absatz heißt es:

Dieses Jahr ist bey Wittstock zu Tangermünde [!] ein Kindt Jung worden, daß gantz und gar Castanien Braun gewesen, hat 2 Hörner, dicke große Augen, keine Nase, ein weites Maul, eine weiße Verkehrte Zunge, und keinen Halß gehabt, der Kopf ist ihm am [!] Schultern gestanden, der Leib ist gantz reudig, runtzlicht und ge-[S. 168]schwollen gewesen, die Arme haben an den Lenden gehangen; Es hat Lange dünne Schenkel gehabt, und an statt des Nabels einen langen Darm biß auf die füße.

2) Nach einem kurzen Absatz über eine weitere Mißgeburt (in Brandenburg) folgt auf derselben Seite 168 der bereits zitierte Absatz über die scherzhaften Erscheinungen des Teufels, danach ein Absatz über Wundererscheinungen bei der Belagerung Magdeburgs und dann – immer noch auf S. 168 –

3) folgender Absatz:

In [st. Am] Heyl. Pfingst[t]age, alß das Volk in einen [! S. 169] Dorffe nahe bey Wittstock bey dem Biere geseßen, und ein Weib sehr angefangen zu fluchen und den Teuffel offtmals zunennen [!], ist sie sichtlich von der Erden zur Thür hinaus geführet, und hernach wieder Todt auf die Erde gefallen allen Gottes Lasterern [!] und fluchenden zum abscheulichen Beyspiel und Warnung.

4) S. 170 beginnt das Jahr 1552. Es heißt dafür S. 174:

Es ist auch um diese Zeit eine Zauberin von Blumenberg für [d. h. vor den Toren von] Berlin gebrandt, und als das Feuer aufgangen, ist eine Weihe hineingeflogen, welche so lange, daß mann ein Vater unser hätte Beten können, darin blieben, und nachmals ein Stück von ihren [!] Peltze mit sich hinweg geführ-[S. 175]ret, daß alle so dabey und umher gewesen, es dafür gehalten haben, daß sie der Teuffel hinweg geführet hätte.

5) Auf derselben S. 175 beginnt das Jahr 1553. Die letzte Notiz dafür steht S. 177 Mitte und lautet:

In diesem Jahre seind zu Berlin 2 Zauberinnen verbrandt, welche in der Uhrgicht bekant, daß sie ein Christen Kindt gestohlen, zerstückt, und gekocht hätten, Theuerung im Lande anzurichten.

Von diesen Stellen hat Pniower im Frühjahr 1908 im ‚Euphorion' Bd. 14 (Heft 4) S. 714/17 1 und 2, 4 und 5 in der Templiner Fassung von 1599

nachgewiesen; Ellinger wiederholt sie 1912. Nicht angeführt wird von beiden die Stelle 3.

Ferner finden sich unter denselben drei Jahren Berichte über ungewöhnlich heftige Gewitter und Stürme:

a) Unterm Jahr 1551 heißt es S. 167, unmittelbar nach der sub 3 zitierten Stelle:

Den 16ten Juny zwischen 1 und 2 Uhren in der Nacht, hat sich ein grausam Wetter [= Gewitter] erhoben, und in S: Nicolai Thurm zu Berlin eingeschlagen . . .

b) Unterm Jahre 1552 steht S. 172 unten:

Es ist . . . [in Berlin-Cölln] in [st. im] . . . Sommer bey lichten [!] hellen Sonnenschein ein plötzlich Wetter [wieder = Gewitter] mit sambt einen [!] Vorhergehenden Winde und Donner entstanden . . .

c) Unterm selben Jahre heißt es S. 174, in dem Absatz vor der sub 4 zitierten Stelle:

In diesem Jahre im Gersten Oste*, um Laurentii ist ein großer unerhörter Windt zu Berlin gewesen, daß er die Ziegel Scheune eingerißen und Viel andere Gebäude beschädiget. Auch die Garben aus dem Felde übers dritte und Vierte Stücke weggeführet hat . . .

d) Und das Jahr 1553 beginnt S. 175 oben mit der Notiz:

Ao Christi 1553. d. 9ten Jan: hat ein großer ungeheurer Windt HE. Moritz Churf. zu Sachsen Bilde am inwendigen gange im Churfl. Schloße zu Cölln, so im Winkel gestanden, den Kopf abgerißen . . .

Von diesen vier Stellen ist a bereits von Ellinger, c von Pniower zitiert; der Vollständigkeit wegen folge ich ihnen und ergänze die Reihe, obwohl diese Stellen nur ganz nebensächlich auf Hoffmanns Darstellung eingewirkt haben können.

II. Übernahme und Verbindung der Hafftiz-Stellen durch Hoffmann.

Wie Hoffmann ein Jahr nach der Abfassung des Schwankes (s. St. 15 in Bd. 2) den Serapionsbruder Theodor sagen läßt, hat Lothar darin „jene seltsame Laune des Teufels . . . mit einer greulichen Mißgeburt und einem noch greulicheren Hexenprozeß in die angenehmste artigste Verbindung gesetzt."

* Aust = Ernte. (Freundliche Mitteilung des Herrn Prof. Lic. Hermann Hülle.)

Die Laune des Teufels ist die bereits eingangs zitierte Hafftiz-Stelle (2). Die Mißgeburt ist Nr. 1; Hoffmann hat hier nur auf den ausgetretenen Darm verzichtet, um das Produkt lebensfähig erscheinen zu lassen. An Hexenprozessen hat Hoffmann tatsächlich zwei benutzt, nämlich Nr. 4 und 5.

Für die Luftfahrt der Hexe (S. 10), die Hoffmann hier nicht erwähnt, dürfte Nr. 3 den Anstoß gegeben haben, wenn der Vorgang auch bei Hoffmann als ein an sich ungefährliches Abenteuer erscheint, nicht wie bei Hafftiz als eine tödliche Strafe. Hoffmann leitet diesen Bericht ein mit der Angabe, es habe „sich um die Mittagsstunde ein grausames Wetter und ungestümer Wind erhoben"; dazu mag ihn einer oder der andere der unter a—d zitierten Wetterberichte angeregt haben.

„In Verbindung gesetzt" hat Hoffmann diese Stellen nun in drei Beziehungen:

1) bezüglich der Zeit: die Einzelheiten des Hexenprozesses von 1553 sind für den von 1552 mit verwendet;
2) bezüglich des Ortes: alles geschieht in Berlin (schließlich scheint Hoffmann selbst geglaubt zu haben, daß Hafftiz nur über Berliner Ereignisse berichtet, denn er nennt 1820 [Serapions-Brüder Bd. 3, S. 13] dessen Schrift irrtümlich ‚Microchronicon berolinense');
3) namentlich aber bezüglich der Hauptperson. Hoffmann erfindet die Figur der Barbara Roloffin, auf die er alle dem Hafftiz entnommenen Züge überträgt. Die Roloffin ist an der Mißgeburt Schuld; die Roloffin wird am hellen lichten Tage vom Teufel in Sturm und Wetter durch die Lüfte geführt; die Roloffin gesteht auf der Tortur, daß sie Kinder geschlachtet habe, um Teurung zu erregen; die Roloffin wird schließlich vom Teufel im Fluge aus dem brennenden Scheiterhaufen geholt.

III. Die sonstige Erfindung. Kritik der Erzählung.

Die Roloffin ist als Hexe eine alte Geliebte des Teufels; sie begrüßt bei dem unerwarteten Wiedersehn den „Herrn Junker" mit einem „lauten hellen Freudengeschrei", wie in Goethes ‚Faust' V. 2503 f die Hexe tanzend ausruft:

> Sinn und Verstand verlier' ich schier,
> Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Aber der Teufel erscheint — und darin sehe ich den Grundfehler der Erzählung — nicht als Bundesgenosse der Hexe, sondern als deren Todfeind. Wenn er sie auf die eben berichtete stürmische Begrüßung hin zornig anfährt, so kann

man diesen Temperamentsausbruch allenfalls aus der Gefährdung seines Inkognito begreifen*; die darauf folgende Verdächtigung bei dem Ratsherrn, die zu allem weiteren den Anlaß gibt, scheint mir jedoch vollkommen sinnlos zu sein.

Hoffmann selbst fürchtete mehr den moralischen Vorwurf, daß er eine so „fürchterliche" Sache wie einen Hexenprozeß humoristisch behandelt habe; aber er empfand wohl auch die konstruktive Schwäche des in Eile aus den Hafftiz-Exzerpten errichteten Kartenhauses. In der fünften Sitzung des Serapionsklubs wird die Erzählung von ihrem Verfasser Lothar vor der Vorlesung verworfen „als mißlungenes Produkt einer [zwischen Grausen und Scherz] schillernden Laune"; nach der Verlesung nennt Lothar sie „das Unbedeutendste, das ich jemals schrieb", und führt in dem angegebenen Sinne aus, warum die Erzählung ein zwiespältiges Gefühl erzeuge.

Die zeitgenössische Kritik lehnte das Werkchen ab: 1821 H—i in den ‚Heidelbergischen Jahrbüchern' (S. 79) und 1823 Schwenck im ‚Hermes' (Charakteristiken S. 57). Maassen kann sich gleichfalls nicht für den Schwank erwärmen; er vermißt (Bd. 7 S. VIII unten und S. 316/17) eine Pointe in der Geschichte von der Mißgeburt.

Aber auch ein mißlungenes Werk Hoffmanns kann reich sein an hübschen Zügen, und die hat in unserem Falle Pniower a. a. O. mit Liebe und Glück vorgeführt. Einerseits wird dort gezeigt, wie Hoffmann die vorgefundenen Anekdoten im einzelnen witzig gesteigert hat [dazu gehört auch die Luftfahrt der Hexe]; andrerseits wird mit Recht betont, daß der Erzähler „bis zum Schluß den Höllenfürsten zu bezeichnen vermeidet und vom Mann oder Fremden spricht. Wohl aber flicht er mit feiner Berechnung allerlei Symptome ein, aus denen nach und nach die Ahnung, zuletzt die Gewißheit erwächst, daß der stattliche Fremde kein anderer gewesen ist, als der Satan selbst** was dann am Ende ausdrücklich ausgesprochen wird".

Stoffliche Einzelheiten sind 1914 kommentiert von Maassen Bd. 7, S. 315 unten bis 318 oben.

IV. Textgeschichte.

1) Die Erzählung ist Mitte Mai 1819 niedergeschrieben unter dem Titel „Aus dem Leben eines bekannten Mannes. (Nach einer alten märkischen

---

* Mephisto belehrt in der gleichen Lage seine alte Freundin V. 2511 f weit höflicher:

Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.

Du zweifelst nicht an meinem edlen Blut.

** Dazu gehört die bereits erwähnte Anspielung auf die Hexenküche aus dem ‚Faust'.

Chronik.)" Sie erschien am 25. und 27. desselben Monats in Kuhns ‚Freimütigem'.

2) Ein Jahr darauf übersandte Hoffmann einen Abdruck oder eine Abschrift der Schnurre für den 3. Band der ‚Serapions-Brüder' an Reimer. Er leitet die Vorlesung der Geschichte, deren Hauptreiz doch die allmähliche Enthüllung des Unbekannten ist, unkluger Weise damit ein, daß er den Serapions-Bruder Theodor einen Schwank über den Teufel ankündigen läßt*. — Der vorletzte, allzu intim-lokale Absatz wurde für diesen nicht nur für Berlin bestimmten Druck gestrichen, und ein paar Kleinigkeiten wurden geändert (s. Maassen 7, 304 oben); diese kleinen Änderungen habe ich, soweit sie mir einleuchteten, übernommen. — Der Band erschien im Oktober 1820.

V. Nachgeschichte: Übersetzungen.

Ins Französische: 1830 von François Adolphe Loève-Veimars: Contes fantastiques de E. T. A. Hoffmann (Paris, Renduel) Livr. 4 (Le Diable); 1836 von Henry [Massé d'] Egmont: Contes fantastiques de E. T. A. Hoffmann (Paris) T. 1 (bei Camuzeaux) S. 245–53 (Barbara Roloffin).

Ins Italienische: 1835 von G. B.: Racconti di Ernesto Teodoro Hoffmann. Prima versione italiano (Milano, Truffi) V. 3 (Il Diavolo).

Ins Russische: 1873 in der Übersetzung der ‚Serapions-Brüder' von A. L. Sokolowski (Petersburg, Gerbel).

Ins Englische: 1892 in der Übersetzung der ‚Serapions-Brüder' von Alexander Ewing: The Serapion Brethren (London, Bell) V. 2, S. 7–13 (The life of a well-known character).

---

* Pniower hat in seinen beiden Aufsätzen auf diese Ungeschicklichkeit aufmerksam gemacht; denselben Fehler findet er bei Ellinger, wenn dieser Biogr. S. XI Z. 14 den Schwank ‚Der Teufel in Berlin' nennt, und bei Grisebach, der diesen Titel wie einen Hoffmannschen übernimmt und sowohl für die Kolumnentitel wie im Register verwendet. Wie wir sehen werden, haben von den Übersetzern des Werkchens wenigstens zwei — Egmont und Ewing — diesen Fehler vermieden.

2. Der Baron von Bagge.

I. Stoffelemente.

Über die nur andeutungsweise bezeichneten beiden Hauptpersonen gibt der Brief Aufschluß, mit dem Hoffmann am 12. Januar 1819 das Manuskript der Erzählung an Härtel sandte:

> Der berühmte Violinspieler, von dem die Rede, ist der Konzertmeister Möser, der Baron aber der bekannte Baron von Bagge, dessen Namen ich deshalb nicht ausschrieb, weil ich etwas mehr in die Geschichte hineingetragen, als sich historisch verantworten lassen möchte. Die Hauptsache ist buchstäblich wahr.

Maassen hält es (7, LII) für „sehr möglich, daß Karl Möser als Gewährsmann nur vorgeschoben ist". Ich glaube das nicht angesichts der Lebendigkeit, mit der Hoffmann jenen von seinem Unterricht bei Haack usw. sprechen läßt, wenn Hoffmann auch natürlich Mösers Bericht aus literarischen Quellen vervollständigt hat. Außer der selbstverständlichen Quelle dieser Art, Gerbers Tonkünstler-Lexikon, nennt Maassen S. XLIXf dankenswerter Weise noch eine andere, die Allgemeine Musikalische Zeitung vom 16. September 1801.

Der Baron Karl Ernst von Bagge af Boo war nach Maassens Ermittlung 1722 geboren; aus demselben Jahre stammte nach Schilling Tartinis berühmtester Schüler Nardini, den Bagge nach Hoffmann (S. 20 Z. 12 v. u. und S. 23 Z. 12) allein neben sich gelten ließ (Hoffmann scheint Nardini für älter zu halten).

Über die in den Gesprächen erwähnten fremden Künstler hat Ellinger in Bd. 15 das Nötigste beigebracht (über Corelli S. 151, über Stamitz S. 206 und 243, über Stradivari S. 243, über die anderen S. 244). Weit ausführlicher noch berichtet jetzt Maassen über sie (S. 392 Mitte bis S. 399 unten).

II. Technik und Tendenz.

Ellinger weist 5, 39 darauf hin, daß genau wie im vorigen Stück — und, fügen wir hinzu, wie in der Erzählung vom „Ritter Gluck" — erst am Schluß

dem Leser der Schlüssel für die wunderlichen Ereignisse gegeben wird. Der Held leidet an einer fixen Idee: er hält sich für den einzigen lebenden Menschen, der in Tartinis Art, der allein richtigen, den Bogen zu führen verstehe; dabei ist er nicht imstande, einen leidlichen Ton auf der Geige hervorzubringen (S. 20 Z. 14–20; S. 26 Z. 12–5 v. u.; S. 28 Z. 12–17)*. Von diesem Wahn abgesehen ist er jedoch durchaus verständig; er erweist sich als ein tiefer Kenner (s. bes. S. 22 Z. 3–6 sowie S. 28 Z. 4–6 v. o. und 11–9 v. u.) und ein tüchtiger Lehrmeister seiner Kunst (s. S. 25 Z. 5 v. u. bis S. 26 Z. 7). Insofern gehört unser Stück in dieselbe Gruppe wie die Erzählungen vom falschen Gluck (s. St. 4), vom falschen Berklinger (‚Der Artushof') und vom falschen Serapion.

III. Textgeschichte.

1) Wie sich aus dem eingangs erwähnten Begleitbrief ergibt, ist das Stück um Neujahr 1819, unmittelbar nach der Serapions-Novelle, entstanden. Es erschien in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung vom 10. März desselben Jahres unter dem Titel ‚Der Baron von B.'.

2) 1820 beschloß Hoffmann, dieses Stück wie das vorige in den 3. Band der ‚Serapions-Brüder' zu stellen. Er ließ auch hier die Überschrift weg; die Einleitung wurde geändert und der Schluß fortgelassen.

IV. Übersetzungen.

Ins Französische: von Loève-Veimars (s. zu St. 1)**; dann von Émile [Gigault de] La Bédollière.

Ins Russische: 1873 von Sokolowski (s. zum vor. St.).

Ins Englische: 1892 von Ewing (s. ebenda).

* Černy (s. o., Einleitung S. xxxix) S. XI Z. 17f erblickt anscheinend Bagges Wahn in dessen Angabe, ein Schüler Tartinis zu sein (obwohl er das dann in einer Fußnote mit Recht für gut möglich erklärt).

** Nach gütiger Mitteilung Henri de Curzons; bei Vicaire habe ich keinen entsprechenden Titel gefunden.

3. Geisterbeschwörungen.

I. Stoffelemente.

Die Angaben des Erzählers in I 1 (s. bes. S. 34) über seine Jugendlektüre entsprechen in allem Einzelnen dem, was wir von der Lektüre des jungen Hoffmann wissen: man vergleiche darüber Grisebachs Einleitung S. XVII.

Die Einzelheiten des Berichtes kommentiert Ellinger eingehend Bd. 15, S. 293 unten bis 297 oben; insbesondere weist er (von S. 294 unten an) den ‚Comte de Gabalis' des Abbé Montfaucon de Villars als Hauptquelle neben Cazottes ‚Diable amoureux' nach. Denselben Nachweis führte gleichzeitig (durch Gegenüberstellung der Stellen) Sucher S. 92—104. Die beiden französischen Quellen — die Hoffmann nach seiner liebenswürdigen Gewohnheit mit ihren genauen Titeln nennt: S. 50 Z. 10 v. u. und S. 53 Z. 3 v. u. — sind benutzt in den Übersetzungen von Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer*, die um 1780 bei Himburg in Berlin erschienen waren**.

Mit der II 6 (S. 58/59) auftretenden Gräfin von L. ist (Ellinger 15, 296) möglicherweise die Gräfin von Lichtenau gemeint: Friedrich Wilhelm II. hatte seiner alten Freundin, um sie hoffähig zu machen, im Mai 1795 diesen Stand und diesen Namen nach ihrem Gute in der Neumark verliehen.

II. Technik und Tendenz.

Der ‚Elementargeist', dem wir das Stück entnommen haben, gehört, wie schon in der Einleitung angedeutet, zu den unbeliebtesten Arbeiten Hoffmanns. Für die von uns mitgeteilte Binnenerzählung finde ich in der Hoffmann-Literatur nur ein (zweifelhaftes) Lob: Max Voigt spricht 1914 von „der Macht-

* Es ist der bekannte Freund Schröders und Carolinens, der 18 Jahre vor Hoffmann geboren war, aber ihn gleichwohl um abermals 18 Jahre überlebt hat.

** Der ‚Teufel Amor' 1779f in Reichards ‚Bibliothek der Romane' Bd. 3—5, der ‚Gabalis' selbständig 1782.

gewißheit des Virtuosen, als dessen dreisteste Leistung zugleich und Abbild sein O'Malley die elementaren Gewalten mit Brocken aus einer französischen Grammatik herabzwingt".

Den Rahmen, den ich auszugsweise S. 68–79 angehängt habe, hat Hoffmann mit bewährter Routine so gehalten, daß es ungewiß bleibt, ob die von Viktor berichteten wunderbaren Vorgänge sich wirklich oder nur in der Vorstellung des Erzählers so zugetragen haben. Viktor vertraut diese angeblichen Jugendabenteuer einem alten Freunde erst nach zwanzig Jahren an, und er erscheint dabei als nichts weniger als ein klassischer Zeuge. Wie wir (S. 75) erfahren, was seine Gesundheit bereits im Feldzuge 1813 zerrüttet, und 1814 hatte er sich bei einem Sturz mit dem Pferde eine bedeutende Kopfwunde zugezogen. In der Zeit, in der er seine alten und neuen Erlebnisse erzählt, im November 1815, ist zwar die Wunde längst geheilt, aber er leidet noch an Fieberanfällen (s. ebenda). Schon als Albert kommt, zeigt Viktor ein Betragen, „das ganz außer seiner gewöhnlichen Weise lag" und „auf einen gespannten, überreizten Zustand zu deuten schien" (S. 72). Am Abend hypnotisiert ihn dann, wie offenbar jeden Abend, die Baronin, u. z. in dem Grade, daß er kein Wort von dem (von ihm selbst erbetenen!) Bericht seines Freundes vernimmt (s. S. 73, mit unserer Note). Es bedarf also des reichlich genossenen Sillery (S. 75 Z. 5) nicht erst, um seinen nächtlichen Bericht zweifelhaft erscheinen zu lassen*. — Auch sein treuer Diener Paul Talkebarth ist kaum geeignet, Viktors Angaben wirksam zu beglaubigen. Er hat bereits im Feldzuge 1813 geistig „einen merklichen Stoß" erhalten (S. 68 unten) und folgt, ein zweiter Korporal Trim, seinem Herrn ebenso auf dessen geistigen Wegen wie auf den körperlichen; eine Probe erhalten wir gleich in seinen Worten über den spiritus familiaris Viktors (S. 70 Z. 6–8).

Wie im Nußknackermärchen fällt Hoffmann freilich ganz zum Schluß, in

* Wie ich nachträglich sehe, spricht Otto Klinke sich schon 1902 (H.s Leben und Werke. Vom Standpunkte eines Irrenarztes. Braunschweig und Leipzig, Sattler, o. J., Einltg. vom Dez. 1902) in ähnlichem Sinne aus; es ist die einzige brauchbare Stelle in dem 239 Seiten umfassenden Buche. Klinke findet (S. 196) in Viktors Erzählung „die Wirkungen, die durch die Beschäftigung mit Telepathie, Kabbalistik und Hypnose auf einen jungen Offizier ausgeübt werden" und in der Rahmenhandlung „die Wiedererweckung früherer Suggestionen im Anschluß an einen Sturz mit dem Pferde und eine fieberhafte Erkrankung". — Ähnlich versteht Sucher 103f die Erzählung; da diese Ausführungen allgemeinere Bedeutung haben, bringen wir sie im Nachwort zu unserer Sammlung (in Bd. 2).

dem Abschied Viktors von der Baronin, plump aus der Rolle. Der Herausgeber kann nichts weiter tun, als den Leser bitten, sich die Stelle wegzudenken.

III. Meine Redaktion.

In unserem Haupttext — Viktors Bericht an Albert, S. 33–67 — sind die Anreden an Albert, dessen Einwürfe und Viktors Entgegnungen weggelassen (Alberts Äußerungen sind S. 47 und 51 auszugsweise in Noten benutzt); S. 60 Z. 13 v. u. mußte ich nach einer solchen Weglassung statt „daß ... mir der Atem stockte" setzen „Der Atem stockte mir". Sonst ist kein Wort Viktors verändert.

Angehängt habe ich eine Parenthese über Paul Talkebarth und einen Auszug aus der Rahmengeschichte. Da diese zum größten Teil fern von Berlin spielt, so mußte ich mich hier auf die fortschreitende Handlung beschränken und insbesondere die genrehaften Schilderungen der wirtschaftlichen Baronin und des Originals Talkebarth übergehen. Auch in diesem Auszuge ist kein Wort stillschweigend geändert, aber Auslassungen sind nicht immer angedeutet.

IV. Entstehung und erster Druck.

Der ‚Elementargeist' ist Anfang 1821 verfaßt; am 8. Januar dieses Jahres bat Hoffmann Hitzig, ihm aus der Kammergerichts-Bibliothek politische Zeitungen zu besorgen als Material für den Anfang der Erzählung (s. künftig in Hoffmanns Briefwechsel, Heft 4).

Die Erzählung erschien im Herbst desselben Jahres in Wendts ‚Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1822'.

Der beliebte Taschenbuchillustrator Ramberg, den Hoffmann mit Recht nicht ausstehen konnte, hatte eine Zeichnung dazu angefertigt, die den Schluß von Paul Talkebarths Bericht (S. 67 Z. 9–6 v. u. unseres Textes) vor Augen führt: der Erzähler liegt ohnmächtig am Boden, Paul brennt seinen Schuß ab, und der Major geht, sich in Rauch auflösend, mit Auroren ab. Das uninteressante Blatt ist durch den groben Linienstich eines gewissen Pauquet noch übler geworden; wir sind überzeugt, im Sinne des Dichters zu handeln, wenn wir von seiner Wiedergabe absehn.

V. Nachgeschichte.

1. Übersetzungen.

Ins Englische: 1844 von John Oxenford in den von ihm und C. A. Feiling übersetzten Tales from the German (London: ‚The Elementary Spirit').

Ins Französische: 1848 von Édouard Degeorge mit drei anderen Contes d'Hoffmann (Lyon, als Privatdruck in hundert Exemplaren).

2. Illustration.

So erbärmlich Rambergs Zeichnung und Pauquets Stich sind, so vortrefflich ist die Federzeichnung zum ‚Elementargeist', die Hosemann 1844 für den 11. Band der Hoffmann-Ausgabe des jüngeren Reimer machte, und die getönte Lithographie, in der der Verleger sie druckte. Sie bezieht sich auf eine von uns fortgelassene Episode auf dem Hofe des Barons von E.; auch hier ist Paul Talkebarth die Hauptperson.

4. Ritter Gluck.

[Marzell über Nettelmann:] „. . . Daher ist sein Wahnsinn auch ganz unschädlich, und sein älterer Bruder, der ihn bevormundet, mag ihn ruhig ohne genauere Aufsicht für sich wohnen lassen, wo es ihm gefällt."

„Deine Erscheinung", sprach Severin [=Ellinger], „gehört also recht eigentlich in Wagners Gespensterbuch, da sich die Erklärung, wie alles natürlich zugegangen . . ., ebenso wie in den gemeinen Geschichten jenes nüchternsten aller Bücher langweilig nachschleppt."

„Willst du", erwiderte Marzell [=Müller], „durchaus nur Gespenster, so hast du recht, übrigens ist aber mein Wahnsinniger, mit dem ich jetzt auf dem besten Fuß von der Welt stehe, eine höchst interessante Erscheinung . . ."

(S. o. S. 134/35.)

I. Stoffelemente.

1.

Als Hoffmann das Manuskript dieses Stückes am 12. Januar 1809 für die ‚Allgemeine Musikalische Zeitung' an Rochlitz sandte, nannte er zur Rechtfertigung der wunderlichen Idee zwei Quellen.

Zunächst erklärte er, dem Aufsatze liege „eine wirkliche Begebenheit in Berlin"* zugrunde. Diese Begebenheit, von der er entweder durch Bekannte gehört oder in öffentlichen Blättern gelesen hatte, kann nur darin bestanden haben, daß ein Geisteskranker sich in Berlin einem Dritten, sei es als Gluck, sei es als einen anderen verstorbenen Künstler vorgestellt hat. Alles übrige ist natürlich Erfindung, aber eine Erfindung, auf die Hoffmann auf literarischem Wege gekommen ist.

2.

In demselben Briefe an Rochlitz beruft er sich nämlich auf „ähnliche Sachen", die Rochlitz bereits in der Allg. Mus. Ztg. gebracht habe, „z. B. die

* nicht, wie Pniower und Černy es mißverstehen, ein eigenes Erlebnis Hoffmanns.

höchst interessanten Nachrichten von einem Wahnsinnigen, der auf eine wunderbare Art auf dem Klavier zu phantasieren pflegte." Hoffmann meint damit Rochlitzens psychiatrische Studie ‚Der Besuch im Irrenhause', die 1804 in der Allg. Mus. Ztg. erschienen und 1807 an der Spitze von Rochlitzens ‚Kleinen Romanen und Erzählungen' wiederholt war. In der Einzelausgabe des ‚Ritters Gluck', die ich vorbereitet habe, möchte ich die einschlägigen Stellen aus diesem Aufsatz bringen (den übrigens schon Sakheim S. 198 erwähnt hat, aber ohne dabei den ‚Ritter Gluck' zu nennen!). Es ergibt sich bei der Vergleichung, daß Hoffmann außer dem Phantasieren des Wahnsinnigen, auf das er sich in dem Briefe an Rochlitz bezieht, auch dessen metaphysische Deutung von Grundton, Terz und Quinte übernommen hat.

3.

In einer Reihe sonstiger Punkte ist der falsche Gluck einer anderen Figur nachgebildet, die gleichfalls kurz vorher in die deutsche Literatur eingeführt war: nämlich dem Neffen Rameaus, den Goethe 1805 in seiner deutschen Übersetzung von Diderots Dialog dem Publikum vorgestellt hatte (eine besonders frappante Übereinstimmung s. Ellinger Biogr. 214 f; mehreres andere möchte ich in meiner Einzelausgabe unseres Stückes beibringen).

4.

Einige weitere Einzelheiten erläutert Ellinger 15, 148 f.

Die Datierung der beiden Teile habe ich 1908 in dem Privatdruck ‚Hoffmann und Härtel' S. 50/51 Note 6 besprochen; genaueres ergeben die Fußnoten zu dem vorliegenden Text S. 93 und 95.

Daß die Kritik des Unbekannten sich speziell gegen den Kapellmeister Bernhard Anselm Weber richtet, ist 1918 nachgewiesen in ‚Drei Arbeiten Hoffmanns', S. 50–52.

II. Tendenz, Gliederung, Technik.

1. Die Tendenz.

Rochlitz stellte seinen Helden als einen ungebildeten jungen Menschen vor, der kaum ein anderes Buch als die Bibel kennt und seine Musikmetaphysik in traktätchenhafter Manier ausbaut. Hoffmann hebt den Helden gleich von der untersten auf die höchste Stufe. Sein Unbekannter ist geisteskrank wie Rochlitzens Carl, aber der Wahnsinn ist hier — wie in der Regel bei Hoffmann —

nur ein „partieller": neben — teils quälenden, teils beseligenden — Wahnvorstellungen wohnen im Gehirn des Mannes die tiefsten Einsichten in das Wesen der Musik; neben offenkundigen Irrtümern über die nächste Umwelt gibt er die klarste Einsicht in den Kunstbetrieb seiner Zeit kund.

Rochlitz hatte seine Arbeit als psychopathische Studie gegeben, so daß er der rationalistischen Kritik gegenüber völlig salviert war; allerdings hatte er geschickt ein Hintertürchen offen gelassen für eine Auffassung, die Carls Vorstellungen einen gewissen objektiven Wert beimaß. Hoffmann verschmäht es, seinen Helden ausdrücklich geisteskrank zu nennen; er begnügt sich damit, die abnorme Geistesverfassung durch zahlreiche, mit großer Kunst gesteigerte Symptome erst ahnen zu lassen und dann offen zu zeigen (s. u., 2 und 3). Es liegt jedoch, wie gesagt, in seiner ganzen Tendenz, daß er damit die allgemeinen Anschauungen seines Helden nicht im geringsten desavouieren will: vielmehr dringt nach Hoffmanns Ansicht der Blick, der sich der Außenwelt verschlossen hat, um so tiefer in das Innere der Dinge (vgl. Lothars zweiten Trinkspruch auf den angeblichen Serapion in St. 15 und Suchers Ausführungen dazu S. 71f).

Über die zahlreichen seit Hoffmanns Zeit vorgebrachten Deutungen der Hauptfigur und des mehrfach von ihr erwähnten „Euphons" möchte ich ausführlich in der geplanten Sonderausgabe der Erzählung handeln. In den folgenden Ausführungen beschränke ich mich darauf, in meinem Sinne eine Übersicht über den Aufbau des Ganzen zu geben, insbesondere über den der Szenen I, II und VI, deren reiche Gliederung im Text nur durch Zahlen angedeutet ist.

2. Die Gliederung.

Im ersten Teil werden an einem schönen Sonntagnachmittag im Oktober 1807 in zwei Unterredungen auf drei Schauplätzen Glucks ‚Iphigenia'-Opern besprochen und zum Teil vorgeführt: Sz. I behandelt die ‚Iphigenia in Aulis', Sz. II die ‚Iphigenia in Tauris', Sz. III beide.

Sz. I spielt in Webers Garten:

1) Der Erzähler setzt sich möglichst weit entfernt von dem Orchester, das den Gästen eine platte Arie schlecht vorführt. Er weilt im Geiste bei entfernten Freunden, ohne zu sehen und zu hören, was um ihn vorgeht.

2) Oktavengänge in einem Walzertrio, die sein Ohr zerschneiden, führen ihn in die Wirklichkeit zurück. Er spricht eine Verwünschung über die Oktaven aus. Ein gut fünfzigjähriger Mann, der inzwischen an seinem Tische Platz

genommen, verwünscht seinerseits die „Oktavenjäger", also die Kritiker, die in Musikstücken auf die vermeintlich unstatthaften Oktaven Jagd machen. Dann fährt er, während der Walzer fortgespielt wird, fort, still und behaglich seinen Schnupftabak zu präparieren, indem er ihn mit dem vom Kellner gebrachten Wein anfeuchtet.

3) In der nächsten Pause der Musik versucht der Erzähler, ein Gespräch über die Oktavenfrage anzuknüpfen.

4) Statt zu antworten, veranlaßt der Unbekannte die Musiker, die Ouverture der ‚Iphigenia in Aulis' zu spielen, deren Hauptteil mit Oktavengängen beginnt*. Wunderlicherweise verhält er sich dabei, trotzdem er an einem von den Musikern weit entfernten Tische sitzt, wie ein Kapellmeister, der im Schweiße seines Angesichts das Stück dirigiert.

5) Nach der „Aufführung" erwacht der Unbekannte wie aus einem Traume und läßt sich, ermattet wie er ist, vom Erzähler zu einer Flasche Burgunder im Gastzimmer einladen. Eine Unterhaltung über die Berliner ist vorher eingeleitet.

Es folgt Sz. II, in Webers Gastzimmer:

1) Die Unterhaltung über die Berliner wird wieder aufgenommen [sie ist von Rochlitz bis zur Sinnlosigkeit zusammengestrichen: s. u., S. 356].

2) Der Unbekannte singt leise einen Chor aus der ‚Iphigenia in Tauris' mit Variationen.

3) Er beginnt eine Unterhaltung darüber, wie man Komponist wird. Zunächst bewegt er sich dabei durchaus auf festem Boden; aber nach einem metaphorischen Übergange gerät er ins Schwimmen. Er schildert das „Reich der Träume", aus dem nur wenige emporsteigen zur Wahrheit. Er erregt sich wiederum sehr bei diesem Vortrage.

4) Nach längerem Schweigen von beiden Seiten hat der Unbekannte sich wieder gesammelt, und nun schildert er seine eigenen, teils qualvollen, teils tröstlichen Erlebnisse in jenem „Reich der Träume". Er schließt damit, daß eine Sonnenblume, sich vergrößernd, ihn in ihren Kelch aufgenommen habe!!

---

* Ellinger 15, 149. Marx hatte (2, 48) schon zu Hoffmanns Lebzeiten aus dieser Stelle geschlossen, daß Hoffmann in der Kompositionslehre „nicht gründlich unterrichtet sein müsse": „Er rechnet es da Gluck als geniale Freimachung vom Schulzwang an, daß derselbe in der Ouvertüre zur aulidischen Iphigenie das Orchester in Oktaven führt, was bekanntlich gar nicht in die Reihe der Oktavenverbote fällt." (Paul Hoffmann machte mich auf diese Stelle aufmerksam.)

Nach diesen wilden Phantasien [deren Fortsetzung wir in VI 2 erhalten] eilt der Unbekannte mit raschen, jugendlichen Schritten aus dem Zimmer. Warum, erfahren wir in Sz. III, beim Brandenburger Tor.

Hier wird das Gespräch über die Musikpflege in Berlin wieder aufgenommen; der Unbekannte äußert sich mit großer Schärfe darüber [Rochlitz wird wohl die schärfsten Stellen schon gestrichen haben: s. u.]: getadelt werden besonders Aufführungen des ‚Don Juan' und der ‚Iphigenia in Tauris' unter Verwendung der Ouvertüre der ‚Iphigenia in Aulis'.

Vorher und nachher spricht der Unbekannte, ohne daß der Erzähler sich etwas dabei denken kann, über eine quälende Gehörshalluzination, die er auf Hitze und Erregung zurückführt und euphemistisch den „Euphon" nennt: das Eintreten dieses Zustandes hat ihn vorher veranlaßt, das Freie zu suchen.

Im zweiten Teil wird am 19. Februar 1808 in einer dritten Unterredung auf drei Schauplätzen Glucks ‚Armida' besprochen und zum Teil vorgeführt.

In Sz. IV, am Opernhause, kritisiert der Unbekannte heftig die gerade stattfindende Aufführung dieser Oper.

In Sz. V, in der Friedrichsstraße, klagt der Unbekannte wieder über seinen Euphon, der ihn nach jener aufregenden Unterhaltung beim Wein zwei Tage lang geplagt hat. Der Erzähler lädt ihn in seine nahegelegene Wohnung; der Unbekannte lehnt das ab, läßt es sich aber gefallen, daß jener mit zu ihm kommt.

In Sz. VI, die in der Wohnung des Unbekannten spielt, wird der Leser, der durch den Bericht des Unbekannten über seine fürchterlichen Qualen im „Reich der Träume" und durch dessen wiederholte Klagen über seinen Euphon schon stutzig gemacht ist, über drei Stufen vollends zu der beklemmenden Lösung des Rätsels geführt: der tiefsinnige Musiker ist nicht nur, wie der Erzähler von vornherein bemerkt hat, ein Sonderling, sondern schon seit Jahren geisteskrank.

1) Nachdem der Unbekannte ein Licht aus dem Schlafzimmer gebracht, findet der Besucher auf dem Klavier ein Tintenfaß und Notenpapier, wie wenn gerade eine Komposition aufgezeichnet werden solle. Aber das Papier ist vergilbt, das Tintenfaß von dickem Spinnengewebe überzogen: seit Jahren ist beides nicht berührt. Zweitens bemerkt der Besucher mit freudiger Überraschung eine Foliantenreihe, die nach den Rückenschildern Glucks sämtliche Werke darstellt. Auf seine Frage gibt nur ein krampfhaftes Lächeln Antwort. Und wie eins der Bücher aufgeschlagen wird, erkennt der Erzähler

enttäuscht und entsetzt, daß der Alte sich einige Ries unbeschriebenen Notenpapieres in dieser Form hat binden lassen!

2) Der Unbekannte spielt auf dem kleinen Klavier die Ouverture der ‚Armida' mit interessanten Variationen, die er auf dem weißen Notenpapier zu lesen glaubt, und fällt dann erschöpft in den Stuhl zurück.

3) Nachdem er sich erholt, erklärt er dem Besucher, daß er die ‚Armida' geschrieben habe, als er aus dem Reich der Träume zurückgekehrt sei in die Welt. [Die im Herbst 1807 von ihm geschilderten jahrelangen Qualen im Reiche der Träume und die darauf folgende Vereinigung mit der Sonnenblume liegen also in seiner Vorstellung vor der Komposition der ‚Armida' – nicht etwa in der Zeit nach 1787!] Aber da er Unheiligen das Heilige verraten habe, sei er verdammt worden, [in der Art des ewigen Juden] unerkannt unter den Menschen zu wandeln bis zu dem fernen Tage der Erlösung. – Nach dieser Fortsetzung der in Webers Gastzimmer begonnenen Phantasien singt er die Schlußszene der Armida. – Der Besucher fragt nunmehr in allen Fibern zitternd den Unbekannten nach seinem Namen.

4) Der Alte erhebt sich gravitätisch, geht mit dem Lichte zurück ins Schlafzimmer, macht dort eine Viertelstunde lang Toilette, kommt endlich in Galakleidung wieder herein und stellt sich mit irrem Lächeln vor als – der Ritter Gluck.

Der Besucher und durch ihn der Leser erfährt also erstens, daß der Unbekannte, obgleich ein tiefer Kenner der Musik, seit Jahren nicht mehr imstande ist, Noten aufzuschreiben; zweitens, daß er Noten zu lesen glaubt, wo keine sind; drittens, daß er sich mit einem vor zwanzig Jahren Verstorbenen identifiziert.

Beim Hören des „Euphons", den der Unterredner nicht hört (Sz. III: S. 92 Mitte) und beim Lesen der Noten, die der Besucher nicht sieht, handelt es sich „einfach um die pathologische Vortäuschung von Sinneseindrücken, zumal des Gesichts und Gehörs, wie sie der Paronoia hallucinatoria eigentümlich ist. Erzählt eine auch sonst etwas überspannte Person uns wiederholt von der ‚Stimme', die sie ruft, so sei man auf der Hut: die Krankheit meldet sich und führt früher oder später zu bösen Häusern": so sagt Robert Hessen – allerdings bei Gelegenheit eines anderen literarischen Falles, nämlich dem des Kranken, der Cervantes augenscheinlich als Modell für Don Quixote gedient hat.

3. Die Technik.

a) Auch anderweit charakterisiert Hoffmann den Unbekannten in einer ganzen Reihe von Zügen als einen Kranken. Wiederholt wechseln heftige Erregungen mit tiefen, ohnmachtähnlichen Erschöpfungszuständen ab; zweimal tritt Starre des Blickes ein, dreimal ein dem Beobachter besonders auffallender Krampf in den Wangenmuskeln. Die Belege habe ich für die Sonderausgabe zusammengestellt. Sie machen in ihrer Gesamtheit diese Figur zu der sorgfältigsten pathologischen Studie, die Hoffmann jemals geschaffen hat; die analogen späteren Figuren von partiell-wahnsinnigen Künstlern, die sich für wunderbar fortlebende Zelebritäten der Vergangenheit halten (der falsche Berklinger von 1815, der falsche Serapion von 1818), wirken wie flüchtige Skizzen oder vielmehr wie mechanische Konstruktionen neben jenem mit höchster Gewissenhaftigkeit ausgeführten, lebensvollen und farbenreichen Bilde.

b) Mit außerordentlicher Kunst hat Hoffmann es ferner schon in diesem Erstlingswerk seiner romantischen Periode* verstanden, die Schilderungen, die der halbgeheilte Irre (in II 3 und 4) von dem „Reich der Träume" und seinem Aufenthalt daselbst gibt, in einem Zwielicht von Realität und Transzendenz, von greifbaren Tatsachen und Symbolen zu halten.

Der Mann teilt mit: „Jahrelang seufzt' ich im Reich der Träume" (S. 91, Z. 10 v. u.). Wenige kommen, wie er (S. 90, erste Hälfte) angibt, in dieses „Reich" hinein: „abenteuerlich sieht es hier aus; tolle Gestalten schweben hin und her, aber sie haben Charakter — eine mehr wie die andere". Schwer ist es, wie er fortfährt, aus diesem „Reich" wieder herauszukommen, da unerbittliche „Ungeheuer" das Tor bewachen: die meisten, die einmal darin sind, verträumen dort ihr Leben; nur wenige, erweckt aus dem Traume, steigen wieder ans Licht empor. — Dem Wortsinne nach ist das alles die Schilderung des Irrenhauses, in dem er Jahre zugebracht hat: „Als ich im Reich der Träume war, folterten mich tausend Schmerzen und Ängste! Nacht war's, und mich schreckten die grinsenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einstürmten und mich bald in den Abgrund des Meeres versenkten, bald hoch in die Lüfte emporhoben" (S. 90/91). Will man die Qualen eines Paranoikers noch deutlicher geschildert haben? Diese Angstvorstellungen werden beruhigt durch Musik, die ein einsichtsvoller Irren-

* Über die drei Perioden von Hoffmanns Schriftstellerei s. Briefwechsel 677/78 sub e) 1; dazu ‚Drei Arbeiten Hoffmanns', S. 14f.

arzt anwendet*: „Da fuhren Lichtstrahlen durch die Nacht, und die Lichtstrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. Ich erwachte von meinen Schmerzen ... Töne ... schimmerten und umschlangen sich in herrlichen Akkorden ... Melodien strömten auf und nieder" usw.

Da aber der Irre tiefmusikalisch ist (er ist, wie ich anderwärts** bereits angedeutet, halb-identisch mit dem wahnsinnigen Musiker, dessen ‚Lichte Stunden' Hoffmann seit 1812 herausgeben wollte!), so deutet und benennt er alles, was ihm begegnet, musikalisch: Hoffmann selbst hatte im Frühjahr 1807, also ein halbes Jahr vor den Unterhaltungen in Webers „Zelt", im Fieber seine Bekannten für Instrumente gehalten und sich darüber beklagt, wie arg ihm „die Flöte" zugesetzt, wie „das Fagott" ihn gequält habe (Kuhlmeyer bei Hitzig 1, 308; vgl. auch unser St. 7, den Brief Kreislers, des „verrückten Musikers par excellence"). So bleibt es dem Leser unbenommen, hinter dem „System" des Paranoikers ein System musikalischer Metaphysik zu ahnen, in dem furchtbaren „Reich der Träume" ein Reich der Töne zu sehen und den geschilderten Zustand des Kranken etwa als den Zustand des musikalischen Genius vor der Konzeption zu deuten — zumal dieser ganze Bericht durch eine rein musikalische Erörterung eingeleitet wird.

4. Ergebnis:
Der Zustand des Helden zur Zeit der Unterredungen.

Nachdem die quälenden Angstvorstellungen dank der Kunst des Arztes sich verloren, ist der Kranke als ungefährlich entlassen worden und lebt nun wie Nettelmann zurückgezogen in einer kleinen Wohnung. Er pflegt im stillen seine Wahnideen weiter, indem er sich eine imaginäre Bibliothek Gluckscher Partituren schafft u. dgl., aber er ist gewitzt genug, diese seine Privatmeinungen nicht mehr an die große Glocke zu hängen und der Gefahr, ausgefragt zu werden, aus dem Wege zu gehen. Verläßt er in Galakleidung à la Gluck das Haus, so zieht er einen Überrock darüber, den er sorgfältig geschlossen hält (S. 88, Z. 14); er stellt sich grundsätzlich nicht vor (ebenda Z. 3—5); er „kann und darf zu niemand gehen" (S. 96, Z. 10 v. u.).

An mangelnder Sorgfalt Hoffmanns liegt es wahrlich nicht, wenn dieses Meisterwerk hundert Jahre lang mißverstanden worden ist. Das romantische Dogma, daß die Paranoia in ihren schwächeren Graden den „inneren Sinn"

---

* im Sinne von Reils (1803 erschienenen) ‚Rhapsodieen' S. 206 (s. o. S. 295 Note und Sucher S. 71).

** 1908 im ‚Meister Floh', S. 243.

stärkt (s. das Bagge-Zitat S. 81) hat sich nicht durchsetzen können, und nur aus diesem Grunde sind uns Gestalten wie der große Musiker dieses Stückes und der große Dichter der Serapions-Erzählung ebenso unglaubhaft, wie sie es den älteren Zeitgenossen Hoffmanns waren.

III. Textgeschichte.

1. Der erste Druck.

Als Hoffmann am 1. Januar 1809 wieder begann, Tagebuch zu führen, lag der ‚Ritter Gluck' offenbar schon fertig da. Er ist also im Laufe des Jahres 1808 entstanden, im 33. Lebensjahre Hoffmanns, und stellt die früheste größere literarische Arbeit von ihm dar, die auf uns gekommen ist. (Über die Frage nach Ort und Monat der Abfassung s. ‚Drei Arbeiten Hoffmanns' S. 49/50 mit Note 7.)

Am 12. Januar 1809 sandte Hoffmann, wie schon gesagt, das Manuskript an Rochlitz und bat ihn unter Berufung auf dessen ‚Besuch im Irrenhause' um Aufnahme des Aufsatzes in die Allgemeine Musikalische Zeitung. Rochlitz mochte die Arbeit seines dankbaren Lesers nicht ablehnen, wenn er ihr auch einige Zähne ausbrechen zu sollen glaubte. So zurechtgemacht erschien der ‚Ritter Gluck' am 15. Februar.

Im März schrieb Hoffmann ins Tagebuch:

> Den ‚Ritter Gluck' gedruckt gelesen! — es ist sonderbar, daß sich die Sachen gedruckt anders ausnehmen als geschrieben.

Zum Teil lag das eben an Rochlitzens Änderungen. Über diese schreibt Hoffmann im April an Rochlitz selbst mit guter Miene zum bösen Spiel:

> Mit dem, was an dem ‚Ritter Gluck' geschehen ist, bin ich sehr wohl zufrieden; nur habe ich den alten Italiener mit dem gekrümmten Finger sowie die Berliner Egoisten nicht ganz gern vermißt — wiewohl ich mich gern bescheide, daß die Züge des Gemäldes etwas zu grell aufgetragen sein mochten.

Und im Mai schreibt er an Hitzig, dieser werde es dem Aufsatz anmerken,

> daß R[ochlitz] hin und wieder nach seiner Art gefeilt hat — welches ich geschehen lassen mußte, unerachtet es mir nicht lieb war.

2. Der zweite Druck.

Leider hatte Hoffmann weder Konzept noch Kopie zurückbehalten, so daß er später die von Rochlitz gestrichenen Stellen nicht wieder herzustellen vermochte.

1813 kopierte Hoffmann Rochlitzens Druck mit einer Reihe stilistischer Änderungen und einer falschen Datierung in der Überschrift für den ersten Band der ‚Phantasiestücke in Callots Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten'; der Band erschien zur Ostermesse 1814. Unser Stück steht dort als „Ritter Gluck. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809."

3. Der dritte Druck.

1818 nahm Hoffmann für die zweite Auflage dieser Sammlung ein paar unwesentliche Änderungen vor; leider blieb die falsche Datierung stehen. Diese Ausgabe erschien zu Ostern 1819.

4. Meine Textbehandlung.

Die stilistischen Änderungen von 1813 und 1818 habe ich soweit übernommen, als ich sie für Verbesserungen halte.

Einen (unwesentlichen) Zusatz von Rochlitz habe ich gestrichen.

IV. Nachgeschichte.

1. Übersetzungen.

Ins Französische: von Loève-Veimars in der von ihm mitherausgegebenen Revue de Paris vom 14. Juni 1829 (‚Gluck'); wiederholt u. a. 1830 in den ‚Contes fantastiques' (siehe zu St. 1) Livr. 2. Von La Bédollière (siehe zu St. 2). 1891 mit den übrigen ‚Phantasiestücken' von Henri [Parent] de Curzon.

Ins Italienische: 1835 von einem E. B. in der zu St. 1 genannten Sammlung Vol. 1 (‚Gluck').

Ins Holländische: in einer Zeitschrift.

2. Nachahmungen.

a) Die erste unserer sechs Szenen ist in Hauffs ‚Mitteilungen aus den Memoiren des Satan' T. 1 (1826) benutzt, „und zwar recht kräftig", wie Uhlendahl S. 73 mit Recht bemerkt; zugleich aber doch so, daß es zu Hoffmanns Ehren geschieht, so daß die Stelle es schon deshalb verdient, hier im Auszuge hergesetzt zu werden.

In den Memoiren, die der Satan im September 1822 (s. Kap. 1, ersten Satz) zu Mainz dem Herausgeber übergeben hat (s. Kap. 4) und die also wohl erst im Laufe dieses Jahres niedergeschrieben waren, heißt es am Anfang des Kap. 11:

Ich saß, es mögen bald drei Jahre sein [also 1819], an einem schönen Sommerabend im Tiergarten zu Berlin, nicht weit vom Weberischen Zelt; ich betrachtete mir die bunte Welt um mich her und hatte großes Wohlgefallen an ihr . . .

Die Berliner und namentlich die schönen Berlinerinnen waren vor dem ehrbar-„altdeutschen" Intermezzo der „frommen Zeit Anno dreizehn und fünfzehn" [also zur Zeit des ‚Ritters Gluck'] regelmäßig

Sonntags nachmittags mit Saus und Braus nach Charlottenburg oder mit Jubel und Lachen die Linden entlang nach dem Tiergarten hinaus

gezogen.

Jetzt [1819] . . . ging es auch wieder hoch her . . . Lust und Leben wie früher zog durch die grünen Räume, und der Teufel galt wieder was . . .

Ich konnte mich nicht enthalten, einen Gang durch die buntgemischte Gesellschaft zu machen. Die glänzenden Militärs von allen Chargen, mit ihren ebenso verschieden chargierten Schönen, die zierlichen Elegants und Elegantinnen, die Mütter, die ihre geputzten Töchter zu Markt brachten, die wohlgenährten Räte mit einem guten Griff der Kassengelder in der Tasche, und Grafen, Barone, Bürger, Studenten und Handwerksbursche, anständige und unanständige Gesellschaft – sie alle um mich her, sie alle auf dem vernünftigsten Wege, mein zu werden! . . .

Da sah ich mitten unter dem wogenden Gewühl der Menge ein paar Männer an einem kleinen Tischchen sitzen, welche gar nicht recht zu meiner fröhlichen Gesellschaft taugen wollten. Den einen konnte ich nur vom Rücken sehen: es war ein kleiner beweglicher Mann, [er] schien viel an seinen Nachbar hin zu sprechen, gestikulierte oft mit den Armen und nahm nach jedem größeren Satz, den er gesprochen, ein erkleckliches Schlückchen dunkelroten Franzweins zu sich. Der andere mochte schon weit vorgerückt in Jahren sein; er war ärmlich, aber sauber gekleidet, beugte den Kopf auf die eine Hand, während die andere mit einem langen Wanderstab wunderliche Figuren in den Sand schrieb . . . Beide Figuren hatten etwas mir so Bekanntes, und doch konnte ich mich im Augenblick nicht entsinnen, wer sie wären.

Der kleine Lebhafte sprang endlich auf, drückte dem Alten die Hand, lief mit kurzen schnellen Schritten, heiser vor sich hinlachend, hinweg und verlor sich bald ins Gedränge.

Der Satan redet den anderen an und erkennt in ihm den ewigen Juden. Der Jude lehnt eine Unterhaltung ab.

„Wer ging da soeben von dir hinweg?" fragte ich, als er noch immer auf seinem Schweigen beharrte.

„Das war der Kammergerichtsrat Hoffmann," erwiderte er.

„So, der? Ich kenne ihn recht wohl, obgleich er mir immer ausweicht wie ein Aal; war ich ihm doch zu mancher seiner nächtlichen Phantasien behilflich, daß es ihm selbst oft angst und bange wurde, und habe ich ihm nicht als sein eigener Doppelgänger über die Schultern geschaut, als er an seinem Kreisler schrieb? Als er sich umwandte und den Spuk anschaute, rief er seiner Frau, daß sie sich zu ihm setze; denn es war Mitternacht, und seine Lampe brannte trüb. – So, so, der war's? Und was wollte er von dir, Ewiger?"

Der Jude verbittet sich diese höhnische Anrede seitens des Satan, da auch diesen die Zeit „auf den Rücken" drücke.

„Was aber den Kammergerichtsrat Hoffmann betrifft," fuhr er ruhiger fort, „so geht er umher, um sich die Leute zu betrachten; und wenn er einen findet, der etwas Apartes an sich hat, etwa einen Hieb aus dem Narrenhaus oder einen Stich aus dem Geisterreich, so freut er sich baß und zeichnet ihn mit Worten oder mit dem Griffel. Und weil er an mir etwas Absonderliches verspürt haben mag, so setzte er sich zu mir, besprach sich mit mir und lud mich ein, ihn in seinem Haus auf dem Gendarmenmarkt zu besuchen."

b) Ein „Echo" der letzten Szene findet Sakheim S. 67 in Turgenevs ‚Adligem Nest'. Die Ähnlichkeit ist im besten Falle eine sehr äußerliche, und auch als solche nur annähernd. Immerhin sei die Stelle hergesetzt, damit der Leser selbst urteilen kann. In der Erzählung, die 1858 verfaßt ist und 1842 in der russischen Gouvernementsstadt O... spielt, wird berichtet, wie mit dem 56jährigen Klavierlehrer Christoph Lemm aus Chemnitz eine merkwürdige Wandlung vor sich geht. „Vieljähriges, unerbittliches Leid hatte dem armen Musiker seinen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt" [*]: er hält sich gebückt; seine kleinen, starren Augen schimmern matt; sein Gang ist schwerfällig. Er haust einsam mit einer alten Köchin in einem kleinen Häuschen. Schon seit langer Zeit hat er nichts mehr komponiert; nur für seine Lieblingsschülerin hat er eine geist-

[*] Wir zitieren hier und im folgenden nach der autorisierten Ausgabe der „Ausgewählten Werke" (Hamburg und Mitau), Bd. 4, 2. Aufl. (1884), S. 24—28. 203 f.

liche Kantate geschrieben. Wie aber diese Schülerin in Liebe kommt, da gelingt ihm eine herrliche Komposition. Der glückliche Liebhaber, ein 35 jähriger Edelmann namens Fjodor Jvanič Lavrecki, hört ihn nachts spielen; er erlangt Eintritt ins Haus

und wollte sich Lemm um den Hals werfen; dieser jedoch wies gebieterisch auf einen Stuhl und sagte abgebrochen in schlechtem Russisch: „Setzen Sie sich und hören Sie", setzte sich dann selbst ans Klavier, blickte stolz und streng um sich und begann zu spielen. Seit lange hatte Lavrecki nichts Ähnliches gehört . . . „Noch einmal," bat er leise, als der letzte Akkord verklungen war. Der Alte warf einen Adlerblick auf ihn, schlug mit der Hand an seine Brust und sagte dann langsam auf deutsch: „Das habe ich gemacht*, denn ich bin ein großer Musiker" und spielte dann im Mondschein noch einmal seine wundervolle Komposition. Das ärmliche kleine Zimmer schien ein Heiligtum geworden zu sein; hoch und begeistert thronte darin der Kopf des Alten im silberklaren Halbschatten. Lavrecki trat an ihn heran und schloß ihn in seine Arme. Anfangs erwiderte Lemm Lavreckis Umarmung nicht, ja er suchte sogar dieselbe mit dem Ellenbogen abzuwehren; lange, ohne ein Glied zu regen, blickte er strenge, fast wild, vor sich hin und brummte nur zweimal: „Aha!" Dann weinte er wie ein Kind.

5. Illustrationen.

Die Phantasien des Irren hat Alice Clarus in Leipzig mit dem Stifte wiederzugeben versucht: das strahlende Auge, die Ungeheuer, den wilden Garten Alcinens (s. Julius Zeitler in der Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge Bd. 7 [1915; Heft 5/6, Aug./Sept.] S. 143). Ich kenne die Arbeit nicht, fürchte aber, daß schon ein Blake oder ein Kubin dazu gehört, um diese Gesichte eines von Entzücken zu Angst und Qual gejagten Geistes wiederzugeben. Vielleicht entschließt mein alter Freund sich dazu, den Text der geplanten Einzelausgabe mit seiner Feder zu begleiten.

* Sakheim übersetzt falsch: „Das habe ich getan".

5. George Pepusch und Dörtje Elwerdink.

I. Stoffelemente.

1) Die Namen Gamaheh, Zeherit und Thetel entnahm Hoffmann dem Talisman-Werke des Peter Friedrich Arpe (Hamburg 1717), wie 1911 Sucher (S. 150) und 1914, unabhängig von ihm und mehr ins einzelne gehend, Voigt nachgewiesen hat. Allerdings verdankt unser Erzähler seiner Vorlage nur die Namen: Gamaheh bezeichnet bei Arpe einen mehrfarbigen Stein („Kamee": Sardonyx u. dgl.); Zeherit ist ein chaldäischer Astrolog und Thetel ein Jude, der über geschnittene Steine geschrieben hat. Einer unbegründeten Aufstellung Sakheims (S. 207f) gegenüber betont Sucher mit Recht Hoffmanns Selbständigkeit in der Erfindung der Handlung.

2) Über Leuwenhoek und Swammerdamm, Famagusta und Samarkand s. mein Nachwort zum ‚Meister Floh' (Berlin, Bard, 1908) S. 247–49 und Ellinger 15, 281f; insbesondere weist Ellinger darauf hin, daß die von Hoffmann 1804 komponierten ‚Lustigen Musikanten' Brentanos (ebenso wie Teile von Tiecks ‚Fortunat') in Famagusta spielen, während Samarkand der Schauplatz von Gozzis ‚Glücklichen Bettlern' und wiederum die Heimat von drei Hauptfiguren aus dem genannten Singspiel Brentanos ist.

3) Bertons Oper ‚Aline', über die in meinem ‚Floh'-Nachwort S. 249f näheres zu finden, wurde in Berlin in den Jahren 1804–1820 35mal aufgeführt; die Titelrolle sang die Bethmann (die diesen Namen seit ihrer zweiten Verheiratung 1805 führte) bis zu ihrem plötzlichen Tode 1815. Hoffmann hat sie zweifellos 1807/08 in der Rolle gehört.

4) Der Cáctus grándiflorus (so Linné und Sprengel) oder Cereus grandiflorus (so Miller und Hardy) ist eins der beliebtesten Requisiten Hoffmanns. Die Blüten dieser „Königin der Nacht", die, aus goldgelben Kelch- und schneeweißen Kronblättern bestehend, einen Durchmesser von 16–20 cm haben, öffnen sich am Abend und verwelken am Morgen. Schleiden betont den Gegensatz „zwischen dem trostlosen und unheimlichen Anblick des kahlen,

dürren Stengels der großblumigen Fackeldistel und seinen großen, prachtvollen, isabellfarbenen, vanilleduftenden Blumen, die in verschwiegener Nacht sich entfaltend, einer Sonne gleich strahlen". Hoffmann erwähnt die Pflanze und ihren Duft 1817 im ‚Steinernen Herzen' (Nachtstücke 2, 339), 1820 in dem Brief an die Frau von B. (s. unser Stück 15, Einlage 2) und mit besonderem Nachdruck 1821, unmittelbar vor dem Beginn des ‚Meisters Floh', in der ‚Datura fastuosa'; hier heißt es gegen Schluß des fünften Kapitels: „Gabrielas zur Schwärmerei geneigtes Gemüt findet in dem Wunder dieses Gesträuchs das Mysterium der Liebe und des Todes selbst, das in der Nacht der Blüte durch das schnelle Aufkeimen zum höchsten Moment der Seligkeit und ebenso schnelles Hinwelken gefeiert wird," und am Anfang des folgenden (letzten) Kapitels seufzt Gabriela: „Könnt' ich leben — sterben wie diese Blüte!"

II. Tendenz.

Hoffmanns Interesse für den Cactus grandiflorus war jedoch rein artistischer Art (der Unterschied zwischen Cactus und Distel war ihm offenbar gänzlich unbekannt und uninteressant: vgl. Nachwort zum ‚Meister Floh' S. 253/54); die Pflanze ist ihm ein willkommenes Symbol für den Liebestod, jene Lieblingsvorstellung der gesamten Romantik (von Novalis und Werner bis zu Richard Wagner), zu der sich Hoffmann schon in den ‚Elixieren' bekannt hatte: „auch du glaubst es, daß der Liebe höchste Seligkeit, die Erfüllung des Geheimnisses im Tode aufgeht ... wie in den Mysterien, die die Säuglinge der Natur feierten, ist uns ja auch der Tod das Weihfest der Liebe!"

Eine ausführliche Deutung des Märchens brachte schon in dessen Erscheinungsjahre das ‚Literarische Conversationsblatt' (die Hauptstellen abgedruckt bei Ellinger 10, 15f). Dem idealen Liebespaar Peregrinus und Röschen wird hier das sinnliche Liebespaar George und Dörtje gegenübergestellt: sie „werden zwar auch verbunden und, wie sie die Liebe in sich empfanden, auch ihrer und der andern Personen Präexistenz sich bewußt, aber sie begeistert nicht der himmlische Amor; unsicher umherschweifende Neigung, trübes glühendes Verlangen, selbstische Absichtlichkeit ist an dessen Stelle getreten, sie sind der Schein wie Peregrinus und Rosa das Sein, und so gehen sie in der Vereinigung unter, aber auf eine edle, zur Wehmut, zur ernsten Betrachtung auffordernde Art."

Ähnlich charakterisiert Wolzogen (in einer Parallele des ‚Meisters Floh' mit dem ‚Parsifal' am Schluß seiner Darlegungen) Dörtje als „die Liebe in ihrer

Unreinheit, entartet, zauberisch"; aber „in einem mächtigen Blumenwunder werden auch die sinnlichen Naturwesen zur Freiheit im Tode erlöst: die Distel Zeherit und die Tulpe Gamaheh, wieder zu Blumen gewandelt, sterben im Morgenscheine des reinsten Glückes . . . Erlösung in der Liebe!"

Unabhängig von beiden hat Uhlendahl 1912 (S. 52) dargelegt, daß „Dörtje und Pepusch (das in irdischer Leidenschaft befangene Paar) zu wahrhafter Liebe entzündet werden, aber in dieser Liebe auch ihren Tod finden".

Ich möchte der Auffassung dieser drei Beurteiler beitreten und nicht der Suchers (S. 148 unten bis 153 oben), der in Gamaheh-Dörtje die „connaissance" vermutet und daher in offenkundigem Widerspruch zu dem Gange der Handlung zu dem Ergebnis kommt (S. 148/49): „seul Peregrinus Tyß est digne et capable de posséder Gamaheh".

III. Meine Redaktion.

Aus der verwickelten und leider auch widerspruchsvollen Handlung des ‚Meister Floh' löse ich nur einige Stellen über das Verhältnis des George Pepusch zu Dörtje Elwerdink heraus; in der Hauptsache gebe ich die Berliner Erlebnisse des Paares, davor und dahinter stelle ich besonders die Stellen, die sich auf Pepusch' Vorexistenz als Cactus (Distel) und auf Dörtjes Vorexistenz als Tulpe beziehen.

Die in der Schreibung schwankenden Namen habe ich normalisiert auf George, Elwerdink und Leuwenhoek.

IV. Textgeschichte.

Der Plan zum ‚Meister Floh' taucht am 23. Juli 1821 auf, im unmittelbaren Anschluß an die ‚Datura fastuosa'. Die Berliner Episode (auf S. 12f des Manuskripts) ist Anfang November 1821 geschrieben, der Schluß ist am 28. Februar 1822 diktiert. „Aber nun", schreibt Hoffmann am folgenden Tage an Hitzig, „ist mir himmelangst, daß man dem Schluß doch vielleicht die Schwäche des kranken Autors" [man vergleiche die Selbstschilderungen in Stück 19 und 20 (in Band 2) dieser Sammlung] „anmerken möchte, und geratener wär' es in diesem Fall denn doch, das Ganze liegen zu lassen."

In der Tat hat der Schluß des Märchens unter Hoffmanns Krankheit gelitten. Aber schlimmer ist noch, daß vorher die Arbeit durch vier Pausen unterbrochen worden war, in denen Hoffmann, von anderen Arbeiten und sonstigen Sorgen voll in Anspruch genommen, mehr als einmal den Faden

des Märchens verlor (näheres darüber im Nachwort meiner Einzelausgabe und im Briefwechsel). Daher ist eine einheitliche Analyse und eine völlig befriedigende Deutung des Werkes nicht möglich.

Anfang April erschien das Buch (s. Briefwechsel 518/19) bei Wilmans in Frankfurt unter dem Titel ‚Meister Floh. Ein Mährchen in sieben Abentheuern zweier Freunde' mit Deckelzeichnungen Hoffmanns, die den Titelhelden darstellen. Zwei satirische Einlagen aus dem Dezember 1821, die die preußische Zensur entfernt hatte, sind erst im Juli 1906 veröffentlicht (von Ellinger, in der ‚Deutschen Rundschau'); sie kommen für die vorliegende Sammlung nicht in Betracht.

V. Nachgeschichte.

1. Übersetzungen.

Englische: 1826 von G. Soane in den Specimens of German Romance (London) Vol. 2 (Master Flea).

Französische: 1830 von Loève-Veimars (s. zu St. 1) Livraison 2 (Maître Floh, sept aventures); dann von La Bédollière (s. zu St. 2); 1846 von P. Christian in den Contes nocturnes de Hoffmann (Paris, Lavigne) S. 277–330 (Maître Floh, histoire en sept aventures).

Russische: 1840 in den Otečestvennyja sapiski (Vaterländischen Annalen) Bd. 13. (In den 50er Jahren erklärt Drušinin den ‚Meister Floh' für eine der herrlichsten Schöpfungen der Weltliteratur: Kirpičnikow bei Sakheim S. 63.) Ende des 19. Jahrhunderts in Sobranije sočinenij T. Gofmana (H.s gesammelten Schriften; Petersburg, Pantelejew, 1897/99 in 8 Bdn.).

2. Bearbeitungen.

Die von Rosenbaum S. 498 und S. 714 genannten Bearbeitungen zweier Episoden (eine deutsche Versifikation von 1834 und eine französische Dramatisierung von 1865) kommen für uns nicht in Betracht, da sie mit Pepusch und Dörtje nichts zu tun haben.

3. Illustrationen.

Die beiden Zeichnungen zum ‚Meister Floh', die Hosemann 1844 für Reimers Gesamtausgabe schuf, beziehen sich nicht auf Pepusch' Verhältnis zu Dörtje.

Dagegen ist das der Fall bei zwei von den zwölf Zeichnungen, die Ernst Stern zum ‚Meister Floh' angefertigt hat und die 1908 zu meinem Bedauern vom Verleger meiner Ausgabe beigegeben sind. Auf S. 51 wird nach

Pepusch' Bericht an Leuwenhoek dargestellt, wie der Genius Thetel die Leiche der Prinzessin Gamaheh entführt, während die Distel Zeherit — nicht eine Fackeldistel, sondern eine gemeine Felddistel — den Egelprinzen ersticht. S. 229 stellt den Liebestod dieser Felddistel und der Tulpe dar; von der mystischen Pracht der „Königin der Nacht", die Hoffmann voraussetzt, ist nichts zu bemerken.

Zur Berichtigung dieser irreführenden Darstellungen habe ich dem (noch in einigen Exemplaren vorrätigen) Sonderdruck meines Nachworts zu der genannten Ausgabe eine in Hoffmanns Jugendzeit von einem kunstreichen Gärtner angefertigte Abbildung eines wirklichen Cactus grandiflorus beigegeben.

6. Die drei Freunde.

I. Stoffelemente; Gründe für die Verlegung der ersten Zusammenkunf zwischen zwei Feldzüge.

1.

Die Erzählung ist angeregt durch eine Beobachtung, die Hoffmann und sein Freund Wilhelm Contessa in Webers „Zelt" gemacht haben. Beide haben das gegen Ende 1818 öffentlich bekundet; für keine Erzählung H.s können wir also mit größerer Sicherheit den ersten Anlaß angeben.

a) Hoffmann beschreibt den Anlaß (unter der Maske des Serapionsbruders Otmar) vor dem unten zu erwähnenden zweiten Abdruck der Erzählung.

Cyprian lobt in der zweiten Serapionssitzung (s. St. 15) „die wechselseitige Anregung, wie sie wohl unter gleichgestimmten poetischen Freunden stattfinden mag und die zu diesem, jenem Werk begeistert."

„Eine solche Anregung", nahm Otmar das Wort, „verdanke ich unserm Freunde Severin, der, ist er nur erst, wie zu erwarten steht, hier angekommen, ein viel besserer Serapionsbruder sein wird als Leander. — Mit Severin saß ich im Berliner Tiergarten, als sich das vor unsern Augen zutrug, was den Stoff hergab zu der Erzählung, die ich unter dem Titel: ‚Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde' aufschrieb und die ich mitgebracht habe, um sie euch vorzulesen. Als nämlich, wie ihr nachher vernehmen werdet, das schöne Mädchen das ihr heimlich zugesteckte Brieflein mit Tränen in den Augen las, warf mir Severin leuchtende Blicke zu und flüsterte: ‚Das ist etwas für dich, Otmar! — Deine Phantasie muß die Fittiche regen! — schreibe nur gleich hin, was es für eine Bewandtnis hat mit dem Mädchen, dem Brieflein und den Tränen!' — Ich tat das." —

Otmar liest dann unsere Erzählung vor.

Severin aber, dessen Ankunft hier angekündigt wird, erscheint später unter dem Namen Silvester, und dieser Name bezeichnet, wie Hitzig 2, 131, Note mitteilt, Contessa.

b) Contessa hat seinerseits etwa gleichzeitig mit Hoffmanns Zeugnis in einem offenen Brief an Hoffmann ausgesprochen, daß er und Hoffmann die hier geschilderte Szene beobachtet und erörtert haben und daß Hoffmann dadurch zu seiner Erzählung angeregt worden ist. Wir bringen seine Angaben unten unter VI als Anhang.

Es ergibt sich daraus, wie hier schon gesagt werden soll, daß jene gemeinsame Beobachtung in den ‚Zelten' am 18. September 1816 erfolgt ist.

2.

Nun lag jedoch Hoffmann daran, seine drei Helden, die sich nach langer Trennung wiedergefunden haben, abermals auf längere Zeit völlig voneinander zu trennen. Bei zwei Freunden konnte ein beliebiger Zufall das bewirken; um drei Freunde einander gänzlich aus den Augen zu bringen, dazu bedurfte es einer allgemeinen Katastrophe, eines Krieges. Hoffmann mußte mithin das erste Zusammentreffen zwischen zwei Feldzüge legen. Er dachte dabei, wie ich annehme, an den von 1813/14 und den von 1815.

Wenn also Ellinger (5, 17) sagt: „Die Veranlassung zu der Erzählung scheint . . . das erneute Zusammentreffen Hoffmanns mit Hitzig und anderen Freunden in Berlin [im Herbst 1814!] gegeben zu haben" und nachher: „die Grundzüge der . . . Handlung, die Schicksale der Freunde, ihre Trennung durch den Krieg, ihr Wiederzusammentreffen sind, wie bereits erwähnt, dem Leben [d. h. Hoffmanns Erlebnissen im Herbst 1814] entnommen, das freilich stark idealisiert wird" — so widerspreche ich dem entschieden. Das einzige Erlebnis, das benutzt ist, ist jene kleine Beobachtung im September 1816; die (zweimalige!) Trennung der Freunde durch den Krieg und die dadurch gegebene Datierung ist eine technisch notwendige Erfindung, die in nichts an Hoffmanns eigene Erlebnisse anknüpft.

3.

Die nächtlichen Abenteuer, die Alexandern und Marzellen 1814 zustoßen, leitet Ellinger (1894, S. 222) — vielleicht mit Recht — von einem ähnlichen Erlebnis her, das Tieck im selben Jahre in Berlin hatte. Andere Einzelheiten erläutert Ellinger 15, 208f.

II. Technik.

1.

Hoffmann selbst tadelte als Romantiker pur sang an der Erzählung (Serapions-Brüder 1, 332), „daß sie zu wenig phantastisch ist, sich zu sehr in den gewöhnlichsten Kreisen bewegt".

Ein Nichtromantiker wird angesichts der hartnäckig spukenden, erst durch die Heirat des Neffen erlösten Tante und des wahnsinnigen Nettelmann diesen Vorwurf ungerecht oder zum mindesten mißverständlich formuliert finden; er wird jedoch seinerseits den Einwand erheben, daß Hoffmann, bei aller kunstgewerblichen Sorgfalt im Kleinen, doch im Großen sehr leichtsinnig erfunden habe, so daß, dramaturgisch zu reden, nicht ein glaubhaftes Lustspiel, sondern nur eine feinere Posse zustande gekommen ist. Man vergegenwärtige sich, was zwischen den beiden Pfingstmontagen geschieht: Marzell findet in seiner Tasche einen Empfehlungsbrief an den Vater der Angebeteten; Alexander entdeckt, daß er ihr schräg gegenüber wohnt; jeder der drei Freunde verkehrt häufig dort im Hause, das so nahe bei Alexanders Wohnung liegt, aber keiner von ihnen trifft oder bemerkt in der Neuen Grünstraße einen der beiden anderen. Hoffmann, der 1816 in der Maienblüte seiner leichten Produktion stand, wußte genau, was er tat, als er diese Unmöglichkeiten sich hinter den Kulissen abspielen und nur darüber berichten ließ.

2.

Mit dem Maßstabe der Unterhaltungslektüre gemessen ist unsere Erzählung sicherlich sowohl die artistisch eleganteste wie auch die behaglichste, heiterste unseres Bandes, und in diesem Sinne ist sie mit Recht des öfteren gelobt worden. Schon 1819 heißt es in der Besprechung der ersten beiden Bände der ‚Serapions-Brüder' in den ‚Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur' Jg. 12 (Nr. 76) S. 1205: „Wir halten diese Erzählung, sowohl was Entwurf als [was] Ausführung angeht, für eine der heitersten und gelungensten des ganzen Buches." — Am besten hat jetzt Ellinger 5, 17f unter diesem Gesichtspunkte die Arbeit charakterisiert: „Das Schauerliche, Spukhafte, das auch hier nicht fehlt . . ., dient mehr dazu, das gemütliche Element zu verstärken und durch den leichten Schatten die Wirkung der freundlichen Bilder zu erhöhen . . . Die eigentümlichen Verschlingungen des Zufalls werden mit solcher Kunst geknüpft und entwirrt, sie geben so natürliche Veranlassung zu drolligen Situationen und Verwechselungen, daß trotz der Harmlosigkeit der Haupthandlung der Leser seinem neckischen Führer mit Vergnügen bis ans Ende folgt."

Was die einzelnen Teile und deren Abschnitte betrifft, so rühmt Ellinger Biogr. 132 den Abschnitt I 1: „wie treffend ist das Dumpfe, Muffige, Altjüngferliche in der Wohnung der seligen Tante Alexanders in Schilderung und Worten wiedergegeben!" – Pniower gibt S. 266 den Abschnitt I 6 mit den Worten wieder: „alle drei haben sich in das Mädchen verliebt, was sehr drastisch in der sich allmählich entwickelnden Stimmung geschildert wird, die von Freude zu Ausgelassenheit übergeht, bis ein kleinlautes Wesen und schließlich mürrisches Schweigen eintritt und die Freunde gedrückt das Lokal verlassen und sich trennen." – An Teil II rühmt Pniower S. 267 die „Geschicklichkeit, mit der wir bis zuletzt über den Ausgang der Abenteuer im Unklaren bleiben und doch wieder eine Fülle kleiner Züge die Ahnung in uns aufsteigen läßt, daß der eine der Freunde der glückliche Eroberer ist".

III. Meine Redaktion.

1) Die Erzählung heißt bei Hoffmann ‚Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde'. Dieser Titel ist nicht nur sehr schwerfällig, sondern auch irreführend, da es sich doch nicht wie bei den ‚Automaten', den ‚Erscheinungen!' und anderen Erzählungen Hoffmanns um eine unvollendete Arbeit handelt. Besser wäre schon ‚Zwei Tage aus dem Leben dreier Freunde', aber der Vorwurf übermäßiger Länge würde auch diesen Titel treffen. So habe ich ihn verkürzt, zumal schon der Titel unseres St. 1 die Worte „Aus dem Leben" enthält.

2) Die Drucke bringen einige Male ‚Anna' statt ‚Anne'; da sich ein Grund für den Wechsel nicht erkennen läßt, so möchte ich annehmen, daß ‚Anna' Lesefehler des Setzers ist (Hoffmann schreibt a und e sehr ähnlich); demgemäß habe ich es durch ‚Anne' ersetzt. Hoffmann selbst hat das 1818 bei der Durchsicht des ersten Druckes (s. u., IV 2) in einem Falle (S. 124, Z. 9 v. u. unserer Ausgabe) gleichfalls getan.

IV. Textgeschichte.

Ich lege für dieses Stück die Verschiedenheiten der beiden Fassungen etwas ausführlicher dar, da ich nur so meine Textgestaltung begründen kann. Ellinger (15, 132) hat sich in diesem Falle die Arbeit wirklich zu leicht gemacht, und in Maassens Ausgabe ist der erste Band der ‚Serapions-Brüder' noch nicht erschienen; ich kann mich also auf eine bereits vorliegende Lesartenliste nicht beziehen. Natürlich beschränke ich mich auf die stärkeren und interessanteren Abweichungen; die zahlreichen Verwechslungen von Flexionsformen (bes.

von Indikativ und Konjunktiv) sind z. B. nicht berücksichtigt, erst recht nicht rein lautliche Verschiedenheiten.

1. Der erste Druck.

Verfaßt ist die Erzählung wohl noch im Herbst 1816.

Sie erschien (wohl im Herbst 1817) in Stephan Schützes ‚Wintergarten' (Frankfurt, Gebr. Wilmans) Bd. 2 („1818") unter der sub III 1 genannten Überschrift.

Der Druck wurde ohne Hoffmanns Aufsicht in Offenbach hergestellt, und so kam eine Anzahl grober Druckfehler hinein, die sich zum Teil aus der kleinen Schrift Hoffmanns erklären. So finden wir in Teil I: beschränkten st. geschränkten (S. 120 Z. 14 v. u. unseres Textes), leisen st. tiefen (ebenda Z. 11 v. u.), kämpfende st. lähmende (S. 125 Z. 2), begangen st. begannen (S. 126 Z. 14), leiser st. tiefer (S. 127 Z. 6 v. u.), disserta st. disjecta (S. 130 Z. 6 v. u.), verblaßte st. erblaßte (ebenda Z. 4 v. u.), mußte st. wußte (S. 132 Z. 4 v. u.); in Teil II: zurückführte st. zurückkehrte (S. 156 Z. 12), heraus st. herauf (S. 158 Z. 13 v. u.), lieblichen st. leiblichen (S. 163 Z. 13), lieblicherweise st. leiblicherweise (ebenda Z. 4 v. u.), physischen st. psychischen (S. 164 Z. 8 v. u.), nur st. nun (ebenda Z. 7 v. u.), physische st. psychische (S. 165 Z. 2), volles st. tolles (ebenda Z. 13).

2. Der zweite Druck; das Verhältnis unseres Textes zu beiden Drucken.

Schon am 17. Februar 1818 bot Hoffmann die Erzählung Reimern an für den Wiederabdruck in der von diesem gewünschten Sammlung, die dann zu Ostern 1819 als Bd. 1 der ‚Serapions-Brüder' erschien.

Im selben Jahre (1818) sah Hoffmann den ‚Wintergarten'-Abdruck sorgfältig durch, ohne den Text im wesentlichen zu verändern.

a) Zunächst verbesserte er die oben aufgezählten und andere, minder erhebliche Druckfehler.

b) Bei der Gelegenheit schob Hoffmann einige Worte ein, die entweder der Setzer 1817 fortgelassen oder er selbst 1816 nicht geschrieben hatte; ich habe sie meist übernommen: in Teil I: S. 122 Z. 13 um (den Prediger), S. 139 Z. 9 v. u. sonst; in Teil II: S. 157 Z. 11 v. u. selbst, S. 161 Z. 8 v. u. die (Männer), S. 171 Z. 9 den (Ausbruch). Nicht übernommen habe ich nur S. 173 Z. 4 v. u. (aufgestanden) war.

c) Ferner ersetzte Hoffmann eine ganze Reihe von Worten und Wendungen

durch zweifellos bessere: in Teil I z. B. den Anakoluth „ich wollte, daß Freund Alexander doch lieber sich . . . erbaut . . ., als . . . sieht" durch die korrekte Wendung „es ist besser, daß Freund Alexander sich . . . erbaut . . ., als daß er . . . sieht" (S. 121 oben); er schrieb dort st. ist mir . . . geschehen: ist mir . . . begegnet (S. 125 Z. 1), st. hinaus: heraus (ebenda Z. 6 v. u.), st. strömte das Blut rascher durch die hüpfenden Pulse: . . . in den hüpfenden Pulsen (S. 127 Z. 10), st. den Aufenthalt: die Zögerung (S. 137 Z. 10), st. wie der Busen . . . sich auf und nieder hob: . . . sich hob und senkte (ebenda Z. 4 v. u.), st. das holde Kind, die: das holde Kind, das (S. 138 Z. 10) usw. In Teil II heißt es jetzt st. ein Eßlöffel voll: einen . . . (S. 146 Z. 15 v. u.), st. in längerer Zeit: in einiger Zeit (S. 154 Z. 10; es soll ja Hoffnung auf baldige Heilung gemacht werden!); der Name Braming ist (S. 159 unten) beidemale in Bramigk berichtigt; es heißt jetzt st. zu den Behörden: zu der Behörde (S. 160 Z. 3 v. u.; es soll ja schnell gehn!), st. das meinen ganzen Sinn befangen: das . . . gefangen hatte (S. 167 Z. 14/13 v. u.), st. sie: uns (S. 172 Z. 8).

d) In einem Falle zerlegte Hoffmann mit Recht einen durch „und" zusammengehaltenen Doppelsatz in zwei (S. 161 Z. 4/3 v. u.: der erste Druck hat hier „schüttelnd, und mit").

e) Einige Änderungen nahm Hoffmann zu dem Zwecke vor, um die baldige Wiederholung eines Wortes zu vermeiden. In Teil I finden wir S. 119 Z. 8: „für mich wenigstens"; kurz darauf heißt es im ersten Druck: „vor wenigstens fünfunddreißig bis vierzig Jahren". Das zweite „wenigstens" strich Hoffmann 1818. In Teil II heißt es in der ersten Fassung: „daß jenes holde Mädchen in all ihrem wunderbaren Liebreiz mir so lebendig vor Augen stand, daß ich ihre liebliche Stimme zu hören . . . glaubte"; um die Silbe lieb- nicht zu wiederholen, schrieb Hoffmann 1818 „anmutige" (S. 150 Z. 4). In demselben Teil bittet Severin Paulinen, in dem für ihn günstigen Falle „Rosen an der Brust zu tragen"; im anderen Falle sollte sie nach Hoffmanns erster Fassung „Nelken an der Brust tragen": Hoffmann ändert das 1818 in „Nelken an die Brust stecken" (S. 165 Z. 12). Statt der Angebeteten erscheint dann deren Vater am Fenster und nickt „sehr freundlich heraus"; davor ist gesagt, er habe dabei „eine sehr hohe, weiße Nachtmütze" getragen: dieses „sehr" hat Hoffmann 1818 gestrichen (ebenda Z. 10 v. u.). Kurz darauf hat Hoffmann gleichfalls ein „sehr" zugunsten eines gleich darauf folgenden gestrichen: S. 167 Z. 11 lesen wir in Alexanders Bericht: „So sehr mir Pauline gefallen", und unmittelbar davor stand im ersten Druck: „in einem sehr zier-

lichen Morgenkleide"; dieses erste „sehr" hat Hoffmann gestrichen, u. z., wie deutlich zu erkennen ist, erst bei der Korrektur der ‚Serapions-Brüder'. Mit Rücksicht auf folgendes „und" (S. 170 Z. 10 v. u.) ist ein „und" gestrichen (vor „sprach" Z. 12 v. u.).

Natürlich habe ich die unter a—e genannten Änderungen und andere ebenso einwandfreie übernommen. In anderen Fällen habe ich jedoch die ursprüngliche Fassung stehen lassen:

f) Zunächst ist das in solchen Fällen geschehen, wo eine an sich glückliche Änderung eine Verschlechterung in der Nachbarschaft nach sich gezogen hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Stellen, die ich zum Beleg dafür zu zitieren habe, ziemlich lang sind; ich bringe dafür nur eine aus jedem Teil.

In Teil I heißt es S. 138 Z. 7/8: „daß der Alte, der überhaupt ein etwas karikiert-ironisches Gesicht hatte, ein solch possierliches Gesicht schnitt und so laut lachte." 1818 nahm Hoffmann an der Wiederholung des Wortes „Gesicht" Anstoß. Er hätte es beim ersten Male durch „Physiognomie" ersetzen können, doch hatte er durch das Attribut „karikiert-ironisch" seinem puristischen Publikum schon gerade genug zugemutet und wagte das also nicht (vgl. unten, i). So setzte er an der zweiten Stelle statt „ein solch possierliches Gesicht schnitt": „possierliche Mienen schnitt" — eine doppelte Verschlechterung, da der durch „solch" ausgedrückte Begriff wegfällt und da „Mienen schneiden" entschieden gegen den Sprachgebrauch verstößt. Ich habe es also trotz der Wiederholung beim Gesichterschneiden belassen.

In Teil II heißt es S. 149 Mitte: „aller Merkmale eines auf das heftigste erregten Menschen konnte er, sichtlicher Anstrengung unerachtet, so wenig Herr werden". 1818 sagte sich Hoffmann, daß die Wendung „Merkmale eines erregten Menschen" nicht glücklich sei; er setzte also: „alle Merkmale der heftigsten innern Erregung". Nun stießen aber zwei Wörter mit -ung zusammen: „Anstrengung" und „Erregung"; deshalb schrieb Hoffmann: „sichtlichen Anstrengens unerachtet". Das ist aber so gezwungen, daß ich die Unvollkommenheit der ersten Fassung vorgezogen habe.

g) In anderen Fällen fühlte Hoffmann sich 1818 verpflichtet, korrektere Formen oder edlere Wendungen zu brauchen. Hier habe ich jedoch beibehalten, was ihm bei der ersten Niederschrift aus der Feder gekommen war; ich stelle ja, dem Himmel sei Dank, nicht ein Schulbuch oder einen Briefsteller zusammen. Ich drucke also mit dem ‚Wintergarten' ‚frägt' und ‚frug' (Hoffmann hat beide Formen nicht konsequent ausgemerzt), ebenso ‚Hochzeitstag' (hier hat Hoffmann allerdings 1818 stets das „unorganische" -s- ge-

strichen, in ‚Hochzeits-Totenfeier' [S. 121 Z. 3] und in ‚Kreuzes-Erfindungs-Tag' [mehrfach] hat er es aber stehen lassen). Ferner lasse ich im einzelnen aus der ersten Fassung stehen: in Teil I: S. 133 Z. 13 wie ich dran bin mit ihr (1818: ... daran ...), S. 140/41 „Ich bitte dich, ich bitte dich, Severin, höre auf," sprach Marzell (1818: „Ich bitte dich, Severin," sprach Marzell, „schweige"); in Teil II: S. 150 Z. 11 v. u. ich bitt' euch (1818: „ich bitte euch"; entsprechend haben wir auch Z. 15 v. u. „ich bitt' euch" eingesetzt), S. 151 Z. 10 gar (1818: ganz), S. 152 Z. 7 v. u. in mich vertieft (1818: ... mir ...), S. 153 Z. 2 abzugeben (1818: zu besorgen), S. 159 unten: wollt' (1818: wollte), S. 165 Z. 5 v. u. regungslos (1818: bewegungslos).

h) Aus dem gleichen Motiv, nämlich zur Erzielung eines edleren Buchdeutsch, strich Hoffmann 1818 kleine, an sich überflüssige Worte, die die Umgangssprache einzuschieben liebt und die Hoffmann eben deswegen 1816 geschrieben hatte: in Teil I S. 133 Mitte in „Warum . . . denn" das „denn", in Teil II S. 150 Z. 15 in „deine teure Ehehälfte" das allerdings ziemlich kommune „teure". Ich habe die beiden Wörtchen ruhig stehen lassen.

i) Der puristischen Modeströmung zuliebe, der Hoffmann in den letzten Jahren bekanntlich erhebliche Konzessionen machte, wurde 1818 das „laboriere" (S. 124 Z. 10) durch „leide" ersetzt, sodaß der ironische Unterton verloren ging.

k) Eine Reihe von Weglassungen des zweiten Drucks beruhen im Gegensatz zu den beiden unter h aufgeführten wohl nicht auf Streichungen Hoffmanns, sondern nur auf Versehen des Setzers; natürlich habe ich hier die beseitigten Worte des ersten Druckes erst recht wieder eingesetzt. Es sind das in Teil I: S. 117 Z. 5 v. u. als Freiwillige, S. 120 Z. 6 (still) und (in sich gekehrt), S. 130 Z. 8 v. u. wieder (das verlassene Bett suchte); in Teil II: S. 153 Z. 13/14 daß das Blut mir in den Adern stockte, S. 168 Z. 12 [das erste:] der Bräutigam kommt, S. 169 Z. 7 v. u. (gerade)-zu von Liebe. Die zuletzt genannte, schlimmste dieser sechs Lücken hat bereits Ellinger bemerkt und ausgefüllt.

l) Gleichfalls dem Setzer der ‚Serapions-Brüder' schreibe ich drei z. T. böse Änderungen von Worten zu, die ich rückgängig gemacht habe: in Teil I heißt es im zweiten Druck st. entflogenen (S. 130 Z. 13): entzogenen; st. nachdenklich (S. 135 Z. 3 v. u.): nachdenkend; in Teil II st. verstörtem (S. 172 Z. 15): zerstörtem.

m) Endlich hat der zweite Druck – vermutlich auf Reimers Wunsch – die zahlreichen – ich zähle 21 – Sperrungen des ersten, die wesentlich zur

Verdeutlichung von Antithesen u. dgl. beitragen, sämtlich beseitigt; ich habe sie wiederhergestellt und vermehrt, auch abgesehen von der grundsätzlich eingeführten Sperrung des jeweiligen Sprechers.

V. Nachgeschichte.

1. Übersetzungen.

Eine Einzelübersetzung der Erzählung ist mir nicht bekannt. Auch Henri de Curzon, der mir alle anderen Serapions-Erzählungen mit alleiniger Ausnahme der unvollendet abgebrochenen ‚Automate' (ebenso wie alle Phantasie- und Nachtstücke) in französischen Übersetzungen nachgewiesen hat, kennt nicht eine von unserem Stück. Vielleicht ist diese Arbeit in ihrer heiteren Eleganz eben zu sehr französisch, um die Übersetzer zu reizen, die ihren Landsleuten doch etwas Fremdartiges vermitteln möchten; anspruchsvolleren Freunden Hoffmanns, wie den beiden ‚Brambilla'-Übersetzern La Bédollière und Toussenel mag sie auch zu leicht an Gewicht gewesen sein.

So kann ich hier nur die beiden Gesamtübersetzungen der ‚Serapions-Brüder' nennen, die schon zu St. 1 zitiert sind: ins Russische 1873 von Sokolowski und ins Englische 1886 von Ewing in dessen Vol. 1, S. 105–51 (A fragment of the lives of three friends).

2. Benutzung für eine neue Dichtung.

Gottfried Keller las 1843 Hitzigs Hoffmannbiographie und beschloß darauf, Hoffmanns Schriften sämtlich durchzulesen. 1881 erschienen (erst in der ‚Deutschen Rundschau', dann in Buchform) die ‚Geisterseher' im ‚Sinngedicht', die in einzelnen Motiven an die ‚Drei Freunde' erinnern (s. Ermatinger: Kellers Leben, Briefwechsel und Tagebücher I 598. II 107).

3. Illustrationen.

Eine von Felix Müller illustrierte Einzelausgabe der Erzählung ist unlängst als Bd. 10 der ‚Juncker-Bücher' bei Axel Juncker in Berlin erschienen.

VI. (Anhang:)
Contessas Mitteilung über den Anlaß zu der Erzählung.

1.

Contessa schrieb 1818 für das ‚Rheinische Taschenbuch für das Jahr 1820, einen Beitrag von zehn Abschnitten, dessen erster der oben zitierte offene Brief

an Hoffmann war, während die übrigen neun zusammen eine Erzählung ‚Die Schatzgräber' bilden. In jenem offenen Brief nun schreibt Contessa, er habe gestern Abend in Schützes ‚Wintergarten' Hoffmanns Erzählung von den drei Freunden gelesen und sich die ganze Nacht darüber geärgert. Er fährt fort (S. 186–88):

„Sagen Sie mir um's Himmels willen, werter Freund, wie können Sie aus einem so einfachen Faktum eine ganze Historie herausspinnen, an der nicht ein einziges oder vielmehr nur ein einziges wahres Wort ist, und doch die Sache durch allerlei Finten und Kunstgriffe so glaubwürdig machen, daß man denkt, man liest eine wahre Geschichte? Wie können Sie dies wagen, da Sie wohl wissen müssen, daß ein Zeuge dieses Faktums vorhanden, der nun alle Augenblicke auftreten und Sie vor der ganzen Welt zu Schanden machen kam? Oder haben Sie es etwa vergessen, daß ich im Tiergarten neben Ihnen saß, als das hübsche Mädchen von einem jungen Manne heimlich ein Briefchen erhielt und in den Busen schob, und als sie hernach beim verstohlenen Lesen so rot wurde und ihr die großen Tränen in den schönen Augen perlten? Haben Sie es vergessen, daß wir uns beide hernach in Vermutungen erschöpften, was das zu bedeuten haben möchte? Haben Sie es vergessen, daß ich einige Zeit darauf Ihnen vertraute, wie ich den Vater des Mädchens und die ganze Familie kennen gelernt und sogar bei ihm auf seinem alten Schlosse vierzehn Tage zum Besuch gewesen sei? ... Ich fühle mich in meinem Gewissen verbunden, der Welt die Wahrheit zu offenbaren, da ich den Zusammenhang der ganzen Geschichte aufs allergenaueste erfahren habe, und sende Ihnen hiermit eine aufrichtige und wahrhafte Erzählung derselben zu, auf daß Sie, wenn Sie, wie ich hoffe, Ihr leichtsinniges Verfahren bereuen, dem Herausgeber einer Zeitschrift oder eines Taschenbuchs — ich habe keine Bekanntschaft unter diesen Leuten — dieselbe zusenden und ein solcher sie abdrucken lassen kann, zur Steuer der Wahrheit und zum Beweis, daß er an solchen Erdichtungen und Verfälschungen keinen Anteil hat."

2.

Dann folgt die Erzählung, die mehrfach den Lustspieldichter zweiten Ranges verrät: die Charakteristik motiviert allzu geflissentlich, und die Situationen sind trotzdem bisweilen von einer Unmöglichkeit, wie man sie nur in Schwänken zu finden gewohnt ist. Wir geben im folgenden die Einzelheiten der Erzählung nur soweit wieder, als sie sich mit Hoffmanns Arbeit berühren; im übrigen beschränken wir uns auf das Skelett der Fabel, deren Vorgeschichte wir voranstellen.

Der überschuldete Gutsbesitzer Wolfgang von Scharneck lebt mit seiner Frau Gertrud und seinen Kindern Mathilde, Elisabeth und Kurt auf dem Schlosse Scharneck in der Provinz Sachsen. Er hat zwei alte Freunde in Berlin: den reichen Finanzrat Waring und den Geheimrat Asling. Seine ältere Tochter weilt längere Zeit bei diesem zu Besuch und sieht in seinem Hause öfters Warings Sohn; beide finden Gefallen aneinander.

Nach dem Tode des Finanzrats beschließt der junge Waring – wohl um Mathilden näher zu sein – sich in der Nachbarschaft des Schlosses Scharneck anzukaufen. Am 18. Mai 1816 – mit diesem Tage beginnt Contessas Erzählung – fährt er in einem schönen grünen Wagen mit Rotschimmeln am Schlosse vor und präsentiert sich dem Freunde seines Vaters als künftigen Nachbarn; Mathilden begrüßt er „sehr ehrerbietig" als alte Bekannte. Nachdem der Gast sich verabschiedet, gibt Mathilde errötend zu, daß sie ihn „einige Male beim Geheimerat Asling gesehen" habe. („Sehen Sie!", sagt Contessa in einer an Hoffmann adressierten Randnote, „Der Mann, in dessen Hause Mathilde in Berlin und mit dem sie auch an dem bewußten Abende im Tiergarten war, ist wirklich der Geheimerat Asling, und das ist das einzige wahre Wort in Ihrer Geschichte, V[erehrter] F[reund]!") Auf Befragen fügt sie hinzu, der junge Waring sei „ein recht artiger Mann".

In der Folge zeigt Waring deutlich seine Absichten auf Mathildens Hand; Herr von Scharneck sagt jedoch seiner Frau, er wolle ihm das Mädchen nicht geben, da er ihr nicht einmal 20000 Taler mitgeben könne. Frau von Scharneck hinterbringt diese Äußerung sofort ihrer Tochter. (Hinter dem Vorhang gibt diese sie an den Geliebten weiter, der nun auf Mittel sinnen muß, den Alten zur Genehmigung der Heirat zu bestimmen. Ein echtes Lustspielthema, wie man sieht; es wird nach altem Possenrezept durch eine Verkleidungs-Aktion gelöst.)

Längere Zeit nach jener Erklärung des Herrn von Scharneck, gegen Herbst, liest Waring der Familie eine von ihm geschriebene Räubergeschichte vor, die er „einem alten Buche" entnommen haben will. Danach ist auf dem Schlosse Scharneck ein Schatz vergraben; zu dessen Hebung bedürfe es allerdings eines erfahrenen Geisterbanners. Richtig erscheint einige Tage darauf auf dem Gute ein Fremder, dessen Gesicht eine „maskenartig starre Unbeweglichkeit" zeigt und wie altes Pergament aussieht (wohl auch mit etwas ähnlichem bedeckt ist*. Der Mann stellt sich als Revenant und gelernter Geisterbanner vor; er müsse zwar

* Es ergibt sich nachher, daß die Originalmaske, der diese nachgebildet, den Fra Diavolo darstellt.

in diesem Berufe gerade nach Berlin, sei aber bereit, vorher noch den Schatz auf Schloß Scharneck zu heben. Ehe es jedoch dazu kommt, reist der Fremde wieder ab.

Da nun kurz darauf ein Brief des Geheimrats Asling mit einer Einladung nach Berlin einläuft, so reist die ganze Familie mit dem alten Diener namens Heimken im September (S. 232 Z. 6/7) dorthin; Herr von Scharneck hofft, dort vielleicht den durchgegangenen Revenant wiederzufinden. Nachbar Waring begleitet die Familie ein Stück, fährt dann aber angeblich nach Dresden.

Am Tage nach der Ankunft in Berlin fragen Herr und Diener den Vormittag und den Nachmittag über in allen Gasthöfen und Polizeibureaus nach dem Manne mit dem Pergamentgesicht; sie vermögen ihn aber begreiflicherweise nicht ausfindig zu machen. Zwischendurch, beim Mittagessen, verabredet man sich, abends im Schauspielhause Müllners ‚Schuld' zu sehen. Contessa fährt fort (S. 236–39):

> Mathilde schlug vor, die Zeit bis zum Schauspiele bei dem schönen Wetter zu einem Spaziergang nach dem Tiergarten zu benutzen, und Fräulein Mathilde war nicht ohne gute Ursachen zu diesem Vorschlage. Waring nämlich hatte diesen Morgen ihr schriftlich angezeigt, daß er gleichfalls in Berlin angekommen sei, und sie um eine Zusammenkunft im Tiergarten gebeten, wo es leicht sein würde, sich unbemerkt zu treffen, denn er habe sehr wichtige Gründe zu dem Wunsche, daß seine Gegenwart für Herrn von Scharneck ein Geheimnis bleiben möge. Mathildens Vorschlag ward angenommen. Frau Gertrud mit ihren beiden Töchtern und ihrem Sohne begaben sich in Begleitung des Geheimerats nach dem Tiergarten; Herr von Scharneck und Heimken traten ihre Wanderung von neuem an.
>
> Auf dem Gange durch die Linden glaubte Mathilde den bekannten grünen Wagen mit den Rotschimmeln in der Ferne vorübereilen zu sehen. Waring schien an der Seite eines Frauenzimmers darin zu sitzen. Eine ihr bis jetzt unbekannt gebliebene schmerzliche Empfindung regte sich in ihrem Busen und trieb eine zornige Röte auf ihre Wangen.
>
> Als sie endlich in den sogenannten Zelten angekommen waren, flogen ihre Blicke spähend nach allen Seiten. Waring ließ sich nirgends sehen. Der Geheimerat, der Gewohnheit der Berliner entgegen die anmutige Aussicht dem Staube und Gedränge vorziehend, führte seine Gesellschaft nach dem Platze hinten am Wasser. Da nahte sich ein junger Mann Mathilden, derselbe, der ihr schon heut den Brief von Waring gebracht, und steckte ihr verstohlen ein Billett zu. Sie erkannte Warings Hand; doch da eben ihre

Mutter sich nach ihr umsah, schob sie es schnell in den Busen. Der Geheimerat war indes an das Geländer an der Spree getreten und zeigte seiner Begleitung links Bellevue und rechts das prächtige Gebäude der Charité. Diese Gelegenheit benutzte Mathilde, um schnell das Billett zu öffnen und zu lesen.

Es enthielt bloß mit einigen flüchtigen Worten eine kahle Entschuldigung seines Nichtkommens, da er in diesem Augenblicke zu ihrer beiden Glück und Heil an einem andern Orte beschäftigt sei.

„Beschäftigt!", flüsterte Mathilde, „und wohl angenehmer!" und legte die kleine Hand unter die linke Brust, wo sie eben einen recht stechenden Schmerz fühlte, und zwei große Tränen perlten ihr in den schönen Augen. Doch ihr Herz konnte den Glauben an Warings Treue nicht so geschwind aufgeben, und das alte Vertrauen, nur auf einen Augenblick aus seiner Wohnung verdrängt, machte bald wieder sein Recht auf dasselbe geltend, und so fing es allmählich an wieder gelassener zu schlagen, und als darauf der Tee kam, konnte sie mit einer gewissen behaglichen Sorgfalt die Handschuhe auf dem Tische zusammenlegen, ja als ihrem ungeschickten Bruder das allzu große Stück Kuchen von dem Löffel abglitschend in die Tasse zurückfiel und ihm der Tee ins Gesicht sprützte, vermochte sie recht herzlich darüber zu lachen.

(Zu dem Worte „zusammenlegen" setzt Contessa wieder die an Hoffmann adressierte Note: „Wie Sie, verehrter Freund, der Sie alles sehen, damals bemerkten!" Der Text geht weiter:)

Allein auf dem Heimwege ging ihrem Herzen alle erkämpfte Ruhe und Heiterkeit mit einem Male wieder verloren. Der grüne Wagen mit den Rotschimmeln jagte unter den Linden ganz nahe vorbei. Waring saß neben einem jungen Frauenzimmer, hinter deren großem Hute er sein Gesicht zu verbergen suchte. — „War das nicht Waring?" rief Elisabeth. — „Nein, nein!" erwiderte der Geheimerat mit einem besondern Lächeln, „Sie irren sich! Waring ist jetzt nicht in Berlin." Mathilde aber senkte die tränenschweren Blicke zur Erde und sprach leise, doch mit einer Empfindung, die sie für mutige Entschlossenheit hielt: „Zu meinem Glück und Heil! Fahr hin! Noch zu rechter Zeit entlarvt sich der Verräter!"

Indem erreichten sie das Schauspielhaus; doch Mathilde sah und hörte wenig von der ‚Schuld', sondern dachte wider Willen nur immer an den Schuldigen.

Am nächsten Morgen fährt die Familie wieder heim, da sie infolge eines Abenteuers (in dem Contessa sich vergeblich bemüht, Hoffmannsche Töne anzu-

schlagen) sich in Berlin nicht sicher fühlt. Am zweiten Abend nach ihrer Rückkehr meldet sich der brave Geisterbanner, der inzwischen ebenfalls sein Geschäft in Berlin erledigt hat, wieder zur Stelle. In der Nacht vorher und nachher bemerken die Dienstboten einen Mann, der Waringen „vollkommen ähnlich" sieht, in weiblicher Begleitung; sie berichten das jedoch nicht der Herrschaft, sondern nur der jüngeren Tochter Elisabeth.

Am Abend des folgenden Tages kommt der ehrliche Revenant um $1/_2$12 wieder und zeigt Herrn von Scharneck und dessen Diener die Stelle, an der der Schatz liegt. In der Tat findet man nach kurzem Graben Gold- und Silberbarren im Werte nicht nur von 20000, sondern gleich von etwa 50000 Talern. Herr von Scharneck will den geheimnisvollen Helfer belohnen, „allein der Geisterbanner war verschwunden und kam auch nicht wieder".

Dagegen fuhr am nächsten Morgen, wie wir S. 259 lesen,

> die grüne Kutsche mit den Rotschimmeln vor. Waring hob eine junge Dame heraus, die er als seine Schwester vorstellte und welche Mathilde mit schnell beruhigtem Herzen für die nämliche erkannte, die sie in Berlin an seiner Seite gesehen. Er ging mit ernstem Anstand auf Herrn von Scharneck zu und warb feierlich um die Hand seiner ältesten Tochter. „Wenn das Mädchen will, mit tausend Freuden!" rief Herr Wolfgang, „und funfzig tausend Taler zur Mitgift obendrein! Meine Tochter durfte [nur] nicht als eine Bettlerin in Ihr Haus kommen".

Warum der Alte von dem Schatze nichts für seine jüngere Tochter zurückbehält, wird nicht klar. Diese selbst, ein sehr aufgewecktes Kind, hat längst gemerkt, daß Waring selbst der Mann mit der pergamentenen Maske war und natürlich auch der gütige Spender der 50000 Taler ist, die er zu diesem wohltätigen Zwecke kurz vorher vergraben hatte. Sie deutet ihm das an, er erkauft jedoch durch einen „prächtigen türkischen Schal" ihr Stillschweigen.

3.

Wir gewinnen aus Contessas Erzählung die Datierung des Vorganges in Webers Zelt, der von Hoffmann und Contessa beobachtet wurde und sie zur Dichtung anregte.

Die Nennung von Müllners ‚Schuld' durch Contessa hat nämlich offenbar nur dann Sinn, wenn das Stück wirklich an dem Abend jenes Tages gegeben wurde und ihm, Contessa, das in Erinnerung geblieben war (weil er mit Hoffmann die Vorstellung besucht hatte).

Nun trat im Monat September 1816, den Contessa in seiner scherzhaften Berichtigung von Hoffmanns Erzählung ausdrücklich als Zeit des Vorganges nennt, der berühmte Heldenspieler Ferdinand Eßlair (1772–1840, damals Regisseur in Stuttgart) vom 14. bis zum 25. im Berliner Schauspielhause in einigen seiner Hauptrollen auf, und zwar spielte er am Mittwoch dem 18. September den Hugo von Derindur in Müllners ‚Schuld', eine Rolle, die er „auf Begehren" am Dienstag dem 24. wiederholen mußte. In der ‚Vossischen Zeitung' vom 24. September gibt S. H. Catel eine zusammenfassende Würdigung der bisherigen Rollen des gefeierten Gastes. Es heißt darin: „Am allerkunstreichsten – am allerkünstlichsten – gab er den Hugo, den mit sich selbst zerfallenen Hugo mit allen seinen Kämpfen, Widersprüchen und Qualen. Er lösete glücklich die schwere Aufgabe, machte sich dem Zuschauer klar und stand, nach abgewälzter Last, wie das ausgebrannte Haus leer und schweigend da."

7. Der Kapellmeister Johannes Kreisler an den Baron Wallborn.

I. Stoffelemente; Datierung.

1.

Nach seinem Tagebuch ist Hoffmann Sonnabend den 24. September 1814 „von Leipzig abgereist", den Sonntag über unterwegs gewesen und Montag den 26. „in Berlin angekommen; bei Matthiew [= Mathieu*] abgestiegen".

Unter Dienstag dem 27. heißt es im Tagebuch:

> Hitzig: Fouqué kennen gelernt, Sängerinnen Marcuse; fröhlich und guter Dinge.

Am nächsten Tage übertrug Hoffmann diese Fakta aus dem Telegrammstil des Tagebuchs in den Briefstil, indem er an den Verleger der ‚Phantasiestücke' in Bamberg schrieb:

> Gestern hatte ich eines der interessantesten Diners, die ich erlebt: Ludwig Tieck, Fouqué, Franz Horn, Chamisso, Bernhardi, der Professor Moretto, der Maler Veit, Hitzig und ich, das waren die Personen, die sich bei dem ersten Restaurateur nach der ersten Weise und auf verschiedene Weise restaurierten.
>
> Durch die ‚Phantasiestücke' bin ich hier ganz bekannt geworden, und ich kann auch sagen, merkwürdig . . . Nach dem Diner wurde ich gestern bey einem Thee unter dem Namen eines Doktor Schulz aus Rathenow eingeführt, und erst nachdem viel und gut musiziert, sagte Fouqué: der Kapellm[eister] J[ohannes] Kr[eisler] befindet sich unter uns — und hier ist er! — Das übrige können Sie Sich denken!

Erst am 1. November kam Hoffmann dazu, dem treuen Jugendfreunde Hippel, auf dessen Rat er wieder ins Königreich Preußen und insbesondere

---

* Hoffmann logierte also wie 1807 wieder bei seinem „guten Freunde" im ‚Goldnen Adler' am Dönhoffsplatz (s. S. 206 und Register).

nach Berlin gegangen, zu schreiben. Auch in diesem Briefe schildert er Diner und Tee vom 27. September:

Die beiden ersten Tage, als ich in B[erlin] angekommen, lebte ich in der Tat wie in einem Freudentaumel. Der herrliche Fouqué kam nämlich gerade von Nennhausen herein, und mit ihm lernte ich bei einem Mahl, das Hitzig angeordnet, Tieck, Franz Horn und Chamisso kennen. Denselben Abend hatte ich Gelegenheit, herrliche Stimmen vieles aus meiner Undine (die Oper, die Fouqué dichtete und ich komponierte) recht brav vortragen zu hören, und wie ging mir das poetische Leben wahrhaft auf, als Fouqué mir versicherte, nur erst in meiner Musik wären die phantastischen Gestalten: Undine, Kühleborn pp., recht lebendig ins Leben getreten.

Hitzig selbst, der Regisseur dieser Freuden, berichtet 1823 zwar nichts von dem Diner, er gibt aber über den Tee, an dem Hoffmann inkognito teilnahm, folgende Mitteilungen:

Zu Hitzigs Bekannten gehörten . . . ein Schwesternpaar ausgezeichneter Sängerinnen . . . Nichts war natürlicher, als daß Hitzig wünschte, seinem Freunde bald den Genuß zu verschaffen, die Schwestern zu hören; aber bei ihrer großen Bescheidenheit würden sie es nicht gewagt haben, sich vor dem Dichter der ‚Phantasiestücke' zu produzieren, die damals in allen musikalischen Kreisen Berlins von sich sprechen machten. Hoffmann wurde daher dem eben von seinen Gütern angekommenen Fouqué als ein gleichgültiger Doktor Schulz aus Rathenow beigeordnet, und so gelang es, die Schwestern an das Instrument zu bringen; aber kaum hatte der Gesang begonnen, er mit seinen klugen Augen dareingeschaut und sein Wort dazu gegeben, als es einer der Sängerinnen aufging, wen sie vor sich habe, und es nun nicht mehr verborgen werden konnte — jedoch ohne störenden Erfolg . . .

Die Personalien der beiden Sängerinnen hat Friedrich Holtze mit großem Glück festgestellt; es handelt sich um die Töchter des 1812 verstorbenen Bankiers Marcus Marcuse, Jutrat und Böllchen. In der Taufe hatte Jutrat die Namen Julie Sophie, Böllchen die Namen Elisabeth Wilhelmine erhalten; die Rufnamen waren (den früheren Namen entsprechend) Julie und Betty. — Betty tritt in St. 9 unserer Sammlung als die Sängerin Bettina auf. Wegen ihrer und ihrer Schwester Schicksale nach Hoffmanns Tode verweise ich auf Holtzes Aufsatz (und auf das Register zur vorliegenden Sammlung).

2.

An jenem 27. September 1814 blieben Fouqué und Hoffmann auch nach dem Tee noch zusammen: sie begaben sich ins Schauspielhaus, wo nach einem Kotzebueschen Einakter (‚Der Shawl') eine Opera buffa in zwei Akten gegeben wurde (‚Il calzolajo deriso, ò sia: Il convito dei spiriti' = Der gefoppte Schuster, oder: Das Gelage der Geister), die von dem russischen Kapellmeister Kavos für Eine Baßstimme komponiert war und von einem gewissen Pucci, der gleichfalls in russischen Diensten stand, italienisch gesungen wurde.

Freude hatte niemand von dieser Darbietung; die Vossische Zeitung schrieb unterm 29. darüber:

> Von dem Auftreten des Herrn Pucci als Buffosänger in dem italienischen Intermezzo „il calzolajo deriso" ein Mehreres zu sagen, als daß große Anstrengung bei dem steten Singen (durch 2 Akte lang allein) als das größte Verdienst des Fremden erkannt wurde, enthalten wir uns billig. Hr. P. scheint im Besitz einer sonoren Baßstimme gewesen zu seyn; die Komik ist aber weit matter, als wir sie von italienischen Bouffons hier gesehen zu haben uns erinnern.

Hoffmann hatte in den 24 Stunden seines Berliner Aufenthalts natürlich noch nicht die Möglichkeit gehabt, sich der Residenz entsprechend einzukleiden, und so erschien der kleine, häßliche Mann bei diesen verschiedenartigen Vergnügungen, an denen Fouqué in der Uniform seines Regiments teilnahm, in einem Rock von provinziellem — wahrscheinlich Bambergischem — Schnitt und von wunderlicher Farbe. Selbst der gutmütige Fouqué konnte sich, wie wir gleich sehen werden, nicht enthalten, über die seltsame Figur ein wenig zu spotten, in der er den Komponisten seiner ‚Undine' kennen gelernt hatte. — Gleich nach der Vorstellung scheinen beide sich getrennt zu haben.

3.

Wie Hoffmann seinen Kreisler, so hatte Fouqué in der Novelle ‚Ixion' einen Baron Wallborn infolge einer unglücklichen Liebe wahnsinnig werden lassen: Wallborn hält sich für Ixion, der statt der geliebten Juno eine Wolke umarmte. Nun ließen Fouqué und Hoffmann in einer gemeinsamen Arbeit ihre Helden einander treffen und schilderten dabei frei den ersten gemeinsam von ihnen verlebten Abend.

In Fouqués neuer Arbeit, die zuerst entstand, liest Wallborn die Kreis-

leriana im ersten Bande der ‚Phantasiestücke', also Kreislers Aufsätze, und schreibt dem Verfasser anläßlich dieser Lektüre. Der Brief besteht aus vier Teilen:

1) Wallborn glaubt bestimmt, Kreisler schon einmal gesehen zu haben:

Sind Ew. Wohlgeboren nicht ein kleiner wunderlicher Mann, mit einer Physiognomie, welche man in einiger Hinsicht dem vom Alcibiades belobten Sokrates vergleichen kann; nämlich, weil der Gott im Gehäuse sich versteckt hinter eine wunderliche Maske, aber dennoch hervorsprüht mit gewaltigem Blitzen, keck, anmutig und furchtbar? Pflegen Ew. Wohlgeboren nicht einen Rock zu tragen, dessen Farbe man die allerseltsamste nennen könnte, wäre der Kragen darauf nicht von einer noch seltsamern? Und ist man nicht über die Form dieses Kleides zweifelhaft, ob es ein Leibrock ist, der zum Überrock werden will, oder ein Überrock, der sich zum Leibrock umgestaltet hat? Ein solcher Mann wenigstens stand einstmals neben mir im Theater, als Jemand ein italienischer Buffo sein wollte und nicht konnte*, aber vor meines Nachbarn Witz und Lebensfeuer ward mir das Jammerspiel dennoch zum Lustspiel. Er nannte sich auf Befragen Dr. Schultze aus Rathenow, aber ich glaubte gleich nicht daran, eines seltsamen skurrilen Lächelns halber, das dabei um Ew. Wohlgeboren Mund zog; denn Sie waren es ohne Zweifel.

2) Wallborn ist jetzt, wie Kreisler, „in die weite Welt" gelaufen und hofft, Kreislern dort zu begegnen.

3) Wallborn schildert in Kreislers Sinne [aber ohne Kreislers Geist] die Untugenden der Zuhörer bei geselliger Musik und bei Vorlesungen; besonders störend seien in der Regel Bediente und Kinder. Schlimmer aber als diese Belästigungen sei eine Enttäuschung:

Ach, es geschah Euch vielleicht noch nie, daß Ihr irgend ein Lied singen wolltet vor Augen, die Euch aus dem Himmel herab anzublicken schienen, die Euer ganzes besseres Sein verschönt auf Euch herniederstrahlten, und daß Ihr auch wirklich anfingt und glaubtet, o Johannes, nun habe Euer

---

* Beiläufig bemerkt, hat nur dieser Nebensatz es ermöglicht, den denkwürdigen Tag, an dem der Verfasser der ‚Phantasiestücke' in Berlin eingeführt wurde, zu bestimmen. Hoffmanns Eintrag im Tagebuch könnte sich seiner Stelle nach auch auf einen der folgenden Tage beziehen; sein Brief an Kunz ist ausnahmsweise nicht datiert; auch Hitzig gibt den Tag nicht an. Aber eine italienische opera buffa ist in jener Zeit nur einmal aufgeführt, eben am 27. September.

Laut die geliebte Seele durchdrungen, und nun, eben nun werde des Klanges höchster Schwung Tauperlen um jene zwei Sterne ziehn, mildernd und schmückend den seligen Glanz, — und die Sterne wandten sich geruhig nach irgend einer Läpperei hin, etwa nach einer gefallnen Masche, und die Engelslippen verkniffen, unhold lächelnd, ein übermächtiges Gähnen, — und, Herr, es war weiter nichts, als Ihr hattet die gnädige Frau ennuyiert.

Lacht nicht, lieber Johannes. Gibt es doch nichts Schmerzlichers im Leben, nichts furchtbarer Zerstörenderes, als wenn die Juno zur Wolke wird.

Diese Erfahrung habe ihm den Verstand gekostet. [Gegenüber der unfreiwilligen Komik dieses Herzensergusses sehe man S. 196 dieses Bandes, was ein Dichter wie Hoffmann aus einer Enttäuschung dieser Art macht!]

4) Während also Wallborn bezüglich der Zuhörer Kreislers Meinung teilt, nimmt er die schlechten Musikanten gegen ihn in Schutz. Kreisler urteile da zu hart; ihm, Wallborn, sei die schlechteste Musik lieber als gar keine.

Der Schluß lautet salbungsvoll:

Gott segne Dich und segne mich, und entfalte gnädigst aus uns beiden, was er in uns gelegt hat, zu seinem Preis und unsrer Nebenmenschen Lust!

Dann folgt noch eine gänzlich aus dem Ton fallende Nachschrift:

Könnten wir nicht einmal gemeinschaftlich eine Oper erschaffen? Mir liegt so etwas im Sinne.

4.

Hoffmann setzte nun einen Brief Kreislers an Wallborn auf, in dem Wallborns Brief faktisch in allen Einzelheiten beantwortet wird, sowohl die vier Hauptpunkte wie der Schluß und die Nachschrift. Das geschieht aber unter der Fiktion, daß Kreisler den Brief Wallborns nicht kennt; im Gegenteil schreibt Kreisler noch am Abend nach jener Vorstellung, während Fouqué zwischen die Vorstellung und Wallborns Brief einen längeren Zeitraum gelegt hatte.

5.

Einzelheiten sind 1907 von Maassen 1, 501, eingehender 1912 von Ellinger 15, 165 f erläutert.

II. Technik.

Hoffmanns ‚Brief' steht nach Gedankengehalt und Form hoch über Fouqués Versuch. So weiß er besonders die wiederholten Andeutungen über die gemeinsame Arbeit an der Oper ‚Undine', die ja schon zwei Jahre vor der persönlichen Bekanntschaft eingesetzt hatte, sehr glücklich in den symbolischen Ton des Ganzen zu bringen. Vor allem aber bedient Hoffmann sich in dieser Arbeit einer virtuosen musikalischen Metaphorik: die Individualität bezeichnet er mit ‚Tonart', den Namen dem entsprechend mit ‚Vorzeichnung', düstere Stimmungen mit ‚Septimen', freudige mit ‚Terzen' usw.; in der Einleitung bereitet er auf diese Eigentümlichkeit vor. Gegen Schluß bemüht er sich nach Kräften, auf den frömmelnd-larmoyanten Ton Wallborns einzugehn; nur bei der projektierten Reise „nach der Welt" geht unversehens der Schalk mit ihm durch.

III. Textgeschichte.

1. Der erste Druck.

Fouqué und Hoffmann haben ihre Briefe mit den dazu gehörigen Vorworten wohl kurz nach dem Anlaß, also etwa Anfang Oktober, niedergeschrieben.

Das Ganze wurde Ende 1814 von Fouqué in den ‚Musen' veröffentlicht, und zwar Hoffmanns Anteil unter der Überschrift ‚Der Kapellmeister Johannes Kreisler an den Baron Wallborn'. Diesen Abdruck geben wir wieder.

2. Der zweite Druck.

Als Hoffmann Anfang 1815 eine zweite Serie ‚Kreisleriana' für den Schlußband der ‚Phantasiestücke' zusammenstellte, setzte er diese Doppelpublikation aus den ‚Musen' an die Spitze der Reihe. Die Briefe selbst blieben dabei fast unverändert, dagegen legte Hoffmann die beiden Einzelvorworte zu einem zusammen[*]; Kreislers Brief erhielt die Überschrift ‚Brief des Kapellmeisters Kreisler an den Baron Wallborn'.

Der Band erschien zu Ostern des Jahres.

---

[*] Wie er im einzelnen dabei verfuhr, ist 1910 in den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 43, S. 29/30 dargelegt.

3. Der dritte Druck.

Im Sommer 1818 überarbeitete Hoffmann die Texte der ‚Phantasiestücke' für einen Neudruck in zwei Bänden; unser Stück kam fast unverändert in den Band 2.

Diese 2. Auflage der ‚Phantasiestücke' erschien, wie schon zu St. 4 gesagt, zu Ostern 1819.

IV. Nachgeschichte: Übersetzungen.

Der ‚Brief' ist zweimal ins Französische übersetzt:

1832 mit den übrigen ‚Kreislerianis' von Loève-Veimars in ‚Contes fantastiques' (s. zu St. 1) Livr. 5;

1891 mit den übrigen ‚Phantasiestücken' von Curzon (s. zu St. 4).

8. Die Abenteuer der Silvesternacht.

I. Kleinere Stoffelemente.

1) Wie zum vorigen Stück angegeben, hatte Hoffmann am 1. November 1814 Hippeln berichtet, auf welche Weise er [am 27. September d. J.] Chamisso kennen gelernt. Er schreibt dann noch im selben Briefe: „Laß Dir ja für Dich und Deine Kinder zum wahren Ergötzen Peter Schlemihls wundersame Geschichte von Chamisso kommen; das Buch hat wenigstens auf mich besonders gewirkt." — Hitzig sagt 2, 112, daß unser Stück angeregt ist „durch Chamissos Peter Schlemihl und die Bekanntschaft mit dem Dichter, den er darin selbst sehr treffend dargestellt hat". Auf die Einzelheiten ist hier nicht einzugehen; es sei nur daran erinnert, daß auch Schlemihls Braut und sein Diener, der sie ihm entführt, von Hoffmann (S. 210 unten) genannt werden.

2) Auf jenem Diner vom 27. September 1814 hatte Hoffmann außer Tieck, Fouqué und Chamisso auch den 21jährigen Maler Philipp Veit kennen gelernt, Friedrich Schlegels Stiefsohn, der im Juni d. J. Fouqué und dessen Gattin auf deren Gute gemalt hatte und seit dem Juli damit beschäftigt war, die Prinzeß Wilhelm von Preußen, Fouqués und Kleists Gönnerin, zu porträtieren. Im Herbst wurde das Bild ausgestellt und erregte allgemeines Aufsehen*. Hoffmann war in dieser Zeit gern und oft mit dem jungen Künstler zusammen; so schreibt er am 27. Dezember 1814 um 6 Uhr abends an Fouqué: „Mit Hitzig, Veit, Chamisso, Contessa glaube ich in Zeit von einer halben Stunde den mit edlem Wein gefüllten Pokal auf Ihr Wohl ... anzustoßen!" Unterm 2. Januar 1815 heißt es dann im Tagebuch: „Abschiedsschmaus beim Maler Veit mit Hitzig, Chamisso pp"; Veit kehrte heim nach Wien.

---

* S. Martin Spahn, Philipp Veit (1901) S. 25f. (Ellinger hat 15, 165 als erster Hoffmanns Anspielung auf den Maler und das Bildnis gedeutet.)

3) In den letzten Dezembertagen dürfte Hoffmann ferner (wohl mit Hitzigs Kindern) eine der üblichen Weihnachts- oder Neujahrsausstellungen bei einem Konditor besucht und dort eine Teegesellschaft aus Dragantpuppen bewundert haben.

4) In denselben Tagen hat er dann offenbar den Komponisten und Klaviervirtuosen Ludwig Berger, der im November nach zehnjähriger Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt war, in einer Gesellschaft spielen hören.

5) Sonstige Einzelheiten sind kommentiert von Maassen 1, 499 oben bis 501 oben und von Ellinger 15, 164 f.

II. Die Hauptfigur.

1.

An demselben Abend, an dem Hoffmann Berger hörte, scheint er lebhaft an Julie Marc, verehelichte Groepel, erinnert worden zu sein (vermutlich durch ein Bild: s. unter 2).

Er gedachte dabei der furchtbaren Osterwoche 1812. Es heißt darüber in den Tagebüchern: Montag den 30. März „Nachricht, daß Groepel die Julchen wahrscheinlich ehlicht"; Mittwoch: „Groepel ist nachmittags abgereist... Julchen sehr verstimmt über die Abreise"; Donnerstag: „Ganz infam gestimmt... Julchen schlug aus mit mir zu tanzen und war noch überdies unausstehlich grob (ich müßte in Schnaps besoffen sein)." Nach ihrer Hochzeit am 3. Dezember sah er am 13. das junge Paar am dritten Ort: „Abends bei [der Gräfin von] Rottenhan zum Tee mit [Frau] Marc, Groepel u. Co.; ziemlich gemütliche, doch etwas schroffe Stimmung: Liebe will in Haß sich wenden."

Unsere Erzählung, die man leider meistens als „eine platte Nachahmung von Chamissos Peter Schlemihl" eingeschätzt hat (so Hitzig im ‚Gesellschafter' von 1839), muß jedem Freunde Hoffmanns als Denkmal seiner tiefsten Leiden ehrwürdig sein. Nicht die Figur Spikhers, der in der Binnenhandlung eine rein passive Rolle spielt und in der Rahmengeschichte sich nur als Erzähler betätigt, verbindet innerlich die beiden Teile, sondern die teuflische Verführerin Julie-Giulietta. Hoffmanns bittere Stimmung gegen die Geliebte, die sich an einen Nichtswürdigen weggeworfen — jene Stimmung, wie sie u. a. die Teegesellschaft im Dezember 1812 bei der Gräfin Rottenhan ausgelöst hatte — sie hat einzig und allein in unserem Stück einen poetischen Niederschlag gefunden; nur hier erscheint Julie nicht als Engel, sondern als Teufel.

2.

Die Einzelheiten der Vorstellung gehen aber, wie in den unmittelbar nach unserer Erzählung (noch im Januar und Februar 1814) verfaßten Stücken ,Die Fermate' und ,Der Artushof', nicht auf ein lebendes Modell zurück, sondern auf ein Bild*. Hoffmann muß an jenem Musikabend ein Gemälde oder einen Stich vor Augen gehabt haben, eine junge (der Julie Marc ähnliche) Frau in altdeutscher Tracht darstellend: die wörtlich gleiche genaue Beschreibung der Julie durch den Enthusiasten und der Giulietta durch Spikher, die jedesmalige Berufung auf Mieris machen das sicher. (Die gleichfalls wiederholte Beziehung auf die „Warnungstafeln" von Callot, Rembrandt, Breughel mögen auf älterer Reminiszenz beruhen.)

Wir haben uns erlaubt, diese korrespondierenden Stellen durch Sperrdruck hervorzuheben (ebenso die drei einander entsprechenden Stellen über die magisch-elektrischen Vorgänge beim Trunk aus dem von Julie-Giulietta gereichten Pokal).

3.

Diese Bestandteile der Doppelerzählung scheinen mir die konstruktiv wichtigen zu sein. Daß Giulietta sich gerade des Spiegelbildes ihres Liebhabers bemächtigt, um ihn zu beherrschen, ist dem gegenüber Nebensache (ein „angenehmer Schnörkel"), immerhin aber auch einer Untersuchung wert. Die telepathischen Wechselbeziehungen zwischen Giulietta und Spikher, also der Hauptinhalt der Binnenerzählung, sind einzig und allein von Sucher untersucht und von ihm auch gleich im wesentlichen festgestellt. Giulietta

---

* Dasselbe gilt für die Schilderung des Peter Schlemihl (S. 199/200), den der Briefschreiber „nicht sowohl oft gesehen als oft gedacht" hat (S. 201 oben); sie entspricht, wie schon Ellinger 15, 165 bemerkt hat, genau dem Titelbilde von Chamissos Büchlein.

Auch sonst knüpft Hoffmann, wie man weiß, gern an Bilder an; die bekanntesten Beispiele sind die beiden 1818 erschienenen Schwestererzählungen nach Kolbe ,Doge und Dogaressa' und ,Meister Martin'. Nur sollte man die Bedeutung solcher Anregungen nicht übertreiben. Sakheim schmettert S. 126 in vier gesperrt gedruckten Zeilen die Entdeckung oder vielmehr Behauptung heraus, daß auch die ,Elixiere des Teufels' durch ein sphinxartiges Frauenbild angeregt seien: das stehe für ihn „schon heute außer Zweifel". Es ist sehr wohl möglich, daß bei der Konzeption dieses gewaltigen Werkes ein solches Bildnis mitgesprochen hat; aber es ist lächerlich, deshalb gleich zu behaupten, „daß die ganzen Teufelselixiere . . . auf ein rätselhaftes Lionardolächeln hinauslaufen". Man vergleiche mit dieser Leichtfertigkeit die wundervolle musikalische Ausdeutung der ,Elixiere' durch Sucher (S. 205—16).

braucht Spikhers Spiegelbild, um es zu magnetisieren und den Mann selbst sich dadurch dienstbar zn machen; Spikher seinerseits vermag Giulietta dadurch zu zitieren, daß er eine Perle, die sie getragen, anstarrt und dabei lebhaft an die Geliebte denkt. Beide Vorstellungen gehen, wie Sucher S. 89 zeigt, auf Kluges ‚Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel' (Berlin 1811) zurück und sind von Hoffmann nur stärker ins magische gewendet.

III. Meine Redaktion.

Am eigentlichen Text ist kein Wort geändert (wegen einer Druckfehlerberichtigung s. u., IV 3). Dagegen ist

1) in Hoffmanns Vorwort S. 189 hinter dem dritten Worte „Enthusiast" der Relativsatz weggelassen „‚aus dessen Tagebuche abermals ein Callotsches Phantasiestück mitgeteilt wird,".

2) Von Hoffmanns Fußnoten ist die bibliographische über Chamissos ‚Schlemihl' (zur letzten Zeile der S. 204 unseres Abdrucks) weggelassen, die an sich gleichfalls entbehrliche über die Blausäure, S. 222, aber als Beweis der Gewissenhaftigkeit des Autors stehen gelassen.

3) Endlich sind neue Überschriften eingesetzt, die auf den Ort der Handlung hinweisen. Unser erstes Abenteuer ist bei Hoffmann überschrieben „1. Die Geliebte", das zweite „2. Die Gesellschaft im Keller"; das dritte Abenteuer ist bei Hoffmann in drei Teile zerlegt: die bei uns klein gedruckte Einlage (S. 211–25) erscheint unter derselben Überschrift wie hier als „4.", der Teil davor als „3. Erscheinungen" und der Teil danach, also der Schluß des Ganzen, als „Postskript des reisenden Enthusiasten". Diese orientierende Bezeichnung — eine immerhin störende Zwischenbemerkung des fingierten Herausgebers — war bei der hier angewendeten Satzeinrichtung überflüssig.

IV. Textgeschichte.

1. Die erste Fassung.

Hoffmann hat die Erzählung, die für den Bd. 4 der ‚Phantasiestücke' bestimmt war, wohl schon in den letzten Tagen des Jahres 1814 begonnen. Am 1. Januar 1815 schreibt er in das neue Tagebuch: „Den ganzen Tag zu Hause; gearbeitet an der Erzählung"; am 2. (nach dem Abschiedsschmause bei Veit: s. o., I 2 am Schluß): „Mit Glück [an der Erzählung gearbeitet]"; am 6.: „Vormittags und nachmittags die . . . ‚Abenteuer der Silvesternacht' mit Glück beendigt."

Der 7. und 8. wird fast ganz, der 10. zum Teil der Reinschrift gewidmet, die wohl am 12. abends oder am 13. mittags beendet worden ist.

Der Abend des 7. war wieder am dritten Orte mit Hitzig und Chamisso verbracht; am 13. sah Hoffmann die Freunde als Gäste bei sich: „Abends Chamisso, Hitzig und Contessa bei mir; die Erzählung vorgelesen." Am folgenden Tage wurde das Manuskript, mit einem Brief an den Verleger der ‚Phantasiestücke', an den befreundeten Dr. med. Friedrich Speyer in Bamberg abgesandt.

Der 4. Band der ‚Phantasiestücke' erschien zur Ostermesse 1814; er wird eröffnet durch ‚Die Abentheuer der Sylvester-Nacht'.

2. Die zweite Fassung; das Verhältnis unseres Textes zu beiden Drucken.

Im Sommer 1818 sah Hoffmann den Text durch für die (zu St. 4 und 7 erwähnte) 2. Auflage der Sammlung. Er ließ dort von unserem ganzen Abschnitt II 1 (S. 198f) nur die ersten beiden Sätze stehn und ersetzte den Rest durch die beiden Sätze:

> Fühlte sich der Shakespearesche Heinrich nicht einmal so ermattet und demütig, daß ihm die arme Kreatur Dünnbier in den Sinn kam? In der Tat, mir geschah Gleiches, meine Zunge lechzte nach einer Flasche guten englischen Biers.

In demselben Sinne ersetzte er dann in Abschn. 2 das gemeine Stettiner Bier (S. 199 Z. 10) durch gutes englisches [= Porter?] und ließ auch in der Folge die Wirtin aus dem Spiele. So sind noch eine Reihe weiterer Änderungen getroffen; Maassen verzeichnet sie (oder vielmehr: die gestrichenen Lesarten) 1, 470/72.

Ich habe die eben erwähnte Stelle um so lieber wieder hergestellt, als sie die ärmlichen Verhältnisse Berlins in den Befreiungskriegen vortrefflich schildert: es gab zwar Delikatessen für die Reichen, aber sonst nur das Schlechteste. 1818/19 war man bereits wieder darüber hinaus: s. das Hauff-Zitat oben S. 358 Z. 11–13.

Auch sonst habe ich die Lesarten von 1818 nur dann eingesetzt, wenn ich sie für Verbesserungen halte. Als Beispiele entschiedener Verschlechterung erwähne ich noch, daß Hoffmann bei der Durchsicht im ersten Abenteuer die Worte „die süß duftende Wärme ihres Leibes" (S. 195 Z. 2) gestrichen und den von Juliens Ehemann „widrig kreischend" hervorgebrachten Ruf „Jule, Jule, wo bist du denn?" (S. 196 Z. 11 v. u.) ersetzt hat durch die korrekte

Anfrage: „Wo der Tausend ist denn meine Frau geblieben?" Von den Fremdwörtern der ersten Fassung habe ich mit der zweiten Fassung ‚Marqueur' durch ‚Kellner' ersetzt (S. 220 Z. 4; die Stelle S. 211 Z. 11 liest schon im ersten Druck ‚Kellner'), die dreimalige Verdeutschung von ‚Portier' (S. 206 Z. 4. 9. S. 207 Z. 10 v. u.) durch ‚Türsteher' aber nicht übernommen.

3. Ein Druckfehler.

S. 208 Z. 6 habe ich ‚zurücksinkend' gesetzt für ‚zurückblickend', da dies offenbar ein (1818 von Hoffmann übersehener) Druckfehler ist. Der Erzähler hatte vorher (S. 207 Z. 11) „den Kleinen recht derb" gefaßt und gerüttelt, und dieser hatte sich darauf natürlich aufrecht gesetzt. Jetzt sinkt er matt zurück, um sich gleich darauf (S. 208 Z. 12) noch einmal aufzurichten.

V. Nachgeschichte.

1. Übersetzungen.

Französische: 1830 von Loève-Veimars (s. zu St. 1) Livraison 1 (Le Spectre fiancé); 1836 von Egmont (s. ebenda) Tome 3 S. 1–58 (Les Aventures de la Nuit de Saint-Sylvestre, tirées du journal d'un voyageur enthousiaste) mit Notes du traducteur S. 59–63; (1838?) von La Bédollière (s. zu St. 2); 1838 von Théodore Toussenel in den Contes de E. T. A. Hoffmann (Paris, Pougin) Bd. 1 S. 244–304 (Les aventures de la nuit de Saint-Sylvestre); 1844 von P. Christian in den Contes fantastiques de Hoffmann (Paris, Lavigne) S. 461–478 (Le reflet perdu); 1859 von Ancelot in den Contes de Hoffmann (Le reflet perdu*); 1891 von Curzon in seiner Übersetzung der ‚Phantasiestücke' (s. zu St. 4).

Das 1. und das 2. Abenteuer sind übersetzt von Gérard de Nerval.

Ins Spanische wurde unser Stück 1839 übersetzt von Don Cayetano Cortés (also einem Namensvetter des Dichters), in den Cuentos fantásticos de E. T. A. Hoffmann (Madrid, Yenes), Tomo 1, 1 Bl. u. S. 1–34 (Aventuras de la noche de S. Silvestre).

2. Bearbeitungen und Komposition.

Die in das 3. Abenteuer eingelegte Geschichte Spikhers ist 1851 von Jules Barbier und Michel Carré dramatisiert als 4. Akt von Les Contes

---

* tatsächlich aber ein Auszug aus der ganzen Erzählung; s. die Charakteristik Sakheims S. 29 f.

d'Hoffmann (Paris, Lévy frères). Sie spielt hier wie bei Hoffmann in Florenz.

Dreißig Jahre darauf arbeitete Barbier sein Schauspiel um zu einem Operntext für Jacques Offenbach. Spikhers italienisches Abenteuer erscheint hier als dritter Akt. Offenbach wünschte, darin den schönen Elfenchor „Komm zu uns" aus seiner 1864 in Wien durchgefallenen Oper „Die Rheinnixen" zu verwerten; dies war wohl der Grund, daß Barbier den Spikher-Akt jetzt ans Wasser verlegte, nämlich nach Venedig. Dort erklingt nunmehr der alte Elfenchor als Barcarole mit neuem Text (deutsch: „Schöne Nacht, du Liebesnacht! O stille mein Verlangen!"). [Nach Hanslick.]

3. Illustrationen.

Das zweite Abenteuer hat Camille Rogier in einem Gemälde dargestellt; ein Stahlstich danach von einem gewissen Danois erschien 1836 zu Egmonts Übersetzung.

Zum ersten Abenteuer und zu Spikhers Geschichte fertigte A. Champion je eine Zeichnung an; sie wurden 1838 lithographiert für Toussenels Übersetzung.

Je ein Bild zu den drei Abenteuern des Enthusiasten und zwei zu Spikhers Geschichte zeichnete Gavarni; sie erschienen 1843 in Holzschnitt zu Christians Übersetzung (in dem Neudruck o. J. bei Morizot stehen jene auf den Seiten 405, 407, 412, diese auf S. 416 und als Einschaltbild zwischen S. 404 und 405).

9. Marie Stahlbaum und ihr Pate.

I. Stoffelemente.

1. Die Kinder.

Hitzig berichtet 2, 108/09, Hoffmann sei „in der ersten Zeit" seines letzten Aufenthalts in Berlin (gemeint ist die Zeit von Herbst 1814 bis etwa Mitte 1816) „von einer Gemütlichkeit" gewesen, „daß die Kinder Hitzigs sich des neu angekommenen Freundes ihres Vaters nicht genug erfreuen konnten. So lebten sie z. B. damals grade in der Hoffnung, ihren Liebling Undine mit leiblichen Augen auf der Bühne zu sehen, und Hoffmann, um ihnen einen Vorschmack von dieser Seligkeit zu geben, malte ihnen zum Weihnachtsabend mit der größten Sorgfalt die Burg Ringstetten, baute sie ihnen auf und erleuchtete sie prachtvoll von innen; für sie schrieb er ferner [allerdings erst später, Herbst 1816 bzw. Herbst 1817] die Märchen ‚Nußknacker und Mäusekönig' [sic], in denen [!] sie zu ihrer höchsten Freude unter ihren Namen erschienen, und das ‚Fremde Kind'".

Hitzig gibt also selbst an, daß mit den beiden Kindern sein Sohn Friedrich Hitzig und seine Tochter Marie Hitzig gemeint sind. In den ‚Serapions-Brüdern' 1, 599 (s. St. 15) läßt Hoffmann den Erzähler des Märchens sagen:

> Ich las mein Märchen schon Leuten vor, die ich allein für meine kompetenten Kunstrichter anerkennen kann, nämlich den Kindern meiner Schwester. Fritz, ein großer Militär, war entzückt über die Armee seines Namensvetters ... Ebenso begriff meine liebe Eugenie von Haus aus in ihrem zarten Gemüt Mariens süße Zuneigung zum kleinen Nußknacker ...

Man sieht: Hoffmann wollte Eugenie Hitzig dafür entschädigen, daß sie im Märchen selbst keinen Platz gefunden.

Friedrich Hitzig (1811—1881), an den die Hitzigstraße in Berlin erinnert, ist der Erbauer der Börse und der Reichsbank in Berlin, der Technischen Hochschule in Charlottenburg und vieler anderer bekannten Bauten. Sein Sohn war der bekannte Gehirnphysiologe Julius Eduard Hitzig in Halle.

Eugenie Hitzig (1807—1843) heiratete nach Hoffmanns Tode (1826) den ausgezeichneten Geodäten Johann Jakob Baeyer (1794—1885); ihr Sohn war der berühmte Chemiker Adolf von Baeyer in München.

Hoffmanns spezielle Freundin Marie Hitzig (geb. 1809, 1815 also im siebenten Jahre stehend) hatte ein weniger glückliches Los gezogen als diese Geschwister. Anfang 1822 mußte Hitzig Hoffmann melden, daß sie hoffnungslos krank sei und schwer leide. Hoffmann, der selbst sein einziges Töchterchen jung verloren hatte, antwortete am 8. Januar:

> Ich kenne Ihr Leiden und weiß die Standhaftigkeit und Frömmigkeit zu würdigen, mit der Sie es tragen! — Kein Wort weiter, denn alles ist damit gesagt!

Zehn Tage darauf erhielt er die Nachricht, Marie habe ausgelitten. Er schrieb dem Vater:

> Mein geliebtester Freund!
>
> Gepriesen sei die ewige Macht, die endlich die namenlose Erdenqual des frömmsten Kindes geendet hat! . . .
>
> Seltsam — jetzt kann ich es wohl sagen — seltsam ist es wohl, daß es mir mit dem Kinde immer etwas eignes schien und daß ich in manchem Augenblick, wenn sie in ernstes Sinnen versunken schien, in ihrem Antlitz (vorzüglich in den dann starr werdenden Pupillen) den frühen Tod deutlich las . . . Sie war für ein höheres Leben bestimmt, und dem ist sie zugeeilt! . . .
>
> Meine Frau, meine Gefühle teilend, grüßt Sie und die Ihrigen herzlich.

Dem entspricht es, wenn in unserem Stück dreimal (auf den Seiten 247 Mitte, 252 Z. 6 und 254 Z. 7—9) von dem starren Blick von Mariens großen blauen Augen die Rede ist.

2. Der Pate.

Wenn aber Stahlbaums Kinder mit Hitzigs Kindern identisch sind, dann ist es nicht schwer zu raten, wer hinter dem Paten der Kinder und Stahlbaums Freunde, dem häßlichen kleinen Obergerichtsrat Droßelmeier steckt. Daß es Hoffmann selbst ist, hat Ellinger schon 1890 nachgewiesen (Dt. Dichtung 7, 244).

In der Tat verstand es Hoffmann nach Hitzig 2, 301, „Kinder, in denen er Empfänglichkeit für das . . . Phantastische fand, . . . an sich zu fesseln." Besonders gab ihm der letzte Winter seines Lebens (1821/22) dazu Gelegenheit; damals war sein Freund Hippel (s. u., 5) mit Familie in Berlin. Ein Sohn

von Hippels Tochter Franziska (1808–1876), Theodor Bach, berichtet in der Biographie seines Großvaters 1863 (S. 254) nach den Angaben, die er von seiner Mutter und deren Geschwistern erhalten, folgendermaßen über diesen Zug in Hoffmanns Wesen: „Er entzückte Hitzigs und Hippels Kinder durch Erzählung zauberhafter Märchen, aber erschreckte sie auch mitunter durch Gebilde seiner Phantasie, die den Kleinen die Haare zu Berge stehen machten.“ Man vergleiche damit in unserem Text S. 249 Z. 5–7.

3. Das Schloß.

Ellinger hat schon 1890 a. a. O. darauf hingewiesen, daß das Schloß, das Droßelmeier Stahlbaums Kindern schenkt, der Burg Ringstetten entspricht, die Hoffmann Hitzigs Kindern zum Weihnachtsabend aufgebaut hatte. (Eine ganz verfehlte Deutung dieses Requisits s. u., S. 398/99.)

4. Der Weihnachtsbaum.

Nach Tilles ‚Geschichte der deutschen Weihnacht‘ liegt in unserem Text die erste literarische Darstellung einer Berliner Weihnachtsfeier mit dem Christbaum vor. Die Sitte scheint hier erst nach den Befreiungskriegen allgemeiner geworden zu sein.

5. Der Mausekönig.

Hoffmanns Freund Hippel begab sich nachdem er im Herbst 1794 seine Universitätsstudien mit dem Auskultator-Examen abgeschlossen hatte, zur Erholung auf drei Vierteljahre nach dem etwa eine Meile entfernten Dorfe Arnau, wo sein Vater Prediger war, während Hoffmann sich in Königsberg auf das gleiche Examen vorbereitete. Ein Bote, der öfters in die Stadt geschickt ward, besorgte nebenbei die Korrespondenz der beiden jungen Freunde. Das vergnügte Lachen dieses Boten beschreibt Hoffmann in seinem Briefe vom 7. Dezember 1794 mit folgenden Worten: „es erschallte ein dreimaliges feines Hihi, so daß der Arnausche Mäusekönig unmöglich harmonischer lachen kann“ (Hippel S. 44, vor der Lücke; Sakheim hat S. 202/03 zuerst diese Stelle mit dem Märchen in Verbindung gebracht).

II. Technik und Tendenz.

Da meines Wissens niemand ausdrücklich darauf hingewiesen, möchte ich zunächst sagen, daß die Schilderung der beiden Kinder, ihrer Empfindungen und

ihres Verhaltens am Weihnachtsabend, mir als eine so außerordentliche Leistung erscheint, daß sie genügt, um Hoffmann als Dichter auszuweisen.

Das Märchen war zu gut, um nicht zunächst bei Erscheinen allgemein abgelehnt zu werden. In meiner Ausgabe von Hoffmanns ‚Märchen der Serapions-Brüder' (2. Aufl.: Berlin, Bard [1920], S. 323—25) sind zwei solcher „Preßstimmen" von 1817 wiedergegeben, auf die Hoffmann später geantwortet hat (s. St. 15).

Aber schon Schwenck wird 1823 (S. 51/52 des Neudrucks) dem Werkchen besser gerecht. Daß Marie auf die Kandiswiese „durch den Ärmel eines Pelzes im Schranke gelangt, ist eine echte Kindermärchen-Idee, wie es nur eine sein kann; denn der nächste Winkel, das erste, beste Möbel, nun gar ein wunderlicher Pelz, nimmt die Phantasie dieser Kleinen auf und leitet sie in den bunten, kleinen Irrgarten der jungen Träume, die das erste erwachende Fieber des Lebens entzündet".

Ellinger erklärt 1894 Biogr. S. 134 für den Grundgedanken des Märchens, „daß ein nicht phantasieloses Kind sehr häufig das Märchenhafte in das Leben hineinversetzt und eine Verschmelzung von Poesie und Leben, wie Hoffmann sie für sich anstrebte, in dem Empfindungsleben des Kindes bereits vorhanden ist ... Als poetische Kindesnatur ... erscheint die kleine Marie, und der, der diese poetische Natur in Marie erkennt und zu nähren sucht, ist Hoffmann".

Für die nicht ganz ungefährliche Art, wie Hoffmann-Droßelmeier Marie in ihren Ideen bestärkt, hat Hoffmann selbst uns später einen Fingerzeig gegeben. Am dritten Serapions-Abende (s. St. 15) läßt er Otmar sagen: „In dem erbaulichen Märchen vom Nußknacker und Mausekönig ist die Marie zuweilen nicht anders als eine kleine Somnambule." Der erste Kenner des Okkultisten Hoffmann, Paul Sucher, belehrt uns aber S. 32 unten, daß bei Hoffmann und seinen Zeitgenossen das Wort Somnambule nie den Nachtwandler, sondern ausschließlich den Hypnotisierten bezeichnet. In der Tat ist Droßelmeier der Magnetiseur und Marie sein Objekt; man sehe insbesondere S. 246/47 das Uhrenlied, das Droßelmeier „mit schnarrender, eintöniger Stimme" vorträgt, während er den rechten Arm hin- und herschlägt. „Marie sah den Paten ... starr mit großen Augen an ... Es hätte ihr ordentlich grauen können vor dem Paten".

Während Marie unter Droßelmeiers Assistenz das Märchenhafte ins Leben trägt, hat ein politisierender Literarhistoriker es fertiggebracht, in Droßelmeiers Kinderspielzeug die Politik hineinzutragen. Richard M. Meyer deutete 1896

in dem Aufsatz ‚Der Kampf um den Einzelnen' (Deutsche Rundschau, Bd. 87, S. 442/64, speziell S. 454) das Schloß mit den Automaten, das den Kindern beschert wird, als Satire auf das Philistertum und anderes. Im selben Sinne schrieb er 1900 in seiner ‚Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts' S. 26 unten, der Staat sei für Hoffmann „nur ein lächerliches automatisches Spielwerk, in dem täglich zur selben Zeit derselbe Mann zu demselben Fenster heraussieht und sich dann wieder umdreht".

Daß Hoffmann in Wirklichkeit an das kunstvolle Geschenk gedacht hat, das er Hitzigs Kindern zu Weihnachten 1815 beschert hatte, war schon 1890 nachgewiesen worden (s. o., I 3). Der Pate und Dichter mag an dieser wohlgemeinten Gabe die Erfahrung gemacht haben, daß ein begabtes Kind an einem maschinenmäßig sich bewegenden komplizierten Spielwerk auf die Dauer keine Freude hat, sondern sich einfache, derbe Sachen wünscht, aus und mit denen es machen kann, was ihm selbst einfällt.

(S. auch meine oben erwähnte 2. Ausgabe von Hoffmanns ‚Märchen der Serapions-Brüder', S. 315–23 und Ellinger 5, 18 Mitte bis 20 oben*.)

III. Meine Redaktion.

1. Weglassungen.

Unser Stück 9 bringt die Rahmenhandlung der Erzählung ‚Nußknacker und Mausekönig' mit Ausnahme des Schlusses. Mariens Träume und Droßelmeiers Erzählung von der harten Nuß sind nur kurz erwähnt; der verzweifelte Verlegenheitsschluß ist weggelassen: er ist womöglich noch schlimmer als der des ‚Elementargeistes', den wir als Anhang zu St. 3 gebracht haben. Nach einem „Knall und Ruck", mit dem Hoffmann seine Ratlosigkeit ironisch zu maskieren scheint, taucht ein leibhafter Neffe des Paten Droßelmeier aus der Versenkung auf; er stellt sich Marien als der entzauberte Nußknacker vor, ersetzt ihr alle vom Mausekönig zerbissenen Spielsachen und führt sie dann ein Jahr später (also nachdem sie das achte Lebensjahr vollendet hat) als Gattin heim!!

---

* Für aussichtslos halte ich, wie bei dieser Gelegenheit bemerkt sei, Ellingers Versuch, die satirischen Partien in Mariens Träumen zu verteidigen (a. a. O. auf der Wende der Seiten 19/20): Ellinger glaubt, daß nach Hoffmanns Absicht Marie sich die ironische Anschauung des Paten Droßelmeier zu eigen gemacht. In Wirklichkeit fällt Hoffmann an diesen Stellen rettungslos aus der Rolle, wie er ja selbst offen zugegeben hat: läßt er doch in den ‚Serapions-Brüdern' (s. St. 15) den Erzähler des Märchens schließlich eingestehn, daß „ein gewisser unverzeihlicher Übermut" darin herrsche und er „zu sehr an die erwachsenen Leute und ihre Taten gedacht".

2. Einteilung.

Hoffmanns Erzählung zerfällt, wie schon in meinem wiederholt zitierten Märchenbuch angedeutet ist, in drei fast gleiche Teile. Hoffmann selbst hat diese Hauptteile nicht als solche zusammengefaßt, wohl aber die vierzehn Unterabteilungen mit Überschriften versehen; diese habe ich nach Möglichkeit übernommen.

Teil I zerfällt bei ihm in die fünf Unterabteilungen ‚Der Weihnachtsabend' (hier: ‚Vor der Bescherung'), ‚Die Gaben', ‚Der Schützling' (beide hier ebenso), ‚Wunderdinge' und ‚Die Schlacht' (beide hier auszugsweise als ‚Der Glasschrank').

Teil II zerfällt in ‚Die Krankheit' und die drei Tagesraten des ‚Märchens von der harten Nuß'.

Teil III zerfällt in ‚Onkel und Neffe' (hier im Auszug unter derselben Überschrift), in drei Abschnitte von Mariens weiteren Träumen, insbesondere des großen letzten Traumes (‚Der Sieg'), ‚Das Puppenreich', ‚Die Hauptstadt') und in den ‚Beschluß' (aus den vier letzten Abschnitten hier nur ein kurzer Auszug mit der Überschrift ‚Zwei böse Träume und ein schöner Traum').

IV. Textgeschichte.

1. Die erste Fassung.

Hoffmann schrieb die Erzählung ‚Nußknacker und Mausekönig', deren Rahmen nur des oben (sub III 1) charakterisierten Schlusses wegen als Märchen zu bezeichnen ist, im Herbst 1816 für eine Sammlung ‚Kindermärchen', die er mit seinen und Hitzigs Freunden Fouqué und Contessa verfaßte und für die er außerdem sechs Bilder zeichnete. Manuskript und Zeichnungen sandte er am 16. November an den Verleger Georg Reimer in Berlin.

Das Bändchen erschien noch zu Weihnachten 1816; als drittes und letztes Stück enthielt es Hoffmanns Beitrag.

2. Die zweite Fassung.

Anfang 1819 sah Hoffmann das Märchen für den ersten Band der ‚Serapionsbrüder' durch und verbesserte es stilistisch mit großer Sorgfalt (vgl. mein Märchenbuch S. 326 mit Note *), ohne sachlich irgend etwas zu ändern.

Der Band erschien gegen Ostern 1819.

Die Verbesserungen dieses Druckes habe ich übernommen, aber nicht die Veränderungen, die vermutlich gegen Hoffmanns Willen eingeführt sind (s. ebenda mit Note **).

V. Nachgeschichte.

1. Übersetzungen.

Ins Französische: 1832 von Loève-Veimars (s. zu St. 1) Livraison 5 (Le Casse-Noisette); 18 .. von La Bédollière (s. zu St. 2); 1846 von P. Christian in den Contes nocturnes (s. zu St. 5) S. 350–69 (Le casse-noisette et le roi des rats: nicht ungeschickt gekürzt, besonders am Schluß).

Ins Holländische: 1841 von J. van Lennep (Amsterdam); 1899 von C. de Voogt: Notencraker en muizenkoning (ebenda).

Ins Englische: 1853 von Mrs. St. Simon: Nutcracker and Mouse-King (with ill. New York, Appleton; 138 S. 16⁰); 1886 von Ewing (s. zu St. 6) Vol. 1 S. 211–73 (Nutcracker and the king of mice); 1892 von A[scott] R[obert] Hope [Moncrieff] zusammen mit den Lebensansichten des Katers Murr (Nutcracker and Mouse King; in: The Children's Library; London, Fisher Unwin).

Ins Polnische (nach Sakheims Vermutung): 1869 von E. Sulicki (Warschau, Orgelbrand).

Ins Russische: 1873 von Sokolowski (s. zu St. 1); 1882 von S. von Fleroff (Moskau, Lang); 1895 von ... (St. Petersburg, Lederle); 1899 von ... (ebenda, Jermolajew; 113 S. 8⁰).

Ins Schwedische: 1917 von B. Ljungdorff: Nötknäpparen och Råttkungen (Stockholm, Norstedt; 3 Bl., 120 S. 8⁰).

2. Freie Bearbeitungen in erzählender Form (ohne Musik).

a) Die Dumassche von 1844/45.

Alexandre Dumas bearbeitete das Märchen 1844 für das Nouveau Magasin des Enfants (Paris, Hetzel) unter dem Titel Histoire d'un casse-noisette. Es erschien in 40 Lieferungen zu 15 centimes (die erste Lieferung wurde am 7. Dezember 1844 in die offizielle Bibliographie de la France eingetragen), die nach Beendigung zwei Bändchen in Klein-8⁰ (von 131 und 122 S.) ergaben; als Titeljahr ist 1845 gesetzt, Dumas ist als der Verfasser bezeichnet. Die fertigen Bändchen wurden in illustriertem Umschlag und in Original-Einband (nach Wahl in einem Bande oder in zweien) ausgegeben*. Wegen der Illustrationen s. u., S. 403.

---

* 5 Exemplare der Originalausgabe weist Vicaire 3, 371 aus Katalogen nach (die Verkaufspreise waren je nach dem Einband 7,50. 27. 40. 43. 51 francs); eins besitzt die Bibliothèque Nationale. In Deutschland besaß der Kunsthistoriker Dr. Arthur Rü-

1846 erschien eine Rückübersetzung dieser Bearbeitung ins Deutsche bei Teubner in Leipzig, von dem gewandten Literaten August Diezmann daselbst, der damals auch Grandvilles Bücher für denselben Verlag bearbeitete. Die Ausstattung entsprach völlig der des Dumasschen „Originals"[*].

1848 übersetzte L. T. Öberg wiederum diese Diezmannsche Rückübersetzung ins Schwedische (En nötknäppares öden = Die Schicksale eines Nußknackers) für die Monatsschrift Julstjernan („Der Weihnachtsstern": Stockholm, Elmén & Grauberg, 4⁰); eine Sonderausgabe erschien etwa gleichzeitig (204 S. 12⁰; 1876 neugedruckt).

1875 erschien Dumas' Arbeit englisch (The History of a Nutcracker ... By Al. Dumas: London; S. 159–313).

b) Sonstige.

Deutsche: 1846 von A[lexander] von [Ungern-]Sternberg im 14. Kapitel des ‚Tutu'; 1880 von Elise von Beckendorff in den ‚Schönsten Märchen unserer besten Dichter'; 1883 von Emma Biller: Im Reich der Heinzelmännchen, oder: Reise-Abenteuer einer Puppe und eines Nußknackers (München, Stroefer; IV, 139 S. 4⁰ mit 24 farbigen Tafeln nach Zeichnungen von Ludwig von Kramer); 1885 von ... (Stuttgart, Löwe; 4⁰).

Dänische: Starke Anklänge bei Andersen in den ‚Blumen der kleinen Ida' und dem (damit identischen?) ‚Traum der kleinen Ena'; das Schloß im ‚Standhaften Zinnsoldaten'.

Tschechische: von Jan Dolenský (Princ Louskáček: Praha, Styblo; 4⁰).

3. Dramatisierungen und sonstige musikalische Kompositionen.

Schon zu Lebzeiten Hoffmanns verfaßte Adolf Bernhard Marx (als junger Beamter am Oberlandesgericht zu Naumburg) zur Ermunterung eines Klavierschülers unter dem Titel ‚Nußknacker und Mausekönig' „ein großes Schlachtgemälde für das Klavier, nach Art der Schlachten [von] Austerlitz, [von] Jena usw., in dem der Quiekmarsch (Grenadiermarsch) der Mäuse und der

---

mann ein Exemplar; es wurde am 27. November 1916 von Emil Hirsch in München versteigert (Nr. 13 des Katalogs; dort ein Holzschnitt) und brachte, nach der gedruckten Preisliste, 83 Mark. Ein anderes Exemplar, aus Karl Volls Besitz, kam am 30. April 1917 ebenda zur Versteigerung (wiederum Nr. 13 des Katalogs, mit einem anderen Holzschnitt daselbst); dieses brachte, nach freundlicher Mitteilung des Versteigerers, 130 Mark (ohne das Aufgeld).

[*] Nr. 14 des eben genannten Auktionskataloges; kostete 34 Mark (ohne das Aufgeld).

große Triumphmarsch der Truppen hervorglänzten — wenigstens war das das unumstößliche Urteil aller spielenden und hörenden Knaben" (1, 133).

Zwei Menschenalter später, 1879, komponierte Carl Reinecke das Märchen (der — stark gekürzte — verbindende bzw. begleitende Text erschien im selben Jahre in Leipzig als Nr. 63 von Breitkopf & Härtels Textbibliothek: 26 S. Kl.-8⁰).

1904 erschien das Märchen in einer Bearbeitung als „Weihnachtsspiel" (Wien, Daberkow; 20 S. 8⁰).

1918 wurde es als „Märchenspiel" von Margreth Schaub bearbeitet und von H. J. Schaub mit Musik versehn (Voss. Ztg. vom 15. Aug. 1918: zur Uraufführung am Hamburger Stadttheater erworben).

4. Illustrationen.

Hoffmann selber zeichnete 1816 für den ersten Druck des Märchens den Zweikampf des Nußknackers mit dem Mausekönig und das Puppenschloß.

Hosemann stellte 1844 für Reimers Gesamtausgabe die große Schlacht zwischen Puppen und Mäusen in einer Federzeichnung dar, die Sakheim S. 277 mit Recht rühmt.

Gleichzeitig schuf in Paris der 24jährige Vicomte Charles Albert d'Arnoux („Bertall", 1820–1883) 240 (zweihundert und vierzig) Zeichnungen für Dumas' ‚Histoire d'un casse-noisette' (s. o. unter 2), die auch 1846 in der deutschen Ausgabe wiederholt wurden; die schwedische Ausgabe brachte 1848 122 Nachschnitte von Mlle. Lundgren und Thorild.

Auch in anderen der oben genannten Übersetzungen und Bearbeitungen befinden sich Illustrationen: s. o. sub 1 und 2.

10. Bettinas seltsame Krankheit.

I. Stoffelemente.

Bettina, die z. Zt. bei der Ankunft des reisenden Enthusiasten in Berlin fast in jeder Teegesellschaft singen mußte (s. S. 263 Z. 5–9), ist die selbe Betty Marcuse, die Hoffmann samt ihrer Schwester Julie schon am zweiten Tage seines Berliner Aufenthalts auf einem Tee gehört hatte (s. St. 7, S. 183 Z. 3–12; dazu S. 382 Mitte und unten). Die Erzählung ist nach Hitzig 2, 134f in der Tat dadurch veranlaßt, „daß eine der oben erwähnten Sängerinnen, nachdem sie in der Kirche gesungen, plötzlich unter den in der Erzählung angegebenen, wirklich merkwürdigen Umständen für einige Zeit die herrliche Stimme verlor und Hoffmann neckend behauptete, es sei die Strafe dafür, weil sie beim Sanctus die Kirche verlassen".

Die Einzelheiten (besonders allerdings die der Binnenerzählung) sind 1909 sorgfältig kommentiert von Maassen Bd. 13, S. 424 oben bis 428 oben, und danach von Ellinger 15, 180f.

II. Gliederung und Tendenz.

Den Aufbau der Erzählung haben wir bereits im Textabdruck angedeutet. Dem geheimnisvollen Leiden Bettinas gegenüber erklärt die offizielle Medizin ihre Ohnmacht; der Psycholog jedoch entschleiert Ursache und Wesen der Krankheit und versucht dann kühn die Heilung durch ein heroisches Mittel. Der Arzt protestiert pflichtgemäß, aber das Mittel wirkt.

Der Enthusiast gibt zwei Vergleiche für Bettinas Vergeudung ihrer Gaben:

1) das Gleichnis von dem Schmetterling, der von den Tönen der Saiten getragen zu werden scheint, aber von ihnen im eigentlichsten Sinne aufgerieben wird; so etwa stehe es auch mit Bettina, meint der Enthusiast: „Ihr könnet das Ganze aber auch für eine Allegorie ansehn und es in das Stammbuch irgendeiner reisenden Virtuosin hineinzeichnen."
2) die romantische Novelle, die auf Bettina als Hörerin zugeschnitten ist.

Kurz und treffend faßt Ellinger 3, 14/15 (gedruckt 1908) die Tendenz der Erzählung zusammen. Bettinas Leiden ist „durch eine seelische Störung veranlaßt; es kann daher auch nur durch eine psychische Einwirkung aufgehoben werden. Diese erfolgt dadurch, daß ihr ein Spiegelbild vorgehalten wird; es wird ihr gezeigt, wie sie durch Versenkung in den wahren Gehalt heiliger Kunst die angeflogenen fremdartigen Elemente von sich abstoßen kann. Und mit der dadurch herbeigeführten Erkenntnis beginnt in der Tat die Heilung."

Mit dem ‚Sanctus' ist es Hoffmann bitter ernst gewesen, mehr als mit den meisten anderen ‚Nachtstücken'. In manchen Punkten wird die (drei Jahre später begonnene) Biographie Kreislers vorweggenommen. Wie in dieser wird im ‚Sanctus' die Musik als die höchste, intensivste Form des Gottesdienstes gefeiert; und wie dort wendet hier der Psycholog mit Bewußtsein ein verzweifeltes Mittel an, um eine kranke Seele zu heilen. „Wie einem zum Tode Siechen", läßt Hoffmann 1819 den Meister Abraham zu Kreisler sagen, „sollte Arznei, dem Orkus selbst entnommen, die im stärksten Paroxysmus kein weiser Arzt scheuen darf, dir den Tod bereiten oder Genesung!" In gleicher Weise spielt der Enthusiast, zum Entsetzen des vorsichtigen Arztes, va banque — und er gewinnt das Spiel.

Ungewöhnlich glücklich hat Hoffmann diesen tiefernsten Vorgang eingerahmt in ein von Geist funkelndes Konversationsstück. Für des Dichters Ebenbild, den Seelenkenner und Musikenthusiasten, waren keine besseren Gegenspieler zu ersinnen als der über alle Geheimnisse spottende praktische Arzt einerseits und der lediglich den Effekt suchende Berufskomponist andrerseits.*

---

* Zutreffend hat Hans von Wolzogen schon Mitte der neunziger Jahre (jetzt Dt. Bücherei Bd. 63 S. 48f) den Kapellmeister als „eingefleischten Stock-Musiker" dem Enthusiasten gegenübergestellt.

Carl Schaeffer meint dagegen 1909 (Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E. T. A Hoffmanns literarischem Schaffen [Marburg, Elwert] S. 116): „bei der Figur des Kapellmeisters wird Hoffmann an sich gedacht haben" und (S. 230 unten): „auf seiner [Hoffmanns] eigenen musikalischen Tätigkeit [beruht ohne Zweifel] die des Kapellmeisters im ‚Sanctus'"!

Auch Sakheim hatte im Jahre vorher weder den Zweck der Binnenerzählung noch die Pointe des Rahmens begriffen, wie er überhaupt alle ‚Nachtstücke' Hoffmanns nur auf ihre Qualitäten als Unterhaltungslektüre bewertet. Er sagt S 96: „‚Das Sanctus' ist so eine richtige [!] bodenlose — im schlimmen Sinne romantische Novelle, eine fromme christliche Legende ..., ein Opernstoff à la Meyerbeer in eine schwache Rahmenerzählung eingeschlossen" — hat also genau die Auffassung des von Hoffmann erbarmungslos verhöhnten Kapellmeisters. (Das Urteil wird nicht richtiger durch den siegesgewissen Zusatz: „hier liegt, beiläufig, der erste Keim für Offenbachs ‚Contes d'Hoffmann'"

III. Meine Redaktion.

1910 habe ich in den ‚Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins' Heft 43, S. 31–45 Hoffmanns ‚Sanctus' vollständig wiedergegeben; Schreibung und Interpunktion des Originaldrucks sind dort beibehalten, aber die Absätze frei gebildet und die Binnenerzählung durch kleinere Schrift herausgehoben.

Hier wird nur der Rahmen gebracht; Inhalt und Tendenz der Binnenerzählung sind kurz angedeutet. Wie für das vorige Stück mußte daher ein neuer, deutlich nur den Rahmen bezeichnender Titel verwendet werden.

IV. Textgeschichte.

Hoffmann verfaßte das ‚Sanctus' im Spätsommer 1816 für den 1. Band der ‚Nachtstücke' (am 2. September lieferte er deren Verleger, Georg Reimer, den Anfang des Manuskripts, den Schluß versprach er zum 5.).

Der Band erschien Ende desselben Jahres; die vierte und letzte Erzählung ist ‚Das Sanctus'. Fünf gröbere Druckfehler der Rahmengeschichte, die Grisebach bereits verbessert hatte, zählt Maassen 3, 351 Z. 2–4 auf.

V. Nachgeschichte des ‚Sanctus'.

1. Übersetzungen.

Ins Holländische: 1827 (mit den übrigen „Nachtstücken") von N. W. Schroeder-Steinmetz (Groningen).

Ins Französische: 1830 von Loève-Veimars (s. zu St. 1) Livraison I (Le Sanctus). Später von La Bédollière (s. zu St. 2).

2. Illustrationen.

Alfred Kubins drei Federzeichnungen (erschienen 1913 in der illustrierten Ausgabe der ‚Nachtstücke' beim Verleger der vorliegenden Sammlung: S. 127, 134, 138) beziehen sich sämtlich auf die Binnenerzählung.

— eine ganz verfehlte Idee, weil in Barbiers Drama Hoffmann blutenden Herzens seine eigenen stärksten Erlebnisse als Dichter, Musiker und Maler berichtet, nicht alte Historien von Sarazenen und Spaniern.)

Des Spaßes halber sei hier endlich noch die wilde Inhaltsangabe Wolfgang Menzels von 1859 wiedergegeben. Menzel faßt (Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit [Stuttgart, Krabbe] 3, 362 Mitte) die Binnenerzählung und den von uns wiedergegebenen Rahmen zu folgender einheitlichen Handlung zusammen: „Der kranken Bettina hat der Arzt das Singen verboten. Aber sie bricht das Verbot und singt ein Sanctus, dessen heilige Wirkung sie völlig gesund wieder herstellt."

11. Das öde Haus.

I. Stoffelemente.

1. Das Haus und seine Bewohnerin.

a) Die Straße ist 1823 von Hitzig genannt. Nach seiner Mitteilung 2, 136 wurde Hoffmann zu der Erfindung veranlaßt durch den „Eindruck, den ein unter den Linden belegenes Haus auf ihn machte, dessen Fenster nach vorn hinaus nie geöffnet erschienen und hinter denen [!] seine Phantasie ihm allerlei Spukhaftes sehen ließ".

b) Die Nummer des Grundstücks ist auf Grund von mündlichen Mitteilungen des Berliner Philosophen, Ästhetikers und Dichters Karl Werder (1806–1893, wohnte im Hause von Lutter & Wegner) von Julius Rodenberg in der Deutschen Rundschau vom Januar 1888 (Bd. 54 S. 104f) angegeben. Es handelt sich um das Grundstück Nr. 9, über das jetzt die Kleine Mauerstraße führt. (Über die Niederlegung des „öden Hauses" 1824 und die Anlage der genannten Straße s. Briefwechsel 603 Note.)

c) Eine Abbildung des öden Hauses ist 1907 von Otto Pniower im Archiv der Brandenburgia gegeben.

d) Die Bewohnerin des Hauses war in der Tat eine ältere Frau von Stande, die Unglück in der Liebe gehabt hatte. Sie war 1753 als Tochter des bekannten Unternehmers Wegely geboren und auf die Namen Karoline Wilhelmine getauft; 1775 hatte sie den Leutnant Friedrich Wilhelm Ludwig von Arnim aus dem Hause Kröchlendorff geheiratet und ihm in der Folge zwei Söhne* geboren; dann war sie aber nach Berlin zurückgekehrt, während ihr Gatte als verabschiedeter Hauptmann Kröchlendorff bewirtschaftete. In Berlin war man jedoch über diese Verhältnisse nicht orientiert: Frau von Arnim galt allgemein als Witwe. (Näheres s. Briefwechsel

* Der Sohn des älteren dieser beiden Söhne, Oskar von Arnim (1813—1903), war mit Bismarcks Schwester Malwine verheiratet; deren Tochter Sibylla von Arnim heiratete wiederum Bismarcks zweiten Sohn Wilhelm.

602 mit den Noten 9–12; der Name der Bewohnerin gleichzeitig auch von Ellinger mitgeteilt 15, 182.)

2. Die beiden Gewährsmänner des Erzählers.

a) Graf P. ist 1899 von Grisebach als Pückler erkannt.

b) Doktor K. ist, wie Pniower 1907 festgestellt hat, Hoffmanns Duzfreund Koreff, der uns in St. 15 als der Serapions-Bruder Vinzenz wiederbegegnen wird.

3. Die Tischnachbarin des Erzählers.

In ‚Hoffmanns Briefwechsel' (S. 600, 603/06) ist ausgeführt, daß mit der Tischnachbarin des Erzählers vermutlich Pücklers Pflegetochter (und nachmalige Geliebte) Helmine Lanzendorf gemeint ist (geb. etwa 1799, geadelt 1824, gest. 1846 als Gattin eines Rittmeisters von Blücher aus dem Hause Gorschendorf).

Die Gründe dafür liegen in einigen, leider unbestimmten Andeutungen in dem Briefwechsel zwischen Hoffmann und Pückler von 1819. In den Auszügen aus einem angeblichen alten Briefe, die Hoffmann am 24. Januar mit dem soeben erschienenen ‚Klein Zaches' an Pückler sandte (s. o. S. 316f) findet sich die interessante Tischnachbarin, deren Kopfschmerz der Erzähler mit Champagner vertreibt (sogar die Worte „Schaum" und „nippen" wiederholen sich), wie auch der Aufenthalt auf der öffentlichen Bank unter den Linden in einer somnambulen Stimmung, die seltsame Erscheinungen hervorbringt. Der Vergleich einer großen, steifen Gesellschaft mit einer wüsten Insel wäre sicherlich in Hoffmanns Sinne; man denke an den angeblichen Ritter Gluck, dem zum Befremden des Enthusiasten Berlin wie ein öder Raum erscheint, da kein verwandter Geist auf ihn zutritt (S. 92 unten).

Pückler antwortete am 2. Februar. Er dankt Hoffmann für das übersandte Märchen und deutet in hübscher Bildersprache an, er habe das neue Buch zu Hoffmanns ‚Phantasiestücken', ‚Elixieren' und ‚Nachtstücken' gestellt, obgleich „einige Damen" es ihm hätten sogleich entführen wollen. Bezüglich dieser Damen fährt er fort (Briefwechsel 331):

> Alle drei sind alte Bekanntinnen, und wenn ich nicht irre, war die eine mit Ihnen, Hochverehrtester, auf der wüsten Insel, Champagner nippend. Bei dieser Anspielung muß ich Ihnen nun rund heraussagen, daß der lange Brief, auf den Sie, im Auszuge davon sprechend, uns lüstern machen, Ihnen gar nicht erlassen werden kann; man fühlt sich durch ge-

wisse Ausdrücke zu sehr geschmeichelt, um nicht auf das Ganze höchst begierig zu sein, und wie mir scheint, eignen sich zwei den Preis zu, der doch nur einer gelten kann.

Da Pückler jedoch in Aussicht stellte, in vierzehn Tagen selber nach Berlin zu kommen, so hat Hoffmann auf diesen Brief nicht erst geantwortet, so daß wir es allerdings nicht von seiner Hand haben, daß Helmine die Partnerin auf der „wüsten Insel" und damit das Vorbild der Edwine war. Dafür spricht aber außer der Ähnlichkeit der Namen und der Beziehung zu Pückler die Ungewißheit der Herkunft: Helmine galt als uneheliche Tochter der geschiedenen Gräfin von Pappenheim, die sich am 9. Oktober 1817 mit dem 10 Jahre jüngeren Pückler verheiratete; die Gräfin gab Helmine zwar für das eheliche Kind eines Kutschers aus, liebte sie aber mehr als ihre eigene Tochter.

4. Ergebnis.

Hoffmann dürfte also die menschenscheue alte Dame Unter den Linden 9, deren Verhältnisse niemand kannte, mit diesem interessanten Mädchen, deren Herkunft niemand kannte, in Verbindung gebracht haben — möglicherweise angeregt durch einen Scherz Pücklers oder Koreffs, der mit den Verhältnissen der Pappenheimschen Damen genau bekannt und mit Pückler befreundet war.

5. Die occulta.

Die magnetischen und verwandten Erscheinungen, die in so hohem Maße den Charakter der Erzählung bestimmen, sind in dankenswerter Weise erläutert und aus Hoffmanns Quellen belegt

a) von Maassen Bd. 3, S. 430 Mitte bis 432 oben,
b) von Sucher an verschiedenen Stellen, u. a. S. 23 unten, 46, 49 Mitte, 90 oben.
c) von Ellinger Bd. 15, S. 183 oben bis 184 oben.

Über die magischen und pathologischen Elemente, die unser Stück mit dem ‚Sandmann' teilt, s. den folgenden Abschnitt.

II. Tendenz, Gliederung, Technik.

1. Verhältnis zum ‚Sandmann'.

Ellinger hat 3, 15 (gedruckt 1908) auf die starke Verwandtschaft unserer Erzählung mit dem ‚Sandmann' hingewiesen, der, im November 1815 kon-

zipiert, den ersten Band der ‚Nachtstücke' eröffnete*. Beide Erzählungen schildern wie Maupassants ‚Horla' mit großer Sorgfalt das allmähliche Wachsen einer fixen Idee; im einzelnen wiederholen sich drei Motive:

a) ein italienischer Händler verkauft dem Helden ein kleines optisches Werkzeug (im ‚Sandmann' ein Taschenperspektiv, hier einen Taschenspiegel);
b) wie der Held gleich darauf das weibliche Bildnis (oder, im ‚Sandmann', die weibliche Figur) durch das magische Glas betrachtet, gewinnen die bis dahin starren und toten Augen Leben, und in dieses dämonisch belebte Gesicht verliebt sich der Held;
c) eine fürchterliche Angstvorstellung aus der Kindheit wacht wieder auf in ihm und kündigt die geistige Erkrankung an.

Man möchte in der Tat vermuten, daß Hoffmann die Absicht gehabt hat, in diesem ersten Stück des zweiten Bandes ein Seitenstück zu dem des ersten Bandes hinzustellen. Nachdem er dort vorgeführt, wie der willensschwache Nathanael dem Verhängnis erliegt, das von Kindheit an auf ihn lauerte, zeigt er hier (im vierten Kapitel, Abschnitt 3 und 4), wie es durch scharfe Selbstbeobachtung, Energie und ärztliche Beratung möglich ist, der Gefahr zu entgehen; ein letzter Rückfall (im fünften Kapitel) wird nach diesem training geheilt durch den bloßen Anblick der Wahnsinnigen.

Bei der Furcht, die Hoffmann selbst davor hatte, in Wahnsinn zu verfallen, ist wohl ein gewisses inneres Verhältnis des Autors zu dem Thema unserer Geschichte (nicht etwa zu der äußeren Handlung derselben) anzunehmen, wie Ellinger schon 1890 (Dt. Dichtung 7, 244/45) vermutet hat.

2. Gliederung.

Der Erzähler berichtet von fünf pathologischen Erregungen, die sich jedesmal zu bedrohlicherer Höhe steigern, um dann wieder abzuklingen. (Dementsprechend ist der Text in unserer Ausgabe eingeteilt.) Am Schluß wird

* Ellingers Gesamtdeutung ebenda halte ich dagegen für verfehlt. Er faßt den Satz III 2: „Nun gingen, wie geweckt durch mein Eindringen in das geheimnisvolle Haus, die Abenteuer auf!" wörtlich auf; demgemäß versteht er die Entwicklung dahin, daß die „von der Phantasie erzeugten Vermutungen" des Erzählers „in das Geschick einer ihm ganz fremden, nur durch Äußeres nahegebrachten Familie" eindringen. Daß aber bloße Vermutungen aktive Kraft gewinnen, wird wohl selbst von der wildesten Mystik nicht angenommen; und wenn also Ellinger zum Schluß seiner Ausführungen „das Künstliche, was in der Konstruktion dieser seltsam verschlungenen Verhältnisse liegt", tadelt, so fällt m. E. dieser Vorwurf auf ihn selbst zurück.

dieser sorgfältigen psychopathischen Studie eine eilig und schlecht erfundene Vorgeschichte* angeflickt, die angeblich alles erklärt (wie erst der Arzt dem Erzähler und dann dieser seinen Zuhörern versichert), in Wirklichkeit den Leser aber ungefähr so dumm läßt wie er war**.

3. Technik.

Da diese novellistische Motivierung der psychopathischen Erlebnisse völlig mißlungen (ja, gar nicht ernsthaft versucht) war, so hielt Hoffmann selbst nichts von der Arbeit. „Das ‚Öde Haus' taugt nichts" schreibt er am 8. März 1818 lakonisch an den Verleger der ‚Phantasiestücke', und Hippeln gegenüber erwähnt er es überhaupt nicht bei Übersendung des Bandes.

Die beiden m. W. einzigen Kritiker, die bisher das Stück ästhetisch näher gewürdigt, betrachten es lediglich als Virtuosenleistung in der „Spannung" des Lesers. Ich setze ihre Urteile unter Weglassung der bereits zitierten Verdikte über den Zigeuner-Anhang her.

Pniower sagt (S. 248/49): „Der Reiz der Erzählung liegt in der meisterhaften Technik, mit der diese Geheimnisse nach und nach enthüllt werden; in der Art, wie die Lösung immer wieder kunstvoll hinausgeschoben wird; wie man einmal schon ganz nahe daran ist, zu vernehmen, welche Bewandtnis es mit dem Hause habe, es dem Erzähler aber durch einen harmlosen Trick gelingt, die seltsame Geschichte vorläufig unerzählt zu lassen."

Sakheim schreibt S. 100 von unserem Stück: „Es ist im höchsten Grade gemacht und eben wegen seiner raffinierten Technik wirksam. Die Frage wird ventiliert, ob das Haus bewohnt sei oder nicht — in seiner (!) Art meisterlich, alle ahnenden Schauer den Leser kosten lassend ... Spannung. Im Hause ist eine Zuckerbäckerei: das soll aber nur ein süßes Zureden sein ... Spannung aufs neue. In Wahrheit steht den Nerven noch manches Gastgeschenk bevor ... Atemlose Spannung. Da wird des fernern mit dem letzten Wort der damaligen Wissenschaft vom Magnetismus aufgetrumpft, sexuelle Probleme (psycho-physiologische Beziehungen) werden erörtert; soviel für die Klugen — die Dummen dürfen nicht leer ausgehn: für sie gibt es, wie schon erwähnt, ein paar Tröpfchen Zigeunerromantik." So ist unsere Erzählung nach

* Mit Recht entschieden abgelehnt von Pniower (S. 251 unten: „In der Erfindung dieser düstern Familiengeschichte ist Hoffmann so wenig zart wie sonst") und von Sakheim (S. 96 unten: die Erzählung ende „leider mit einer ganz unglaublich grob-materiellen Zigeunergeschichte").

** Man denke an das von Maassen überzeugend demaskierte ‚Automaten'-Fragment.

Sakheim (S. 96) „entschieden vor allem ein Muster für Hoffmanns technische Operationen".

Im Gegensatz zu diesen beiden Vorgängern verzichtet Maassen auf eine Gesamtwürdigung; er lobt jedoch speziell „die Szene im Konditorladen, wenn der groteske Verwalter des öden Hauses Zuckersachen einkauft und sein Hund in der Stellung eines Eichhörnchens die Makrone frißt". (3, XXVIII.)

So sehr ich alle diese Urteile an sich billige, so scheinen sie mir doch an der Hauptsache vorbeizugehn. Wie ich durch die Kapitelteilung des Textes angedeutet und im Vorstehenden sub 1 und 2 bereits halb ausgesprochen habe, interessiert es mich als Leser der Dichtung in erster Linie, zu beobachten, wie die innere Gefahr für den Helden und die innere Kraft zur Abwehr in gleicher Weise wachsen: jedes Kapitel zeigt den Kampf der beiden Mächte auf einem höheren Niveau, bis endlich mit dem Schluß des fünften Kapitels (S. 305) der Zauber von dem Helden abläßt. Die äußeren Ereignisse scheinen mir dagegen zurückzutreten.

III. Redaktionelle Eingriffe.

Wie die beiden französischen Bearbeitungen, die ich gesehen habe (s. u., V 1), bringt unsere Sammlung nur Theodors Erzählung. Die Unterhaltungen mit Lelio und Franz, die ihr vorangehen und folgen, sind in das Nachwort zur ganzen Sammlung gestellt, da sie von allgemeiner Geltung sind.

Wie Hoffmann in dieser Einleitung Lelio und Franz verwechselt (s. Nachwort, in Bd. 2), so schwankt er (in unserem sechsten Kapitel) in der Benennung der jungen Gräfin von S.: Pückler nennt sie Edwine [also ähnlich wie das mutmaßliche Modell hieß]; Koreff nennt sie am Schluß seines Berichtes zweimal Edmonde, ebenso danach Theodor selbst. Ich habe – wieder mit den beiden eben erwähnten französischen Bearbeitungen – an diesen drei Stellen „Edwine" eingesetzt.

IV. Textgeschichte.

Die Erzählung ist Anfang 1817, vielleicht in der ersten Hälfte des Februar*, für den zweiten Band der ‚Nachtstücke' verfaßt.

Der Band erschien im Herbst desselben Jahres; ‚Das öde Haus' ist die erste seiner vier Erzählungen.

Die sechs Druckfehler, die Maassen 3, 351 Z. 6–11 verzeichnet, habe ich

* Am 15. dieses Monats erhielt Hoffmann eine Abschlagszahlung für den Band.

mit Grisebach (dem Maassen gefolgt ist) beseitigt; doch habe ich dabei das S. 306 Z. 11 vor ‚langsam' stehende ‚sich' nicht in ‚sehr' verwandelt, sondern es gestrichen, da es zweifellos, wie Maassen selbst (in den Lesarten) vermutet, auf Kontamination Hoffmanns beruht und nicht, wie Grisebach angenommen hatte, auf einem Lesefehler des Setzers.

Außerdem habe ich S. 287 Z. 5 v. u. statt ‚wegscharrte': ‚wegschlarrte' gesetzt (vgl. S. 128 Z. 11 und Briefwechsel S. 406 Z. 2). Ein anderes Wort (S. 291) habe ich nur vermutungsweise in einer Note berichtigt.

V. Nachgeschichte.

1. Übersetzungen.

Ins Holländische: 1827 von Schroeder-Steinmetz (s. zum vor. St.).

Ins Französische: 1830 Loève-Veimars (s. zu St. 1) Livr. 4 (La maison déserte); 1836 Egmont (s. ebenda) Bd. 4 S. 1–53 (La maison déserte: nur Theodors Erzählung, in 4 Kapitel geteilt, von denen jedes auf einem neuen Blatt beginnt; „Berlin" ist, statt wie bei Hoffmann mit „***n", mit „B." angedeutet; die junge Gräfin heißt immer Edwine); La Bédollière (s. zu St. 2); 1844 Christian in den Contes fantastiques (s. zu St. 7) S. 375–392 (Le mystère de la maison déserte; gleichfalls nur Theodors Erzählung; der Ort ist erst V., dann W. genannt, also wohl mit Varsovie = Warschau identifiziert; die junge Gräfin heißt immer Edwine).

Ins Italienische hat 1835 ein G. B. unser Stück übersetzt in den zu St. 1 genannten Racconti, Vol. 3 (La casa deserta).

Eine schwedische Übersetzung von Karl Benzon (Det öde huset) erschien 1909 in einem Sammelwerk Fantasiens värld („Welt der Phantasie"; Stockholm, Gullberg).

2. Eine Bearbeitung.

Nach Sakheims Angabe (S. 63) hat Lermontov Typen und Motive des ‚Öden Hauses' benutzt in ‚Prisrak' („Die Vision").

3. Illustrationen.

Zu Christians Übersetzung hat Gavarni 8 Federzeichnungen entworfen, die 1843 in Holz geschnitten erschienen (s. zu St. 7; in Morizots Ausg. d. J. auf den Seiten 324f, 329f, 332, 334, 336, 339).

In Georg Müllers Ausgabe der ‚Nachtstücke' von 1913 (s. zum vor. St.) befinden sich 5 Federzeichnungen Kubins zum ‚Öden Hause', davon 3 als ganzseitige Bilder (S. 147, 155, 163) und 2 im Text (auf S. 167, 175).

12. Ein Brief an Herrn Baron de la Motte Fouqué.

I. Die Grundstimmung:

Hoffmanns Unmut über seine Dienstgeschäfte.

Fouqué hatte, wie S. 323 Note angegeben, in seinem ‚Frauentaschenbuch für das Jahr 1816' Hoffmanns ‚Fermate' gebracht. Auch für den Jahrgang 1817 dieses Taschenbuches hatte Hoffmann einen Beitrag versprochen, der Anfang 1816 abzuliefern gewesen wäre.

Daß das nicht geschehen war, schob Hoffmann auf seine Dienstgeschäfte, über die seine Briefe aus den ersten beiden Berliner Jahren fast unausgesetzt klagen. So schreibt er Hippeln am 1. November 1814:

> Es ist in meinem Leben etwas recht Charakteristisches, ... daß ich stets das zu tun gezwungen werde, was meinem eigentlichen tieferen Prinzip widerstrebt. – So glaubte ich mich auf immer der Justiz entschlagen zu haben, und Du siehst mich in diesem Augenblick von Akten hoch umwallt dekretieren, referieren und was weiß ich alles!

– am 12. März 1815:

> Von der Kunst kann ich nun einmal nicht mehr lassen, und hätte ich nicht für eine herzensliebe Frau zu sorgen und ihr nach dem, was sie mit mir ausstand, eine bequeme Lage zu bereiten, so würde ich lieber abermals den musikalischen Schulmeister machen, als mich in der juristischen Walkmühle trillen lassen! – Verzeih' es nur, mein geliebtester Freund, daß ich Dir wieder so viel vorklage! – Mit meinem zerrissenen Leben trage ich eigentlich die Schuld meiner wenigen Standhaftigkeit, meines Leichtsinns in früheren Jahren. Als Knabe, als Jüngling hätte ich mich ganz der Kunst ergeben und nie an etwas anderes denken sollen.

Am 28. April schreibt er demselben von seinem steigenden

> Ekel gegen ein Geschäft, das, so wie es jetzt betrieben wird, nur Unmut und Langeweile erregen kann. Erinnere Dich, teuerster Freund, daß es nie meine

Idee war, zur Justiz zurückzukehren, denn zu heterogen ist sie der Kunst, der ich geschworen.

Aber da sich kein geeigneteres Amt für Hoffmann fand, mußte er zufrieden sein, am 1. Mai 1816 als Rat im Kriminalsenat des Kammergerichts angestellt zu werden.

Am 30. August berichtet er Hippeln über den Erfolg der ‚Undine':

Das Kammergericht hat an der ‚Undine' großen Anteil genommen...

Bei dem Kammergericht fällt mir natürlich mein Geschäftsleben [d. h. meine Amtstätigkeit] ein, das ich wie den Klotz des Baugefangenen hinter mir herschleppe und glaube, es sei nun einmal die Strafe meiner vielen Sünden, daß ich in der freien Luft nicht ausdauern konnte und in den Kerker zurück mußte, so wie der verwöhnte Stubenvogel, dem das Futter so lange zugereicht wurde, daß er im Freien seine Atzung selbst zu suchen nicht mehr vermag.

Mit einem anderen Vergleich, aber genau in derselben Stimmung läßt er noch 1819 seinen alter ego Kreisler sagen:

zu spät trat [1806] die Befreiung ein. Mir geht es wie jenem Gefangenen, der, als er endlich befreit wurde, dem Getümmel der Welt, ja dem Licht des Tages so entwöhnt war, daß er, nicht vermögend der goldnen Freiheit zu genießen, sich wieder zurücksehnte in den Kerker.

In diesem Sinne schrieb er nun auch am 22. September 1816, drei Wochen nach dem zuletzt zitierten Brief an Hippel, an Fouqué, der vergeblich von Monat zu Monat den versprochenen Taschenbuch-Beitrag erwartet hatte:

Ich wollte, liebster Baron, Sie filzten mich recht wacker aus wegen meiner leichtsinnigen Versprechungen und wegen meiner Faulheit! – Aber in der Tat sind mir die unangenehmsten Geschäfte (ich stelle die mir übertragene Untersuchung über die Chezy oben an) so über den Hals und zu Kopfe gestiegen, daß ich alle Lust und Laune zu den Poeticis verlor...

So Gott will, hoffe ich Sie im Oktober, losgefesselt vom Joch des Kammergerichts, einige Stunden in Nennhausen zu sehen.

Um seinen guten Willen zu zeigen, legt er diesem Briefe den für Fouqués Taschenbuch bestimmten Beitrag bei und überläßt es Fouqué, ihn eventuell im Jahrgang für 1818 zu bringen.

Die Gleichnisse aus den Briefen an Hippel vom Staat als Tretmühle (März 1815) und von dem freiwillig in den Käfig zurückkehrenden Stuben-

vogel (August 1816) wiederholen sich in unserem Text; wir haben uns erlaubt, sie sperren zu lassen.

II. Meine Redaktion.

Ich gebe den Rahmen des „Briefes" vollständig. Die verschiedenen Geschichten aus Krespels Leben spielen, wie gesagt, in Süddeutschland* und konnten daher hier ebensowenig eine Stelle finden wie die Geschichte der Zulema aus dem ‚Sanctus'**.

III. Textgeschichte.

Wie sich aus dem zitierten Privatbrief an Fouqué ergibt, ist unser Stück etwa gleichzeitig begonnen mit dem Brief an Hippel vom 30. August 1816, an den es wörtlich anklingt, und drei Wochen darauf beendet.

Fouqué veröffentlichte es im ‚Frauentaschenbuch für das Jahr 1818' unter dem Titel ‚Ein Brief von Hoffmann an Herrn Baron de la Motte Fouqué'. Im letzten Satze des eigentlichen Briefes (bei uns S. 323, Z. 5 v. u.) ist hinter „Jahr" offenbar versehentlich „nicht" gesetzt; ich habe dieses Wort schon in meinem ersten Neudruck des ‚Briefes', Briefwechsel 270, gestrichen.

IV. Nachgeschichte.

Als Hoffmann 1819 die Geschichten vom Rat Krespel in die Gespräche der ‚Serapions-Brüder' einschaltete, mußte er natürlich den Briefrahmen weglassen; dieser ist daher in keine der sieben Gesamtausgaben des neunzehnten Jahrhunderts aufgenommen und infolgedessen auch nie übersetzt worden. — Das Fortleben der Krespelgeschichten selbst gehört nicht hierher; es sei darum nur kurz daran erinnert, daß die letzte und längste, von Antonia, oft übersetzt ist (ins französische allein sechsmal) und, in einer unerfreulichen Überarbeitung, als dritter Akt in dem zu St. 8 zitierten Drama von Barbier und Carré (als vierter in Barbiers Operntext) erscheint.

---

* In den ‚Serapions-Brüdern' (s. u., IV) ist der Ort statt mit „E." mit „H—" bezeichnet.

** An den ‚Sanctus'-Rahmen erinnert zufällig auch eine Stelle unseres Rahmenbriefs: von dem Schmetterling, der flatternd die Saiten des offenstehenden Flügels berührt.

Gedruckt im Jahre 1920 für den Verlag
Georg Müller in München von Poeschel & Trepte
in Leipzig. Den Einband führte nach Entwurf
von Paul Renner die Buchbinderei
H. Sperling in Leipzig aus.

*